

Verehrte Mitglieder und Freunde des Landesvereins „Badische Heimat“

Sie erhalten heute das Heft 2/1984, das dem 75jährigen Jubiläum des Landesvereins „Badische Heimat“ gewidmet ist. Der Zweck dieser Schrift ist es, im Jubiläumsjahr 1984 die traditionellen Arbeitsgebiete unseres Landesvereins zur Darstellung zu bringen, zum andern eine Bestandsaufnahme der kulturellen Landschaft des Landesteiles Baden vorzulegen. Sie enthält deshalb Arbeiten über den Heimatbegriff heute, Volkskunde, Denkmalpflege, Naturschutz und ergänzend die Aufsätze über Literatur, Musik, bildende Kunst, die Hochschulen, die Theater und auch die Wirtschaft des Landes. Außerdem stellen die Leiter des Landesmuseums und der Landesbibliothek ihre Institutionen und Arbeitsgebiete vor. Reizvoll ist auch die literarische Schau „Baden, von außen gesehen“.

Die Präsentation der Stadt Karlsruhe als Gastgeberin des Jubiläums-Festaktes wurde gerne aufgenommen. Damit rundet sich das Bild des ehemaligen Landes Baden, dessen Namen unser Landesverein trägt, zu einer eindrucksvollen kulturellen Schau.

Ich habe allen Autoren herzlichen Dank zu sagen, daß sie trotz starker persönlicher Inanspruchnahme sich dem Wunsch, einen Beitrag zu diesem Heft zu leisten, nicht verschlossen haben. Der gleiche Dank gebührt Herrn Architekten, Maler und Grafiker Alfred Siekiersky, Karlsruhe, der mit der Gestaltung des Titelblattes uns einen Freundchaftsdienst erwiesen hat.

Ludwig Vögely
1. Landesvorsitzender

*Grußwort von Herrn Oberbürgermeister
Dullenkopf zum 75jährigen Jubiläum des
Landesvereins „Badische Heimat“ am 22. 9. 1984*

Dem Landesverein „Badische Heimat“ übermittle ich, auch im Namen des Gemeinderates, zum 75jährigen Jubiläum herzliche Glückwünsche.

Mit seinem beispielhaften und lobenswerten Engagement umgreift der Landesverein ein weites Feld kultureller Aktivitäten, durch die er seinen Mitgliedern und Freunden ein breitgefächertes Spektrum landsmannschaftlichen Lebens und Wirkens darbietet. Damit hält er die Erinnerung wach an eine schon Historie gewordene „badische“ Vergangenheit. Zugleich festigt er die Verbundenheit und Liebe zur Heimat, aus der die Menschen stets neue Lebenskraft zu schöpfen vermögen. Daher sei dem Landesverein an dieser Stelle für seine Bemühungen herzlich gedankt.

Auch der früheren Landeshauptstadt Karlsruhe ist es ein besonderes Anliegen, die Verbindungen zum „Einst“ zu pflegen. Mit dieser Zielsetzung veranstaltet sie beispielsweise in zweijährigem Rhythmus eine „Badische Heimatwoche“, die stets große Resonanz findet. Der Landesverein „Badische Heimat“ darf also sicher sein, daß Karlsruhes Rathaus wie auch die Bevölkerung seiner Tätigkeit mit Aufgeschlossenheit und Interesse begegnen. Das bedeutet zugleich die Aufforderung, die bewährte Arbeit fortzusetzen. Dazu wünsche ich viel Erfolg!

Otto Dullenkopf
Oberbürgermeister

Grußwort des Präsidenten des Deutschen Heimatbundes

*Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Heimatfreunde!*

Als Präsident des Deutschen Heimatbundes und Norddeutscher betrachte ich es als eine große Ehre, in der „Badischen Heimat“ (Mein Heimatland), in der weit über die Grenzen Badens hinaus bekannten Zeitschrift ein Grußwort schreiben zu sollen. Ich komme der Bitte Ihres Vorsitzenden mit großem Vergnügen nach, weil ich darin allein schon das Bestreben sehe, sich als ein Glied in der Kette der deutschen Landesverbände zu betrachten, seine Eigenart und Verdienste vor dem gesamten deutschen Publikum gewürdigt zu sehen.

Als Norddeutscher tue ich das besonders gerne, denn vielleicht haben wir eine bessere, wenn auch in vielem oberflächliche Kenntnis des Badischen als unsere dortigen Landsleute von uns. Immerhin begleiteten uns auch in unseren Schulbüchern die Hebelschen Anekdoten, wußten wir, wer Martin Heidegger war und was das Alemannische.

Das Schicksal läßt Sie alle in einem Raume wirken, um den Sie von vielen Menschen beneidet werden: Schwarzwald, Kaiserstuhl, oberrheinische Tiefebene, Freiburg, Karlsruhe, Hans Christoph von Grimmelshausen, Ruländer und Kirschwasser sind zum Beispiel solche Namen, die das Wort Baden in uns wachrufen.

Als 1909 Ihr Landesverein „Badische Heimat“ ins Leben gerufen wurde, schloß er sich bald einer Bewegung an, die damals unüberhörbar überall an Türen und Fenster klopfte. Das war die Bewegung „Deutscher Bund

Heimatschutz“, deren Wert gerade im Badischen Land sofort in seiner Tragweite und in seinen ernstesten Konsequenzen verstanden wurde. Daß eine Kanalisation des Oberrheins auf die Dauer niemandem helfen würde, ahnte man damals bereits so gut wie die Schäden, die auf den Wald zukommen, dem allgemeinen Gut Ihrer Heimat. Ihr Landsmann und anerkannter Schilderer seines Schwarzwaldes, Hans Thoma, hielt zum Beispiel gegen 1905 eine fesselnde, ebenso ironische wie auch mitreißende Rede über die Gefahren, die dem Walde drohten, in der Badischen Kammer. Die Kenntnis über solche Gefahren in der Natur und im natürlichen Haushalt waren ebenso bekannt, wie die geradezu zerstörenden Einflüsse des modernen Lebens und seines Stils auf die heimische Bauweise, die Sprache und das menschliche Miteinander.

Es wird berichtet, die Mitgliederzahl des Landesvereins Badische Heimat sei im Vergleich zu der anderer Landesvereine sehr hoch gewesen. Also wußten viele Bewohner doch um das Gut, das es zu schützen galt — und zwar nicht gegen irgendwelche angeblich beute- und kriegslüsterne Nachbarn, sondern gegen den rücksichtslosen, ja hemmungslosen Fortschritt im eigenen Lande. Die besten Frauen und Männer traten damals Ihrem Verein bei. Sie haben aus eigenen Mitteln das Haus des Landesverbandes in der Hansjakobstraße gebaut, wozu die Stadt Ihnen das Grundstück gab. Leidenschaftlich haben sich viele Versammlungen Ihres Vereins mit Entschließungen, mit schriftlichen Protesten, mit Postkartenaktionen für den

Erhalt des Hohenstoffeln in Hegau eingesetzt. Sein Bild war in allen einschlägigen Kreisen Deutschlands ebenso bekannt wie das des Siebengebirges. Sie konnten es sich als einziger Landesverein erlauben, mehrere Zeitschriften „Mein Heimatland“, „Badische Heimat“ und den „Ekkhart“ gleichzeitig den Mitgliedern zur Verfügung zu stellen. Das gab es nirgendwo im damals kaiserlichen und später auch weimarischen Deutschland.

Warum ich Sie daran erinnere? Weil ich daran glaube, daß alle jene Eigenschaften der Menschen von damals noch heute bei Ihnen vorhanden sind: der Sinn für die Schön-

heiten der Natur, für ihren Platz in der Schöpfung, für die Schönheiten von Kunst und Kultur, für die heimische Bauweise und eine Umwelt, in der Sie sich wohlfühlen, von der Sie wissen, daß es Ihre Umwelt ist, Ihre Heimat.

Mögen nach den 75 Jahren dem Landesverein Badische Heimat weitere 75 Jahre steter Arbeit, erfolgreichen Einsatzes zum Nutzen der Heimat vergönnt sein.

Das wünscht Ihnen

Dr. Tiedeken
Präsident des Deutschen Heimatbundes

Gedanken über 75 Jahre Landesverein „Badische Heimat“

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Wenn man überlegt, welche Zeitabschnitte der deutschen und badischen Geschichte der Landesverein „Badische Heimat“ miterlebt und durchgestanden hat, dann wird klar, wie lange 75 Jahre sein können, mögen sie noch so rasch im Meer der Vergangenheit verschwunden sein. 75 Jahre sind gewiß eine Zeit, die zur Rückschau, zum Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft auffordert. Dies hat hier weniger mit reiner Chronistenpflicht zu tun, die Chronik des Landesvereins erscheint als Heft 3/1984, vielmehr sind Überlegungen angebracht, wie mit dem Wandel des Begriffes Heimat sich auch der Landesverein gewandelt hat. Denn er mußte Kaiserreich, Weimarer Republik, das III. Reich, die bittere Zeit nach 1945 bis zur Entstehung des heutigen Landes Baden-Württemberg und zwei Weltkriege überdauern. Alle diese Zeitabschnitte hatten ihren eigenen Begriff von Heimat und von dem, was für sie zu tun sei, wandelten diesen Heimatbegriff für ihre Zwecke und prägten so zwangsläufig auch den Landesverein mit. Die politischen Gegebenheiten spielten und spielen für das Werden und Bestehen eines solchen Vereines eine entscheidende Rolle. Auch der Landesverein „Badische Heimat“ mußte mit ihnen fertig werden. Seine Existenz beweist, daß ihm dies gelungen ist.

Die Zeit vor der Jahrhundertwende brachte ein starkes Anwachsen der Heimatbewegung. Das „bürgerliche Heimatbild“ (Bausinger), das ja auch heute noch vielfach als

freundliches Bild vorhanden ist, hat sich damals ausgebildet. Es ist als Gegenpol zur industriellen Revolution zu verstehen, denn die Industrialisierung setzte viele alte Werte, politische und traditionelle, ebenso soziale Strukturen außer Kraft, eine Umwälzung sondergleichen! Durch die Abwanderung aus dem umgrenzten und umhegten Bereich des Dorfes in die anwachsenden Großstädte begann die Proletarisierung. Ungezählte verloren so die Heimat, denn die Städte konnten nach der damaligen Ansicht keinen Heimatcharakter haben. Letztendlich führte das zu dem bösen Wort von den „vaterlandslosen Gesellen“. So wurde die Heimat im Dorfe zu einem Ideal- und Wunschbild, zu einem Bereich, in dem die überkommenen Strukturen noch galten. Heimat wurde in der von der Industrie noch unberührten Natur angesiedelt, sie wurde zu einem „Kompensationsraum, in dem die Versagungen und Unsicherheit des eigenen Lebens ausgeglichen wurde“ und „Besänftigungslandschaft, in der scheinbar die Spannungen der Wirklichkeit ausgeglichen sind“. (Hermann Bausinger „Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis“ in „Bürger im Staat“ Heft 4 Nov. 83) Heimat also als Befriedung sozialer Gegensätze, und das Heimatgefühl erfuhr einen ungeahnten Aufschwung.

Die eigentliche Heimatbewegung, die in die Zeit der Entstehung des Landesvereins „Badische Heimat“ hineinreicht, kann man in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts

datieren. In dieser Zeit wurden in allen Ländern Deutschlands Heimatbünde gegründet, Heimatmuseen eingerichtet und um die Einführung der Heimatkunde in den Schulen gekämpft.

Ein weiterer Gedanke sei hier eingeführt. Das Kaiserreich, noch vor nicht langer Zeit geschaffen, weckte nationale Gefühle in der Bevölkerung, die sich in Wort und Bild ausdrückten, die sich zu einer „Beschwörung“ des gemeinsamen Vaterlandes steigerten. Heimat und Vaterland wurden gleichgesetzt. Daraus resultiert wohl auch die Unterstützung der Heimatvereine durch Souverän und Regierung, in Baden besonders durch Großherzog Friedrich I. und Großherzogin Luise. Die stark zentralistischen Tendenzen des Kaiserreiches schlugen sich außerdem vor allem im kulturellen Bereich nieder. Die Heimatbewegung bot die Möglichkeit, das Eigenständige, Bodenständige, im eigenen Land Gewachsene zu betonen, auch und besonders in Sprache (Literatur) Sitte, Brauch usw. Heute findet dies alles im Begriff des Regionalismus seine Beachtung, damals diente die Heimatbewegung den gleichen Zwecken.

Dies mag genügen, um die zeitlichen Voraussetzungen zu nennen, die letztlich zur Bildung des Landesvereins „Badische Heimat“ geführt haben.

In Baden gab es drei Vereine, welche sich der Heimatpflege widmeten: Der „Verein zur Erhaltung der Volkstrachten“, 1894 gegründet, der „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege“ von 1902 und der „Badische Verein für Volkskunde“ vom Jahre 1904. Letztere beiden Vereine, die viele gemeinsame Ziele und gemeinsame Mitglieder hatten, schlossen sich zum 1. Januar 1909 zu dem neuen „Verein für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatschutz Badische Heimat“ zusammen. Unser Landesverein war damit gegründet. Die Zielsetzung war eindeutig: Erhaltung, Pflege und wissenschaftliche Erforschung des heimischen

Volkstums, Förderung der ländlichen Wohlfahrt auf materiellem und geistigem Gebiete, Schutz der heimischen Landschaft, ihrer Kultur- und Naturdenkmäler, ihrer Tier- und Pflanzenwelt und dadurch Weckung und Vertiefung der Heimatliebe. Diese Formulierung steht in der ersten Satzung des Vereins aus dem Jahre 1909. Überträgt man sie auf den heutigen Sprachgebrauch, so wird sichtbar, daß sie ihre Aktualität nie verloren hat. Um diese Ziele im Lande durchzusetzen, wurden die Schriften des Landesvereins gegründet: „Mein Heimatland“ und „Badische Heimat“ 1914, „Vom Bodensee zum Main“ und das „Ekkhart-Jahrbuch“ 1920. Mit diesen Publikationsreihen weist der Landesverein ein Schrifttum auf, wie es kein anderer Heimatverein besitzt. Es sind Musterbeispiele bester volkstümlicher Heimatarbeit und wissenschaftlicher Untersuchungen darunter, einmalig geradezu die Monographien der badischen Landesteile.

Die Aufbauphase des Landesvereins von 1909—1914 stand unter einem günstigen Stern. Nach dem Beginn, welcher der Werbung, der Bekanntmachung des neuen Vereins in der Bevölkerung, der Konsolidierung gelten mußte, kam man zur praktischen Arbeit, z. B.: Der Kampf um das Murgtalwerk stand im Mittelpunkt des Heimatschutzes, die Herausgabe der oberländer Volksliederbücher diente der Volkskunde, eine umfassende Flurnamensammlung war im Entstehen. Dieser fruchtbaren Arbeit setzte der Ausbruch des 1. Weltkrieges ein Ende. Der „heilige Krieg“, wie es in einem Aufruf in „Mein Heimatland“ hieß, begann. Prof. Dr. Max Wingenroth, der Schriftleiter und Theoretiker des Landesvereins, stellte in seinen Aufsätzen fest, daß nun die Stunde der Selbstbestätigung der „Badischen Heimat“ geschlagen habe, denn nun müsse er sein Daseinsrecht beweisen, ob die geleistete Arbeit tragfähig für diese große Zeit sei. Wieder wurden Heimat und Vaterland gleichgesetzt, und niemand in der Vereinsleitung zweifelte

am Sieg Deutschlands, denn: „Nicht nur der Krieg soll uns groß gefunden haben, auch den kommenden Frieden nach dem Siege muß groß gestaltet werden“. Beweise der Verein jetzt nicht seine Existenzberechtigung, verdiene er nicht mehr zu sein! Deshalb, so die Folgerung, müsse alles, was mit Vaterland und Heimat zusammenhängt, weiter vertieft, ausgebaut, „veredelt“ werden. Der Verlauf des Krieges führte die noch mögliche Vereinsarbeit in die Bereiche zurück, die für sich selbst sprechen: Mitsprache in der Gestaltung der Kriegsgräber, Soldatenfriedhöfe, Kriegerdenkmäler, Sammlung von Soldatenliedern und Soldatenbriefen, und als die Glocken von den Kirchtürmen heruntergeholt wurden, sammelte man Glockensprüche.

Von dem 1918 erfolgten Kriegsende und dem Sturz der Monarchie ist in den Zeitschriften des Landesvereins nichts zu lesen. Nichts! Die Vorstandschaft muß durch die Ereignisse tief betroffen worden sein, eine Welt war für sie zusammengebrochen. Sie schwieg, was viel aussagt. Vaterland gleich Heimat, galt diese Gleichung noch?

Die Landesversammlung 1919 diente der Bestandsaufnahme. Es zeigte sich, daß der Landesverein trotz schwerer menschlicher Einbußen lebensfähig geblieben war. Es wurde nicht theoretisiert, sondern um die Reorganisation gerungen und die Satzung den neuen Verhältnissen angepaßt. Die Inflation brachte große Schwierigkeiten und Probleme, die Geldnot stieg. Und trotzdem geschah das beinahe Unglaubliche: Die Zahl der Mitglieder und der Ortsgruppen stieg! Es zeigte sich, daß nach dem 1. Weltkrieg die Beziehung der Menschen zur Heimat ungebrochen war, daß sie sich durch den Ausgang des Krieges und den Vertrag von Versailles noch enger an die Heimat angeschlossen. Freilich, die Perspektiven hatten sich geändert, das Hoch auf den Großherzog fiel weg, die Republik war entstanden, und Eduard Spranger gab 1923 die berühmte Schrift

„Der Bildungswert der Heimatkunde“ heraus. „Aus den Nöten der Zeit geboren, möchte es (das Bildungsprogramm) einen Weg zeigen, der zur Einheit des Volkes und zur geistigen Einheit in uns selbst, also in doppeltem Sinne zu unserer eigentlichen Heimat, zurückführt“. Die Fundamente, das erwies sich nun, trugen noch. Mächtig wurde gearbeitet, als Beispiel: im 1. Halbjahr 1923 wurden 70 Heimatabende in 42 Orten gehalten, die Heimatkurse zur Gewinnung von Mitgliedern und Mitarbeitern liefen an, und der Landesverein wuchs in diesen Jahren auf 10 000 Mitglieder.

1922 starb Prof. Dr. Max Wingenroth, die Ära Hermann Eris Busse begann. In ihm gewann der Landesverein „Badische Heimat“ die Kraft, die ihn zum Höhepunkt seiner Geschichte führte, ein Glücksfall sondergleichen.

Die Fachausschüsse leisteten hervorragende Arbeit. Ohne Anhörung des Natur- und Denkmalschutzausschusses des Landesvereins konnte in Baden kein Projekt von der Errichtung, von Skihütten im Schwarzwald angefangen bis hin zur Errichtung von Kraftwerken, durchgeführt werden. Die Familienkunde wurde neu aufgenommen. 1924 hatte der Landesverein 12 000 Mitglieder.

Im Jahre 1926 erbaute der Architekt C. A. Meckel für den Landesverein „Badische Heimat“ in Freiburg das schöne Haus in der Hansjakobstraße. Es ist bis heute unser Mittelpunkt geblieben.

Hermann Eris Busse rief 1926 die „Alemannischen Wochen“ mit einem hervorragendem Programm ins Leben. Auch sie dienten der Verwirklichung des Heimatbegriffes, der heute mit einem leichten Lächeln der bürgerliche genannt wird, nämlich dem „Sichbesinnen auf die ewigen Werte der Heimat, des eigenen Volkes, seiner Vergangenheit und vielleicht auch seiner Zukunft“. Aber es folgt auch die Begründung: „Diese Bekenntnis zu den seelischen und geistigen Werten in unse-

rem Volke stellt sich gegenüber und inmitten des unerhörten Hetzens um materielle Gewinne vor die Teilnehmer und vor alle, die im Lande davon vernahmen.“ Heimat also als Reservat der Ruhe und Sicherheit in einer politisch und wirtschaftlich stark bewegten Zeit. Doch auch das muß man sehen, in diesen Worten steckte ein gutes Stück Regionalismus, die geistige Kapazität Alemanniens zeigte „S’Eige“ (Karl Kurrus). Es war wohl die Antwort darauf, daß in den „goldenen zwanziger Jahren“ Berlin zum Barometer des kulturellen Geschehens in Deutschland geworden war. Der Landesverein war zum Vorreiter für alle Bestrebungen geworden, die in einer Zeit fortschreitender politischer Gegensätze und sozialer Spannungen wieder die Heimat als einigendes Band anpriesen und mit voller Überzeugung die alten Fahnen der Heimatbewegung hochhielten.

1927 begann der jahrelange Kampf um das Schluchsee-Kraftwerk, gegen die Bedrohung des Titisees; der Baubeginn des Rheinkraftwerkes Kembs gab Anlaß zu besorgten Aufsätzen („Der sterbende Oberrhein“). Der Landesverein „Badische Heimat“ hatte in seinen Heften ein hervorragendes Mittel zur Darstellung seiner Argumente und erreichte eine hohe Sensibilisierung der Bevölkerung gegen alle Eingriffe in die Natur.

1929 bestand der Landesverein 20 Jahre. Er besaß 57 Ortsgruppen, die höchste Zahl, die er je erreichte. Diese unverzichtbaren Stützpunkte des Vereins reihten sich vom Bodensee bis Wertheim wie Perlen an einer Schnur aneinander. Sie dokumentieren die machtvolle Organisation, die der Landesverein geworden war, der nun über 14 000 Mitglieder hatte. Er war zum Sammelbecken aller Heimatfreunde des Landes geworden, ein unübersehbarer kultureller Faktor, eine Macht, wenn es galt, Natur, Landschaft und Denkmale zu schützen.

1931–1933: Krisenjahre, Not, politische Zerrissenheit, Austritte. H. E. Busse: „Wir

sind in Not, aber wir sind auch in Notwehr! Wenn wir uns mit aller Kraft dem Verfall der Kultur, dem Verfall des allgemein volkhaften und seelenhaften Erbes entgegenstemmen, wehren wir der Not. Alle müssen helfen. Wer Rat und neue Wege weiß, gebe sie uns kund, wir wollen weiterhin eine noch größere, eine noch tiefer wirkende Stimme sein in die Zukunft hinaus. Es darf sich keiner ausschließen. Wir brauchen alle: Bauern, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, Lehrer, Künstler, Männer und Frauen. Meldet neue Mitglieder an! Gewinnt zögernde, schwankend gewordene Heimatfreunde zurück! Wer sagt: Ich gebe nichts mehr aus für kulturelle Dinge, der verrät seine eigenen Kinder, läßt er doch die geistige Substanz verkommen, ohne die sie nicht gesund gedeihen können; denn wirklich, der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“

18. Februar 1933, Busse in Lörrach: „Heimat ist der Raum, in dem sich die Gesundung des Volkes zuerst abspielen muß. Zur Einkehr ist es noch nicht zu spät“. Und dazu noch die Erkenntnis: „Die Heimatbewegung sammelt zu ausschließlich ihre Kräfte im Kampf des Alten gegen das Neue, anstatt das Alte, d.h. Gewordene zum Kraftspeicher für das Neue auszubauen, damit das Neue sinnvoll und zweckvoll sich anschließe“. Damit hatte Busse die Schwierigkeiten eines Landesvereins von der Prägung der „Badischen Heimat“ deutlich angesprochen und auf die Gefahr hingewiesen, die entsteht, wenn der Anschluß an neue Entwicklungen verpaßt wird. Die Gefahr dem Vergangenen, Historischen zu sehr verhaftet zu bleiben, ist permanent. Leider blieben die Worte Busses Theorie, er hatte bis zum Jahre 1942 keine Möglichkeiten mehr, „das Alte zum Kraftspeicher für das Neue“ auszubauen.

Während der Zeit des III. Reiches hatte sich der Landesverein zu arrangieren. In den Heften tat sich nahezu nichts, keine Erwähnung der Machtergreifung Hitlers und der

Ereignisse danach. Sie erschienen wie bisher, so als wäre nichts geschehen. Nur Busse griff zur Feder und schrieb einen Aufsatz „Zeitwende“, der so beginnt: „Die deutsche Zeitwende, in der wir heute stehen, hat sich für Volk und Vaterland entschieden“. Das ist eine Aussage, welche die Richtung der Argumentation angibt. Man muß dabei im Rückblick zweierlei beachten. Einmal gab es Zeiten, in denen es der Landesverein schwer hatte, weil ihm Unverständnis und Böswilligkeit entgegenschlugen. Nun hoffte man auf mehr Verständnis.

Zum anderen war es leicht, Volkskunde, Volkskunst, Heimatschutz und viele andere Bereiche unserer Arbeit in die Nationalsozialistische Volkstumspflege einzubeziehen. Von seinen Zielen her gesehen, mußte der Landesverein ungeschoren bleiben, auch weil er politisch stets neutral geblieben war. Er blieb es tatsächlich und auch das hatte mehrere Gründe. Abgesehen davon, daß bei der Ernennung der Vorstandschaft nun das Führerprinzip angewendet wurde, schlugen alle Versuche übereifriger nationalsozialistischer Funktionäre in Freiburg fehl, den Landesverein mit Haus und Vermögen zu vereinnahmen und zu ihrem Werkzeug zu machen. Dies dankt die „Badische Heimat“ zumeist dem damaligen Kultusminister Dr. Wacker, der seit seiner Studentenzeit aktives Mitglied des Vereines war und ihn wirkungsvoll abschirmte. Vielleicht ließ man den Verein auch deshalb in Ruhe, weil man glaubte, notfalls mit ihm leicht fertig zu werden, und weil er schließlich seine Arbeit für das Land verrichtete, eine Arbeit, welche der Nationalsozialismus vernachlässigt hatte, jetzt gerne in Anspruch nehmen wollte und deshalb verunsichert war. Zugleich bewiesen der Landesvorsitzende Schwoerer und Busse großes taktisches Geschick. Sie boten keine Angriffsflächen und setzten ihre Arbeit unbefangen und mutig fort. Die Hefte, welche in den dreißiger Jahren erschienen, waren von besonders hoher Qualität.

Das Jahr 1934 stand im Zeichen des 25jährigen Jubiläums des Landesvereins. Busse schrieb einen Beitrag mit dem Titel „Heimat ist die Allmende der inneren Kraft“. Wenn auch die Grundtendenzen gleich blieben — Heimat als Hort gegen Unrast, Zeitgeist und soziale Gegensätze — so erkannte Busse doch, daß die Aufgabenstellung anders geworden war: „Die Aufgaben der Heimatbewegung sind bei uns unter der Hand ganz anders geworden als ehemals. Sie lösten früher doch mehr oder weniger verblichene Glanz aus Staub und angeblich aus unge rechter Vergessenheit. Der bürgerliche Pflieger ergriff damals das Wort. Seit Jahren aber schon, infolge der Aufklärungsarbeit durch Heimatkurse und Vorträge und Schrifttum überwiegt eigentlich das forschende und erziehende Element . . . Das Private, das ‚Rentierhafte‘ fiel weg. Der Landesverein kämpft um Gegenwärtiges, vorab auf dem Gebiet des Landschaftsschutzes, er hatte von jeher sein Augenmerk auf das Bewegte und das Bewegende gerichtet, nicht auf das leblos Beharrende“. Diese bemerkenswerten Gedanken, die auf ein neues Heimatverständnis schließen lassen, zeigen, daß Busse ein feines Gespür für die zeitbedingten Veränderungen hatte und er zog den Schluß für die Heimatarbeit daraus. Die Schwierigkeiten der Realisierung solch richtiger Gedankengänge blieben aber nach wie vor die gleichen. Es ließ sich in dieser Beziehung in den dreißiger Jahren nichts mehr bewegen.

An dieser Stelle muß auf etwas Unerhörtes hingewiesen werden: Der Ausbruch des 2. Weltkrieges findet in den Publikationen des Landesvereins keinerlei Erwähnung! Es finden sich weder Aufruf noch sonstige Aufsätze, die auf dieses schicksalhafte Ereignis eingehen. Die Hefte erschienen weiter wie bisher. Wie ist das zu erklären? Vermutlich nur damit, daß der Vorstand tief betroffen war, daß er ahnte, was auf Land und Leute zukommen würde. Den Krieg zu verherrlichen, das vermochte er nicht, lieber schwieg

er. Niemand empfand — wie es bei Ausbruch des 1. Weltkrieges der Fall war — daß hier ein „heiliger Krieg“ seinen Anfang genommen hatte. Für die Arbeit des Landesvereins bedeutete, und viele Briefe der Soldaten bewiesen es, Heimat gleich Frieden. Eine neue, notgeborene Gleichung. Und der Landesverein fand zu den Tätigkeiten zurück, die er schon 1914—1918 ausübte: Schutz des Kunstbesitzes vor Beschädigungen, Sammlung der Soldatensprache und Soldatenlieder, Beschäftigung mit Soldatenfriedhof und Grabmal.

Ende 1942 hörte jede offizielle Tätigkeit des Landesvereins „Badische Heimat“ auf. Alle Zeitschriften durften nicht mehr erscheinen und wurden eingestellt. Schwere menschliche Verluste trafen den Verein, dazu gehört auch nach dem Kriege der Tod Hermann Eris Busses — 1947 — Diese Lücke konnte nie mehr gleichwertig geschlossen werden.

Beinahe acht Jahre zur Untätigkeit verurteilt zu sein, kann für jeden Verein tödlich wirken, umso mehr für einen Landesverein wie die „Badische Heimat“. Die schrecklichen Zeitumstände und die politischen Realitäten in unserem Lande nach 1945 werden in der Chronik des Landesvereins ausführlich geschildert, ebenso die Bemühungen, die in dem durch die Besatzungszonen geteilten Lande vom alten Vorstand gemacht wurden, um zu einer Wiedergründung zu kommen. Die Schwierigkeiten waren riesengroß, wie sich überhaupt die Frage stellte, ob der Verein wieder gegründet werden und in welcher Form er wieder erstehen sollte. Die Meinungen gingen weit auseinander, das Ringen um den Südweststaat spielte in die Überlegungen hinein. Aber noch andere Tatsachen warfen ihren Schatten auf jenes tastende Beginnen. Flüchtlingsströme kamen in das Land, Kriegsgefangene kehrten nach und nach heim, Familien fanden wieder zueinander, der Aufbau begann. Obwohl man doch nun annehmen sollte, daß in solcher Zeit Heimat und damit Geborgenheit und Sicherheit not-

wendig waren wie kaum je zuvor, erfuhr der Begriff Heimat eine Abwertung, wie sie kaum vorstellbar war. Es war, als ob das zurückliegende, gewaltige Geschehen das Heimatbewußtsein ausgelöscht hätte, so, als ob es nie vorhanden gewesen wäre. Heimat gleich Vaterland, wo war das Vaterland? Heimat gleich Hort der traditionellen und historischen Strukturen, wo waren diese? Heimat gleich Ort des Friedens, des Beständigen, des Gewachsenen, wo war dies alles? Waren das nicht längst zerronnene Träume? Es war kein Platz mehr für Emotionen. Das alte Heimatverständnis existierte nicht mehr, war wohl auch dazu belastet durch „Blut und Boden“ des Nationalsozialismus. Man hatte mit sich zu tun, die Finger wollte man sich nicht wieder verbrennen. Das Pendel schlägt bei uns Deutschen radikal um, wenn es umschlägt. Und so wurde der Heimatbegriff alter Prägung ausgelöscht, einen neuen gab es nicht. Umso mehr muß man die Weitsicht und den Mut jener Männer bewundern, denen es ernst war mit dem Vorhaben, den geistig entwurzelten Menschen wieder Heimat zu bringen, die Kräfte zu nützen, die eben aus der Heimat kommen, mag deren Definition sich wandeln, wie sie es will. Und so gelang schließlich das Werk. Am 16. Oktober 1949 wurde im historischen Kaufhaus zu Freiburg der Landesverein „Badische Heimat“ wieder gegründet und konnte bald wieder auf Landesebene tätig werden.

Jeder Verein, der so lange besteht, hat seine Krisen. Die „Badische Heimat“ blieb davon nicht verschont. 1952 trat der Gesamtvorstand zurück, ein einmaliger Vorgang in der Geschichte des Vereins. Unter Prof. Dr. Schwarzweber gelang die Konsolidierung und Stabilisierung. Die „Badische Heimat“ hatte wieder zu sich gefunden.

Es ging wieder aufwärts. 1950 erschien das erste Heft „Badische Heimat (Mein Heimatland)“ wieder im neuen, nun weißen Gewande, ab 1956 kam auch der „Ekkhart“ wieder heraus. Beide Reihen dienen heute

noch der Arbeit des Vereins in vorzüglicher Ausstattung und inhaltlicher Qualität.

1954 erreichte der Landesverein mit beinahe 7000 Mitgliedern den höchsten Stand nach 1945. Dauerbrenner der Heimatarbeit wurde der Kampf um die Wutachschlucht. Sorgen machte die militärische Inanspruchnahme des Feldberges, die Fragen des Hoch- und Oberrheins. Der Verein verfügte wieder über 25 Ortsgruppen, neue waren im Entstehen.

Das 50jährige Jubiläum des Landesvereins wurde 1959 groß gefeiert. Zitat aus der Festrede von Prof. Dr. Karl Bader: „Wir müssen, wenn wir bestehen wollen, uns davor hüten, zum bloßen Traditionsverein zu werden“. Und weiter: „Wir verdanken dem badischen Staat viel: unseren Namen, Zusammenhalt, Vielfalt in der Einheit und, es sei ein letztes Mal betont, Bereitschaft zum Ausgleich. Aber wir gehen nicht auf in der Arbeit für einen vergangenen, gegenwärtigen oder künftigen Staat. Wir sind nicht, wie manche glauben mögen, Relikt, sondern lebendiger Körper. Wir schätzen in Ehrfurcht die Vergangenheit, ohne alles Vergangene für gut, schön und erhaltenswert zu halten. Es geht uns um lebende und gestaltende Gegenwart, um schönes und fruchtbares Dasein in unserer lieben, kleinen Welt, die unsere ‚Badische Heimat‘ ist“. Schöner ist Heimatarbeit kaum beschrieben worden. Einerseits. Aber: „... schönes Dasein in unserer lieben, kleinen Welt?“

Prof. Baders Schluß seiner Festrede sagt viel aus. Hier wird ein „Dasein“ beschworen, das es nicht mehr gab. Oder sollten diese Worte nur ein effektvoller rednerischer Schluß sein? Wohl kaum. Überblickt man die letzten 20 Jahre, dann kann man sicher feststellen, daß sich der Landesverein „Badische Heimat“ an der anstehenden Diskussion dessen, was nun unter Heimatbewußtsein zu verstehen ist, nicht beteiligt hat. Er hat in diese Auseinandersetzungen nicht eingegriffen und Stellung bezogen, und er hat so die Chance nicht

wahrgenommen, den Heimatbegriff in einer veränderten Welt mitzuprägen. Das ist schade, weil sich dies auf die Zielsetzung der Arbeit für die Heimat auswirken mußte. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es wurde z. B. hart um Bodensee und Hochrhein gekämpft, die Ortsgruppen leisteten gute Arbeit vor Ort (z. B. im Naturschutzjahr 1970 und im Denkmalschutzjahr 1975), aber die hervorragenden Ausschüsse für Denkmal-Heimatschutz oder Volkskunde wurden nicht mehr geschaffen. Es fehlte die Generallinie, dafür wurden die Ortsgruppen zu Stützpunkten in einer Zeit, die mehr und mehr den gemeinsamen Einsatz aller Kräfte forderte. Man darf die erbrachten Leistungen nicht für gering erachten, doch der Anschluß an das sich abspielende Geschehen in Natur und Landschaft, in der Denkmalpflege ging verloren. Die Folge mußte ohne Zweifel die sinkende Einflußnahme auf alle diese Gebiete sein. Das friedliche, „bürgerliche“ Heimatbewußtsein existierte endgültig nicht mehr. Heimat wurde mehr denn je zur Herausforderung. Aktualität und die Auseinandersetzung mit den zeitbedingten Problemen wurden für den Landesverein lebenswichtig. Niemand konnte ein Interesse daran haben, daß (wie Bader es ausdrückte) die „Badische Heimat“ Relikt wurde. Was ist zu tun, damit sie „lebendiger Körper“ bleibt und „lebende Gegenwart“ mitgestalten kann?

Da stellt sich zunächst — und das ist für den Landesverein von großer Bedeutung — die Frage: Wie halten wir es mit der Tradition? Für uns kann es niemals Tradition oder Fortschritt heißen. Die Entscheidung muß vielmehr lauten: Tradition und Fortschritt! Tradition, wie wir sie verstehen, beinhaltet die Erkenntnis, daß wir auf der Arbeit der vor uns liegenden Generationen aufbauen, ihre Erfahrungen und Kenntnisse nutzen, daß wir basieren auf dem, was sie geleistet haben, hier besonders auf den Gebieten, die der Landesverein zu pflegen hat. Wir wissen, daß ein Leben ohne dieses überlieferte geistige,

kulturelle und auch materielle Erbe nicht denkbar ist. Wir müssen es „erwerben, um es zu besitzen“. Wir wissen auch um die starke bindende Kraft, die von Tradition ausgeht. Wir wollen sie nicht missen. Wir sind in jeder Weise diesem väterlichen Erbe verpflichtet. Andererseits setzte sich die ungeahnt schnelle Entwicklung von Wissenschaft und Technik in Gegensatz zur Tradition, vergessend, daß auch sie darauf beruhen, daß das Gegenwärtige sich aus dem Vergangenen entwickelt hat. Die Gefahr, nur noch den Fortschritt zu sehen, ist groß, der Fortschrittsglaube dominiert die Gegenwart. Tradition ist nicht mehr gefragt. Für den Landesverein ist dieses Spannungsfeld besonders spürbar. Im Wissen, daß Fortschritt nicht dadurch erreicht wird, daß man mit der Tradition bricht, können wir dem Wort W. v. Humboldts zustimmen: „Ein Volk, das keine Vergangenheit haben will, verdient keine Zukunft“. Deshalb die Folgerung: Tradition und Fortschritt! Das verpflichtet den Landesverein, Hüter des kulturellen Erbes zu sein, des Brauchtums, der Sitte, Volkskunst und Volkskunde, aber auch dem Fortschritt zu geben, was des Fortschrittes ist. Das heißt ganz einfach formuliert, aktuelle Aufgaben anzupacken, an den geistigen Auseinandersetzungen teilzunehmen.

„Was der 30jährige Krieg nicht geschafft hat, das bewirken die Eingriffe der heutigen Zeit“. (Ernst Rudorff — 1840—1916 — der Begründer des Deutschen Bundes Heimatschutz) Rudorff starb während des 1. Weltkrieges, was würde er heute sagen? Wo nach Aussagen von Leuten, die es wissen müssen, nach 1945 mehr Kulturdenkmale zerstört worden seien als im letzten Krieg? Hier spiegelt sich eine Tatsache wider, welche ebenfalls die Mißachtung der Vergangenheit zeigt. Jeder erinnert sich noch an die Zeit der 60er Jahre, wo der Bauboom wie ein Bazillus im Zeichen des Aufschwungs die Menschen erfaßte. Wir wissen ebenso, daß dabei zu oft das Alte im Wege stand und dem Neuen,

was immer man darunter verstehen mag, weichen mußte. Die Folgen sind bekannt. Man braucht nur das bauliche Bild unserer Städte anzusehen, und auch unsere Dörfer haben oft genug ihren Charakter verloren, sind teilweise nur noch „kleine Städte mit etwas mehr grünem Umland“ (Anstett) geworden. Was hier in aller Kürze angesprochen wurde, bedeutet für den Landesverein die Verpflichtung, den schweren Dienst des Denkmalschutzes nach Kräften zu unterstützen (siehe dazu die Aufsätze von Dr. Anstett und Prof. Stopfel in diesem Heft). Materiell können wir das nicht, aber unsere Hefte stehen dem Denkmalschutz weit offen. Wir sind uns unserer Aufgabe voll bewußt, vernachlässigen wir sie, können wir vor der Vergangenheit und vor der Zukunft nicht bestehen. Deshalb sind alle Mitglieder und alle Ortsgruppen zur Wachsamkeit aufgerufen.

Nichts, was dem Wohle der Menschen und dem Raum, in dem sie leben, schadet, braucht unwidersprochen hingenommen zu werden. Prof. Dr. Schwarzweber, unser Landesvorsitzender von 1952—1968, der große und engagierte Naturfreund, sagte dazu die Worte, die auch noch heute für den Landesverein zutreffen: „Wenn (uns) die Mittel fehlen, helfend einzugreifen, wollen wir wenigstens die Allgemeinheit aufrütteln, Schlimmes zu verhüten“.

Der Veränderung des Heimatverständnisses, wie sie Heinrich Hauß in seinem schönen Aufsatz in diesem Heft darstellt, muß der Landesverein Rechnung tragen. Man wird intensiv darüber nachdenken müssen, wie man diese Überlegungen in die praktische Heimatarbeit einbringen kann, die Diskussion ist mit dieser Arbeit von Hauß eröffnet. Wir müssen sie führen, um nicht wieder ins Hintertreffen zu geraten. Die Zeit, in der wir leben, darf nicht an uns vorrüberziehen, als gebe es sie nicht. Frischer Wind, Dynamik statt Statik, das ist es, was der Landesverein „Badische Heimat“ braucht.

Die Kraft der Argumente hängt nicht von der Anzahl der Mitglieder eines Vereines ab, wohl aber das Gesamtgewicht des Vereines, das er in aktuelle Auseinandersetzungen einbringen kann. Die Mitgliederbewegung ist im Jahre des 75jährigen Jubiläums des Landesvereins „Badische Heimat“ vielleicht das größte Problem, vor das er sich gestellt sieht. Es soll bei dieser Bestandsaufnahme offen angesprochen werden. Wenn bisher die Meinung vorherrschte, daß Menschen erst im reiferen Alter nach Bewältigung der Aufgaben, die Beruf und Familie mit sich bringen, das Interesse und die Zeit hätten, einem Verein wie dem unsrigen anzugehören, so stimmt das heute nicht mehr so ausschließlich. Gerade die Jugend ist heute aufgeschlossen, wenn es um Natur-, Landschafts- und Denkmalschutz geht. Wie sie zu gewinnen ist, das ist freilich die Frage. Hier sind in erster Linie unsere Ortsgruppen aufgerufen. Sie sind unverzichtbar für unsere Arbeit, durch sie läßt sich viel bewegen. Sie können das Geschichtsbewußtsein pflegen, ihren Beitrag zur Orts-, Heimat- und Regionalgeschichte leisten. Sie können beitragen zur Sicherung und Darstellung der vielfältigen Bodendenkmale. Sie sind in der Lage, die heute gegebene Flexibilität der Menschen auszunützen, um an Beispielen zu zeigen, was Denkmalpflege zu leisten vermag, aber auch zu zeigen, was saurer Regen bewirkt. Durch aktuelle Arbeit werden junge Mitglieder gewonnen. Darum muß die erste Forderung lauten: Bildet wieder Ortsgruppen! Viele Städte und Orte in unserem Lande gibt es, wo sie einst bestanden, durch die Ungunst der Umstände einschlieffen, wo aber noch viele Mitglieder da sind. Wenn auch zahlreiche andere Heimatvereine in die Lücke gestoßen sind, so müßte es durch persönlichen Einsatz verantwortungsbewußter Mitglieder möglich sein, neue Ortsvereinigungen mit Einbeziehung des Umlandes zu gründen. Werbung neuer Mitglieder tut not. Wenn jedes Mitglied im Jahre 1984 ein neues werben würde, wäre dies das schönste Geschenk für

den Landesverein zu seinem 75. Geburtstag. Wir würden gestärkt in die Zukunft gehen können.

Im Wissen, daß bei der Durchsetzung von richtig erkannten Maßnahmen in der Heimatpflege allgemein, bei der Verhinderung von unverantwortlichen Plänen gegen Natur und Denkmal alle Kräfte zusammengefaßt werden müssen, hat sich in Südbaden der „Arbeitskreis alem. Heimat“ gebildet, die Dachorganisation aller der Heimatpflege verpflichteten Vereine und Vereinigungen. Mit durch die Initiative des Landesvorsitzenden ist auch in Nordbaden eine gleiche Dachorganisation entstanden, deren Gründungsversammlung im Juni 1984 stattfindet. In beiden Vereinigungen ist die „Badische Heimat“ maßgeblich vertreten und wird ihre jahrzehntelange Erfahrung in die künftige Zusammenarbeit einbringen. Der Landesverein begrüßt den großen Erfolg, den die Heimatpflege errungen hat, denn nur mit geballter Kraft kann gegen die fortlaufende Zerstörung unserer Landschaft ein Erfolg errungen, können Schwerpunkte volkskundlicher Arbeit gesetzt und wirksame Arbeit vor Ort unterstützt werden. Die Chancen sind durch die beiden Dachorganisationen größer geworden.

Der Landesverein „Badische Heimat“ kann stolz sein auf das, was er in 75 Jahren geleistet hat. Und doch ist dieser Landesverein, dessen Mitglieder in der ganzen Bundesrepublik leben, dessen Schriften in allen wesentlichen Bibliotheken zu finden sind, keine leicht bewegliche Gemeinschaft. Und trotzdem! „Loset, wie wär's“ nannte unser Mitglied Gerhard Jung sein neuestes Buch. Das heißt: Packen wir es an! Packen wir es wirklich gemeinsam an, dann kann der Landesverein „Badische Heimat“ getrost dem Jahre 2000 entgegengehen. Existierte unser Landesverein nicht, so müßte er heute gegründet werden, so notwendig ist es geworden, für die Ziele zu kämpfen, die seit 1909 in seinen Satzungen stehen.

Der indianische Freund sagt

*Wir machen keinen Wettbewerb.
Wenn einer leidet,
leiden die anderen.
Wir sind gastfreundlich
und halten Wort.
Die Geister der Toten
sind uns vertraut.
Den Nutzen achten wir nicht.
Wenn wir ein Fest feiern,
sind alle dabei,
auch Kräuter, Mais und Kürbis,
der über Kiesel
springende Bach,
Antilope, Schlange und Büffel,
das Feuer und die Schatten,
die es erzeugt,
Wolke und Berg,
der Morgenwind, der sich
hinter den Ulmen erhebt,
das Grün, Gelb und Rot
des Regenbogens.
Sie sind alle unsere Geschwister.*

Walter Helmut Fritz

*(Aus: Sehnsucht, Gedichte und Prosagedichte, 1978,
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg)*

Regionalismus, regionale Mentalität und die Veränderung des Heimatverständnisses

Heinrich Hauß, Karlsruhe

„Die Suche nach Heimat spielt sich erst einmal im Kopf ab“
(Ästhetik und Kommunikation,
Heft: Heimat-Sehnsucht nach
Identität, 1980, S. 66)

I.

„Daß zwei die glich Sprooch schwätzet,
Sell will no gar nind heiße“

M. Bosch, Wa sollet au d Leit denke

Bei einem Begriff wie dem des Regionalismus ist von vornherein damit zu rechnen, daß er einer „Aufladung“ mit verschiedensten Bedeutungen ausgesetzt ist, besonders da es sich — wenigstens phasenweise — um einen politischen Signalbegriff handelte oder noch handelt. Der Regionalismus, der sich im Laufe der 70er Jahre entwickelt hat, ist zunächst eine Reaktion. Er kann entweder *politisch* bestimmt werden als Einspruch gegen den Planungs- und Verfügungsanspruch der politischen Zentren oder mehr *zivilisationsgeschichtlich* als Auseinandersetzung mit den Zwängen des uniformierenden Zivilisationsprozesses und der Bewahrung humaner Welten. Politisch ist diese Auseinandersetzung allemal, weil nur politisch entschieden werden kann, „welche Mächtigkeit die Erhaltung kontingenter Herkunftswelten gegenüber dem Selektionsdruck der Zivilisation“¹⁾ einnehmen wird, wie der Philosoph Lübke das ausgedrückt hat. Der Regionalismus ist Ausdruck eines Unbehagens, das in seiner Artikulation noch weitgehend auf Sprache und Denkelemente der Ideologie zurückgreift, die dem Regionalismus voraus-

ging. Es sieht so aus, als habe der Regionalismus alle jene politischen Bedeutungsfelder an sich gezogen, die in den 60er und 70er Jahren von Schlüsselbegriffen wie Emanzipation, Basisdemokratisierung, konkrete Utopie, Kreativität besetzt wurden. Erst im Laufe der letzten Jahre beginnt das Regionalismuskonzept, sich zu verändern und über eine Neudefinition des bisher ausgesparten oder diffamierten Heimatbegriffes eine eigene Sprache und Bestimmung zu finden. Gleichzeitig hat sich der Regionalismus, der sich in seiner Anfangsphase anschickte, so etwas wie eine Bewegung werden zu wollen, zu einer „regionalen Mentalität“ naturalisiert, wurde zu einem Element unseres Alltagsbewußtseins, so wie wir heute auch von einem ökologischen Bewußtsein bei den Bürgern sprechen können. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt scheint daher der Begriff der „regionalen Mentalität“, der von M. Bosch schon 1977 vorgeschlagen wurde²⁾, für die Beschreibung der Veränderungen besser geeignet zu sein als der Begriff Regionalismus, der Programmatik und Regionalismus als eine etablierte politische Bewegung nahelegt. In der Tat, bei der Kompliziertheit der Vorgänge und Verknüpfung von Regionalismus und Heimatverständnis läßt sich behaupten: „Die Suche nach Heimat spielt sich (heute) erst einmal im Kopfe ab“³⁾. Das mag manchem nicht recht sein, der da meint: „Heimat isch e Gfühlsuusdruck, isch öbbis vum Innere, vo dr Überzügig oder vo dr innere listellig.“ Doch derselbe Autor behauptet auch: „I bin in Basel so guet deheim wi z’Friburg un z’Strosburg“⁴⁾. Zwischen beiden Aussagen liegt jene Spannung, die der Im-

puls des Regionalismus hervorgetrieben hat: Heimat als „innere Iistellig“ und die Modifizierung des Heimatbegriffs durch den Regionalismus — *Pluralisierung heimatlicher Orte*. Regionalismus, so ließe sich zugespitzt behaupten, ist Heimat im Plural aus der Erkenntnis der absoluten Gefährdung lokaler Heimat heraus oder *lokale Heimat gibt es gar nicht mehr ohne den größeren Zusammenhang mit der regionalen*.

Mit dem Begriff Regionalismus verbindet sich heute ein breit gefächertes Spektrum von Erfahrungen, Erkenntnissen, aber auch Programmen und Strategien. Vom Anthropologischen über das Psychologische bis hin zum Politischen hat sich an diesen Begriff so ziemlich alles ankrystallisiert, was an Problemen unseres aktuellen Lebenszusammenhanges vorkommt. Das Spektrum reicht von der Neuentdeckung der „Territorialität“⁽⁵⁾ des Menschen bis zum „raumbezogenen Identitätsbedürfnis“⁽⁶⁾ des Menschen, vom Zweifel an der administrativen Problemlösungsfähigkeit bis zur „Erfahrbarkeit“⁽⁷⁾ als einer politischen Kategorie, vom Kampf gegen die dominierenden Metropolen bis zur Forderung überschaubarer autonomer Regionen.

Der Regionalismus wurde als Reaktion „auf bestimmte gesellschaftliche Vorgänge und Tendenzen“⁽⁸⁾ bestimmt. Worauf reagiert er im einzelnen? Auf ein Bündel von Defiziten und Versagungen. Er ist Reaktion auf „industriekapitalistische Entwicklung und ihre Tendenzen zu Standardisierung und Uniformierung“⁽⁹⁾, Reaktion auf „Entsubjektivierung“⁽¹⁰⁾ in der Massen- und Konsumgesellschaft, Reaktion auf Sinnverlust und Identitätskrise, Reaktion auf fehlende soziale und räumliche Verortung. Kurz, die Beziehungsfelder des Regionalismus und der regionalen Mentalität sind so vielschichtig und differenziert, so daß die einfache Antwort eines „Handlungskonzeptes Region“ schon wieder ideologisch zu sein scheint. Festzuhalten aber ist: Der Regionalismus ist gleichzeitig *gesellschaftskritische Analyse* und *Strategie der Krisenbewältigung* „vor Ort“. Dieser Impuls

gibt auch dem Heimatbegriff eine „neue Qualität“, eine neue Dimension der Bezüge und ein erstaunliches Niveau der Reflexion.

II.

„Wer sin den mer, wo protestiere
Wie uns der Schnawwel tuet verführe?“

Raymond Matzen

Nach Auslöser, Bedingungsfeldern und Zielvorstellungen lassen sich zumindest drei Profile des Regionalismus unterscheiden. Da ist einmal der Regionalismus autonomistischer Prägung, der vom internen Kolonialismus der Provinz ausgeht und als eine „Herausforderung des Nationalstaates“⁽¹¹⁾ definiert worden ist. Dieser Regionalismus findet sich in Westeuropa fast „ausnahmslos in den peripheren geographischen Positionen zum administrativen Zentrum des sie übergreifenden Nationalstaates“⁽¹²⁾. Dieser Regionalismus peripherer geographischer Positionen ist insofern eine Kritik am Nationalstaat als er in Zweifel zieht, daß der Nationalstaat „als organisatorische Plattform zur Lösung der großen existentiellen Probleme der Menschheit im Bereich von Sicherheit, Ökonomie, demographischem und sozialen Wandel oder gar Energie“⁽¹³⁾ überhaupt noch etwas beitragen kann. Jean Amery läßt denn auch den Regionalismus nur dort als ein authentisches Problem gelten, wo man ihn als ein nationales auffassen kann⁽¹⁴⁾.

Mit dieser Spielart des Regionalismus können und brauchen wir uns hier nicht zu beschäftigen, weil er in der Bundesrepublik nicht aktuell ist. Uns interessieren hier zwei in ihren Ansprüchen bescheidenere Formen des Regionalismus oder der regionalen Mentalität: Der Regionalismus als Aufgabe und Korrektiv des ungehemmten Fortschrittsprozesses und den zur regionalen Mentalität „gefilterten“ Regionalismus mit seinen Auswirkungen auf den traditionellsten Heimatbegriff. Dies scheint um so mehr berechtigt als Manfred Bosch schon 1977 den Wert des

Regionalismus realistisch im Sinne eines „Beitragswertes“¹⁵⁾ einschätzte. Hinzuzufügen wäre, daß vom heutigen Standpunkt aus der wohl folgenreichste Beitrag des Regionalismus in der Herausbildung einer regionalen Mentalität und der sich aus ihr entwickelnden Veränderung des Heimatverständnisses liegt. Das neue Verständnis von Heimat ist *ohne den Aufbruch der Region nicht denkbar*. Grundsätzlich gilt auch für die „regionale Mentalität“, die sich in den letzten Jahren entwickelt hat, daß sie ein „wissenschaftlich und politisch sich niederschlagendes Indiz einer weltweiten Krise menschlicher Identität innerhalb des Fortschritts zu einer Weltkultur, die eine Einheitskultur zu werden droht“, ist, einer Einheitskultur, „in der sich der einzelne nicht mehr in seiner identitätsgebenden Alltagswelt erkennt“. Politische Brisanz erhält das Problem dadurch, daß der „Staat als Staat heute offenbar nichts oder doch herzlich wenig dem Bündnis der auf wirtschaftlichem Wachstum und technischen Fortschritt um beinahe jeden Preis eingeschworenen Kräfte“¹⁶⁾ entgegenzusetzen hat.

III.

„Auch in der Provinz identisch handeln können“

Albert Herrenknecht

Der Regionalismus ist — im Gegensatz zum „quietistischen“ Heimatbegriff ein politisches Phänomen und eine Politisierung des bisher geradezu als unpolitisch Gedachten. Politisierung das heißt „bewußtes Verständnis und eine Bemächtigung aller Bereiche des Alltagslebens. Räumliche, soziale, psychische und politische Heimat müssen zu einem Ganzen werden“¹⁷⁾. Auch v. Krosigk hat den Regionalismus im weitesten Sinne als „Politisierung des subnationalen territorialen Bezugsrahmens“¹⁸⁾ definiert. Das politische Phänomen Regionalismus läßt sich in der Bundesrepublik unter drei Gesichtspunkten betrachten: 1. unter einem politisch-ideologi-

schen Aspekt, der eng mit den Erfahrungen der 70er Jahre zusammenhängt, 2. unter einem fundamental-demokratischen Aspekt, der Begriffsfelder wie Identität, plurale Konsens- und Entscheidungsregelungen umfaßt und schließlich 3. unter dem Aspekt regionaler punktueller politischer Aktivität.

1. Strategiekonzept

Der politisch-ideologische Aspekt ist nach dem Datum 1968 post auf der strategischen Ebene angesiedelt und erschien in der Anfangszeit des Regionalismus als „Störpotential für etablierte Normen“¹⁹⁾, „Verunsicherung im tagespolitischen Prozeß“²⁰⁾. „Zersetzung des bürgerlichen Bewußtseins“²¹⁾. Diese Strategie begriff sich als Element im Erosionsprozeß mit dem Ziel der „Verweigerung technologisch-ökonomischer Fernsteuerung“²²⁾. Vom heutigen Standpunkt aus gesehen, war der Regionalismus hierzulande zunächst „eine Vermehrung der Protestfelder“²³⁾ von seiten der Strategen und nur zeitweise eine echte Reaktion der Betroffenen. Der Regionalismus als politisch-ideologisches Strategiekonzept und als naturgemäß reaktive Haltung scheinen mir bis heute die schwersten Belastungen des Regionalismus zu sein. „Das Defensive ist für den Regionalismus in seinen westdeutschen Spielarten kennzeichnend.“²⁴⁾ Von seinem reaktiv-defensiven Charakter her bleibt der Regionalismus zumeist auf Anlässe angewiesen. Für den Regionalismus mit autonomistischen Tendenzen in verschiedenen Ländern Europas mag gelten, daß er „eine nicht mehr überspielbare politische Kraft“²⁵⁾ ist, für die regionale Mentalität in unserem Lande wohl kaum. „Man darf sich hinsichtlich der Wirkungsmöglichkeiten des Regionalismus keinerlei Illusionen hingeben“, gab Heinz G. Huber schon 1978 zu bedenken. „Wyhl ist ein Beispiel, aber auch schon ein Mythos — eben weil das hier sichtbar gewordene Verhalten offensichtlich nicht die Norm ist. Außerhalb der urbanen Zentren herrscht im

Hinterland weitgehend noch provinzielles Bewußtsein . . . Das Bewußtsein der Provinz von sich selber ist immer noch mit einem mythisch-fossilen Heimatbegriff kurzgeschlossen, die jede geschichtliche Widerstandshaltung auszuschließen scheint.²⁶⁾ Die Strategie einer politischen Alphabetisierung der Provinz ist wohl gerade deshalb gescheitert, weil sie Strategie war. Der politisch-ideologische und strategische Aspekt hat denn auch dem Regionalismus der Anfangsphase den Vorwurf eingebracht, eine „Erstztrevolution der Linken“²⁷⁾ zu sein.

2. Konkrete Demokratie

Natürlicherweise hat der Regionalismus basisdemokratische Denkstrukturen in sich aufgenommen, die Region wurde geradezu als „Kategorie und Bezugsrahmen des politischen Denkens und Handelns“²⁸⁾ definiert. Seltsamerweise wurde in unserem Raume nie die Extension einer Region genauer bestimmt. Man hat den Eindruck, daß — im Sinne einer Arbeitshypothese — das Gebiet als Region zu gelten hat, in dem eine Höchstzahl von Menschen zu gleicher Zeit vom gleichen Problem, die eine politische Lösung erforderlich machen, betroffen sind. Diese Überlegungen mögen andeuten, daß der Begriff der Region in der Denkkategorie des Regionalismus weniger eine geographische Größe als vielmehr *eine politische Option* ist. Dies zeigt sich sehr ausgeprägt bei André Weckmanns Idee einer „Alemannische Internationalen“: „Es begann mit den Solidaritätskundgebungen der Elsässer, der Kaiserstühler, der Basler, die da plötzlich entdeckt hatten, daß ihr gemeinsamer Lebensraum zerstört werden sollte, daß sie einen gemeinsamen Feind hatten: die industrielle Vergewaltigung der Natur, und daß sie ihren Protest in einer gemeinsamen Sprache erhoben: Alemannisch.“²⁹⁾

Mit dem basisdemokratischen Komplex verbinden sich Vorstellungen der Region als eines „konkreten Anschauungsraumes der Ge-

sellschaft“³⁰⁾ mit dem Konzept der Region als eines „Bestimmungsraumes echter menschlicher Alternativen“³¹⁾ und der Mundart als einer „Sprache der Alltagspraxis“³²⁾. Anschaulichkeit, Nähe, Konkretheit, Betroffenheit, Identität — sind Stichworte dieses Programms. Grass-root-democracy mit mythisierendem Einschlag.

3. „En Marckelse hats äägfänge“

André Weckmann

„En Marckelse hats äägfänge: Marckelse lejt àm Rhin“ — Der Regionalismus „in dr Gegend halt vum Rhin“ (K. Kurrus) hat sich an ökologischen und energiepolitischen Problemen entzündet: Marckolsheim, Wyhl, Kaiseraugst — und es sieht gegenwärtig so aus, als habe der ökologische Gedanke die anderen Felder regionalistischer Option aufgesogen. Das ist wohl folgerichtig, zeigt aber auch, daß der Regionalismus als eine Reaktions-Haltung abhängig ist von den Schwerpunkten der jeweiligen Umwelt-Diskussion und angewiesen bleibt auf punktuelle Aktionen. Dem Regionalismus ist es über die bereits bestehenden Heimatvereine hinaus wohl nicht gelungen, sich so aktionsunabhängig zu organisieren, daß er eine kontinuierliche positive „politische Kraft“ der Korrektur hätte werden können.

IV.

„S esch nix ewer d lieb, nix ewer bliemle un nadür“

André Weckmann

Das wichtigste Ergebnis des politisch wie auch immer zu beurteilenden Regionalismus ist die Einwirkung auf den Heimatbegriff, die sich im letzten Jahrzehnt vollzogen hat. Der Regionalismus und die regionale Mentalität haben den Heimatbegriff modifiziert, ihn zunächst einmal auf eine andere Ebene der Diskussion gebracht. Heimat ist eine „*neu gewonnene Bezugsgröße*“³³⁾ im anthro-

pologischen, psychologischen und politischen Denken geworden. Von Heimat darf nicht nur wieder gesprochen werden, sondern der Begriff erwies sich als unverzichtbar im Zusammenhang mit einer heute noch möglichen Identität des Menschen. Nach dem Zerfall kollektiver Ordnungs- und Traditionssysteme, der Fragwürdigkeit menschengerechter Planung von den Zentralen aus und der Problematik der Fortschrittsidee sind Region und Heimat zu neuen Räumen der Hoffnung, der Alternativen des Lebens in menschengerechten Maßstäben geworden. Erinnern wir uns, was gestern unter Heimat verstanden wurde, um die *Revolution des Heimatbegriffs*, die sich inzwischen vollzogen hat, einschätzen zu können. Heimat, das war, um ein Wort des Zürcher Philosophen Lübke aufzugreifen, „Bewahrung von Herkunftswelten“³⁴), historisch ausgerichtet, Vergangenheit suchend und pflegend, Heimat losgelöst von gesellschaftlichen Entwicklungen. Heimat als „Kompensationsraum“³⁵) und Rückzugsbereich, dazu noch Rückzug auf Teilbereiche wie Brauchtum, Mundart, Trachten. „Heimat“, so sagt Bausinger, „das waren Fachwerkhäuser, alte Bräuche, alte Trachten.“³⁶) War Heimat lange Zeit Rückzug auf Teilgebiete des Lebens, so war es der Warengesellschaft des 20. Jahrhunderts um so leichter, auch noch diese Teile abzulösen und als Folklore-Zitat zu vermarkten.

Lübke hat das am Beispiel der „Innenarchitektur des folkloristisch-historischen Zitats“ beim Bau internationaler Hotelketten einleuchtend aufgezeigt. Die bekannten Ketten-Hotels werden „nach homogenen, zumeist in den USA entworfenen Mustern überall in der Welt errichtet und die Unterscheidbarkeit von Tokio und London wird im Innern dieser Raster-Kästchen durch eine Innenarchitektur des folkloristisch-historischen Zitats gewährleistet. Das heißt: in London ist die Teestube englisch, in Tokio japanisch. Aber dieser Unterschied von England und Japan ist dann insoweit, bezogen auf die Substanz der Architektur, bloß noch attrap-

penhaft gegenwärtig. Die Herkunftswelt behält symbolische Präsenz als architektonisch funktionsloses Dekor, das in den Stahlbeton global strukturgleichen Mustern hineingehängt wird.“³⁷) Heimat als „Kompensationsraum“ und Rückzugsgebiet in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts und Heimat als folkloristisches Zitat in der Warengesellschaft des 20. Jahrhunderts — das sind wohl die äußersten Gegensätze zu dem, was wir heute unter Heimat verstehen.

1. Heimat und Identität

Heimat ist, wie oben gesagt wurde, zu einer neuen Bezugsgröße geworden und hat auch neue bisher ungewohnte Bezüge hergestellt. Der wichtigste Bezug, der in den letzten Jahren hergestellt wurde, ist wohl der Bezug zur psychologischen Kategorie der Identität. Sicher, der Begriff der Identität ist facettenreich und problematisch, doch ist damit Einfacheres, Alltägliches gemeint, als der Begriff zunächst vermuten läßt. Identität meint in unserem Bezugsfeld *Heimat als Lebenszusammenhang*³⁸), Heimat als „Aneignungsprozeß“, als Aneignungsprozeß eben dieses Lebenszusammenhanges, meint alltägliches Leben, ein Stück gelungener Biographie. „Heimat als Lebensmöglichkeit und nicht als Herkunftsnachweis, Heimat als Identität und nicht als Verhaftung“, wie Hermann Bausinger kurz und treffend formuliert hat³⁹).

Genau besehen, zeigt die enge Verbindung des Heimatbegriffes mit dem Begriff der Identität zunächst nur an, was dem heutigen Menschen in welcher Richtung fehlt oder zu fehlen scheint. So ist der wieder modisch gewordene Heimatbegriff in seiner Verknüpfung mit dem Begriff der Identität in erster Linie ein *Indikator für Defizite*, zumal Identität kein objektiv meßbarer Tatbestand ist, sondern vielmehr eine Befindlichkeit: „Sen un xen sen, worre sen un war net waas, äwer wie“ (A. Weckmann). Identität kann verschiedene Wirklichkeitsebenen meinen und kann auch auf verschiedenen Ebenen gewon-

nen werden. Die neue Konstellation bringt zunächst einmal das elementare soziologische Defizit unserer Gesellschaft zum Ausdruck, die wachsende Erfahrung, daß „neuer Lebenssinn kollektiv nicht mehr zu beschaffen ist.“⁴⁰⁾ Heimat gestern ist nach unserem heutigen Verständnis ein „Reservat“, ein „Kompensationsraum“, ein „Sonderraum“ gewesen, aber sie war Raum innerhalb des „Großraums“ allgemeiner kollektiver Kultur.

In der Heimat-Identität-Konstellation geht es aber nicht mehr darum, daß Heimat ein „Sonderraum“ innerhalb einer akzeptierten und gesicherten kollektiven Kultur sein könnte, die neue Konstellation setzt geradezu ihren Zerfall oder ihre Gefährdung voraus. Heimat wird vielmehr zum Lebensraum schlechthin. So gesehen ist der Begriff der Heimat zu einer *fundamentalen Kategorie* geworden: Heimat und Identität meinen ein „reziprokes Verhältnis zwischen Menschen eines Raumes“⁴¹⁾ — territoriale Identität, aber eine Identität nicht als etwas kollektiv durch Tradition, Geschichte und Brauchtum Gegebenes, sondern *als etwas Herzustellendes*. Eine weitere Gefährdung kommt in der Verbindung Heimat-Identität zum Ausdruck. Eugene Philipps hat für die Situation des Elsaß festgestellt: „Es ist zwecklos von einer elsässischen Kultur zu sprechen, wenn man den Lebensraum zerstört.“⁴²⁾ Es ist sinnlos, von Heimat im traditionellen Sinne zu sprechen, wenn der elementare „ökologische“ Lebensraum immer mehr zerstört wird. „Un ha doch garnit gewußt, was Heimetisch.“ — Vielleicht zunächst nur das: „Wo d Chriesebäum Chriesi trage“ (G. Jung). Heimat und Identität — es geht um Elementares und Einfaches: *Erhaltung ökologischen und kulturellen Lebensraumes*. Letztlich zeigen beide Begriffe den „Bruch zwischen den natürlichen — menschlichen Anlagen — und den materiellen — „un“-menschlichen Existenzbedingungen“⁴³⁾ an. Heimat, das kann in dieser Situation nicht mehr heißen, „Herkunfts- und Lebenswelten zu konservieren und präsent

zu halten“⁴⁴⁾, sondern Erhaltung von Lebensraum überhaupt.

2. Von der „Ortlosigkeit“ zur Verortung

Der Regionalismus hat einen Wandel von der „Ortlosigkeit“ internationaler Ideologien der sechziger und siebziger Jahre zur „Verortung der Hoffnung“⁴⁴⁾ mit sich gebracht. Zu Beginn der siebziger Jahre war man „überall zuhause, ob in China oder Albanien, ob in Kuba oder der Sowjetunion; nur hier — zwischen Hamburg und München, Köln und Berlin — da war kaum noch jemand anzutreffen.“⁴⁵⁾ Zu Beginn der achtziger Jahre begann man wieder einzusehen, daß Leben immer „verortet“ ist. Mustergültig hat dieses Phänomen schon Erhard Kästner in seiner „Lerchenschule“ festgehalten: „Erinnerung ist immer verortet. Glück ist örtlich und Leiden ist örtlich, gern haftet Andacht an Plätzen. Selber der Einfall liebt, wo er sich hingewohnt hat und das reine Denken verschmähnt nicht sich zu verorten, im Oberengadin, in Görlitz, im Schwarzwald.“⁴⁶⁾

In der Anthropologie hat man diese Tendenz neu entdeckt und als „Territorialität“⁴⁶⁾ bezeichnet und zur Identität in Beziehung gesetzt: „Territorium, Lebensraum als Identitätsraum“⁴⁷⁾. Dieser Identitätsraum kann dem Menschen nur ein „kulturell gegliederter Raum sein, in dem man in einer bestimmten Weise die Menschen und die Dinge um sich erfährt und mit ihnen interagiert und kommuniziert“⁴⁸⁾. Deshalb wird Heimat heute auch gesehen als *Erfahrungs- und Handlungszusammenhang*. Das ist in einer mobilen Gesellschaft auch gar nicht anders denkbar, denn Heimat kann in einer solchen Gesellschaft nicht mehr statisch als „Herkunfts- und Lebensort“ verstanden werden, vielmehr ist Heimat zu einer *philosophischen Kategorie* des Noch-Nicht im Sinne Ernst Blochs geworden. „Aber zunächst ist Heimat ein philosophischer Begriff gegenüber Entfremdung.“⁴⁹⁾ Hier werden Heimat und Identität

am deutlichsten zu dem, „worin noch niemand war“⁵⁰), eine Welt, „wo nie gsi isch“ (Bruno Eppler).

In der Anbindung des Identitätsbegriffs an den Heimatbegriff scheint der politische Totalitätsanspruch des Regionalismus verwandt als individualpsychologisches Ganzheitsbedürfnis wiederzukehren. Man kann den Heimat-Identitätsbegriff auch als eine Art *Konkordienformel* für linkes und rechtes Heimatverständnis interpretieren, denn er faßt beides in sich: das Postulat, auch in der Provinz identisch handeln zu können und eine Identität als „Ergebnis persönlicher Balanceakte“⁵⁰).

Der Begriff der Identität soll weitgesteckte Felder abdecken: Lebenszusammenhang, Lebensgestaltung vor Ort, Lebensqualität, kulturelle Identität. Man kann sich sowohl im Hinblick auf den Begriff Identität wie den Begriff Heimat die Frage stellen, „ob es überhaupt sinnvoll ist, diese generellen Fragen wirklicher Nahwelt, sinnvoller Lebensweise, freundlichen menschlichen Zusammenlebens, befriedigender Beziehungen und Interaktionen“⁵¹) unter diese beiden Begriffe zu stellen. Mit Recht kann auch gefragt werden, ob der Heimatbegriff unter einem derartigen Gewicht von Forderungen nicht diffus und das Heimatverständnis am Ende privatistisch deformiert wird, denn „am Ende liegt's dann nahe zu sagen, man kann Heimat nur für sich selbst haben“⁵²).

V.

Menschen, nicht bloß Orte

Vom Ländlich-Idyllischen, von ländlichen Herkunftsorten hat sich der Heimatbegriff unter dem Sog der Verstädterung schon seit langem abgelöst. „Die ländliche Region kann auch gar nicht mehr als Gegenwelt fungieren, weil es sie in der Realität schon lange nicht mehr gibt.“ „Das Brot meiner (ländlichen) Heimat kommt aus der Brotfabrik und die Milch meiner Heimat kommt auf Lastwa-

gen aus der Stadt“ (M. L. Kaschnitz). Die Gegenwelt, die Heimat als das in der Vergangenheit Gesuchte, das sie ein Jahrhundert lang war, ist idyllisch-bildlicher Natur gewesen, heute ist Heimat als Gegenentwurf eher intellektuell-begrifflicher Natur. Fast sieht es so aus, als wäre Heimat nur entweder in der Erinnerung und Konservierung von Vergangenheit oder als Zielvorstellung in der Zukunft zu haben. Natürlich kann es heute nicht mehr um die „Verklärung der bornierten Provinzverhältnisse, eine Mythologisierung des Provinzalltags, eine Verabsolutierung des Lokalen“⁵³) gehen, aber auf die Dauer wird es wohl auch kaum befriedigend sein, sich durch Abgrenzung und Aggression eine schwache und labile Anti-Identität aufbauen zu wollen. Die in der Literatur vielfach beschworene Gegenwelt und Gegenkultur in der Region ist fürs erste nur begrifflich, protestierend, programmatisch präsent, selten in Beispielen echter Lebensgestaltungen. Die Protestmundart ist ein Indiz für diese labile Identität, die aus Abgrenzung und Protest gewonnen wird; zur Sprache kommt, was nicht mehr ist oder nicht mehr sein wird: „Eines schönen Tages giits ko saubers Wasser meh . . . laufemer mit Gasmaske umme . . . heersch koni Vegl meh . . . hond d Bämm ko Blätter meh“ (M. Bosch). Eine gewisse *Intellektualisierung* des Heimatbegriffs über den Identitätsbegriff ist nicht zu leugnen, zu leugnen auch nicht die *Schwierigkeit, zwischen Vergangenheit und Zukunft Bilder präserter Heimat zu finden*.

Der Heimatbegriff löste sich in den vergangenen Jahren von vielen vertrauten Vorstellungen ab. Eine Ablösung vollzieht sich heute auch von einem Heimatverständnis als eines lokalen emotional besetzten Sonderbereichs. Der Begriff Heimat steht nach dem heutigen Stand der Diskussion in erster Linie für ein menschliches Grundbedürfnis: dem Grundbedürfnis des Menschen nach einem überschaubaren und gestaltbaren Lebensraum. „Heimat ist nicht mehr Gegenstand

passiven Gefühls, sondern Medium und Ziel praktischer Auseinandersetzung“ nach einer Definition Hermann Bausingers⁵⁴). Auch diese Tendenz kann als Einwirkung der Erfahrungen des Regionalismus auf das Heimatverständnis gesehen werden und führt weiter zu der Einsicht, daß Heimat politisch nur noch wirksam ist *in regionalen, nicht bloß lokalen Zusammenhängen*. Heimat mag weiterhin emotional mit einem bestimmten Ort verbunden sein, Ort meinen der Herkunft, Ort besonderer Erinnerungen und Erfahrungen, Ort einer bestimmten Lebensgeschichte, politisch wirksam und gestaltbar aber wird Heimat nur in übergreifenden Zusammenhängen der Region. Bewußtsein von der Interdependenz der Probleme, Wille, sich zu artikulieren und Lebenswelt zu gestalten — Merkmale regionaler Mentalität — lassen Heimat zu einer „urbanen Möglichkeit“⁵⁵) werden. Urban meint in diesem Zusammenhang zweierlei. Das neue Heimatdenken kommt aus den Städten, Anthropologie, Philosophie, Ökologie sind daran beteiligt und die Suche nach überschaubaren, kulturell gegliederten Räumen findet vor allem in den Städten — großen und kleinen — statt. Urban, das heißt aber auch, daß die Antworten, die heute auf das Problem Heimat oder Territorialität des Menschen gesucht werden, immer schon das gesellschaftskritische Denken der 60er und 70er Jahre hinter sich haben, die Antworten sind urban, weil sie in einem philosophischen und gesellschaftskritischen Horizont stehen. Die *Urbanisierung des Heimatbegriffs* ist in der Tat eine der erstaunlichsten Entwicklungen der letzten Jahre. War noch 1967 Heimat für Martin Walser „der schönste Ausdruck der Zurückgebliebenheit“⁵⁶), so ist heute der Begriff Heimat fast ein Zeichen des Progressiven. Heimat ist heute erstmals — Kennzeichen des Urbanen — denkbar als „produktive Spannung“⁵⁷), als „Element der Auseinandersetzung“⁵⁸). Vor allem: Menschen spielen eine Rolle, nicht bloß Orte oder zumindest Menschen und Orte. So meinte André Weck-

mann: „Die Jüngeren sprechen ja nicht mehr von Heimat, die sprechen auch nicht von Nation, sondern sprechen von Menschen, und ich glaube, das ist auch wichtiger“⁵⁹).

Und Gerhard Jung meinte kürzlich: „Un’s g’hört vor alle Dinge ’s Zwischemenschliche derzue un dass des in Ordnung isch.“⁶⁰) Heimat gestern, das war vielleicht doch eben oft zum Bild erstarrte, idealisierte Verhältnisse der (vorindustriellen) Vergangenheit unter Abzug der konkreten, weil diese Idylle störenden Menschen. So mochte „Heimat als ein von der Geschichte gereinigter Zustand“⁶¹) entstanden sein. Heimat heute wird nicht nur an Landschaften, Orten und Dingen festgemacht, sondern an *Menschen, Geschichten von Menschen, Lebenszusammenhängen an Orten, an Alltagsgeschichten*. Mit der *Hinwendung zum Alltag* hat das neue Heimatverständnis die *Marginalisierung als „Denkmalsraum“* überwunden. Deshalb geht es bei dem neu erwachten Engagement für Heimat „weder um die Erhaltung kunsthistorisch wertvoller Einzelobjekte noch um die Pflege historischer Ensembles, sondern um auf den jetzigen Menschen bezogene Qualitäten der gebauten Umwelt als Lebensraum.“⁶²)

VI.

Heimat — „ein vages, verschieden besetzbares Symbol“

Über Regionalismus und neues Heimatverständnis zu sprechen, ist deshalb so schwierig, weil die Probleme, die ihnen zugrundeliegen, letztlich weder regional und schon gar nicht lokal sind. Eines aber ist sicher: Der Regionalismus hat die Bedrohung der Heimat *überhaupt erst politisch thematisiert*, das neue Heimatverständnis hat ein *Grundbedürfnis des Menschen wieder artikuliert*. Genau besehen ist am Regionalismus nur der Ansatzpunkt ein regionaler, die Artikulation der Probleme, die Aktionen, die Sensibilisie-

rung der Basis. Die Probleme selbst — Planung, Wachstum, Fortschritt, zunehmende Zerstörung der Umwelt — sprengen den Rahmen des Regionalen. „Die Giftschwaden der Industrie brechen in den Luftraum des Nachbarn ein und verrichten dort ihr Zerstörungswerk, die internationalen Ströme und Meere werden mit Abfällen jeglicher Art überschwemmt.“⁶³) Nähe und Ferne sind als Kategorien angesichts der ökologischen Bedrohung aufgehoben, genauso wie der Unterschied zwischen einer humanen, überschaubaren als Heimat empfundenen Kultur und einer sich im ökologischen Gleichgewicht befindlichen Natur. „Es kann kein Zweifel sein: Art und Weise des Konsums haben in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften ein Niveau erreicht, das auf den Fortbestand der sie umgebenden Natur und damit auch der natürlichen Lebensgrundlage der Menschen nicht mehr zuträglich ist.“⁶⁴)

Die Probleme, auf die der Regionalismus, soweit er ökologisch geprägt ist, hinweist, sind *transnationaler Natur*, denn Umweltverschmutzung und -zerstörung machen weder vor regionalen noch vor nationalen Grenzen Halt. So wie der ökologisch orientierte Regionalismus in der Bundesrepublik letztlich auf ein überregionales Problem abzielt, so das „neue aktive Heimatverständnis“ auf ein philosophisch-psychologisches Problem, das die *bisherige Heimatkonzeption bei weitem transzendiert*: „Krise menschlicher Identität innerhalb des Fortschritts zu einer Weltkultur“⁶⁵), wie I. M. Greverus, das formuliert hat. Neues Heimatverständnis, das ist, auf eine Formel gebracht, ein *Handlungskonzept* und ein *Identifikationsmodell*. Zu fragen ist, ob dieser Heimat-Identitätsentwurf sich in dieser Form überhaupt noch von ähnlichen Entwürfen mit anderen Ansatzpunkten unterscheidet. Identitätskonzepte scheinen mir heute alle handlungsorientiert zu sein. Identität wird, wenn sie erfahren wird, nunmehr erfahren in der Kommunikation und Interaktion.

Bei der Verschiebung des Heimatverständnisses von der kollektiven Identitätssicherung durch Tradition *zu einer individuellen im Alltag erfahrenen Identität* läuft Heimat Gefahr ihr lokal begrenztes Objekt zu verlieren. „Heimat“, so meint H. Bausinger, „ist ein vages, verschieden besetzbares Symbol für intakte Beziehungen.“⁶⁶) Intakte Beziehungen, „zwischenmenschliche Interaktionen“⁶⁷) konstituieren erst die „Identifikation mit einem spezifischen, einmaligen Raum“⁶⁸) und nicht umgekehrt. Dies scheint mir der eigentliche Kern des neuen Heimatverständnisses zu sein, daß „*heimatlicher Raum*“ *sich erst entwickelt in alltäglicher Interaktion* und Heimat als sinnkonstituierender Raum nicht vorgegeben ist, mag er auch noch so denkmalsgesättigt sein. Heimat, das heißt deshalb: „Offene Fenster, offene Türen“ (André Weckmann).

VII.

„Heimat eben nicht als Sache der heilen Welt und der Vergangenheit, sondern als Jetzt“

Thaddäus Troll

Was also hat sich in der Heimatdiskussion der letzten zehn Jahre verändert?

1. Mit Hilfe der Begriffe Territorium, Identität als reziprokes Verhältnis zwischen Menschen in einem Raum, Regionalismus ist es möglich geworden, das Problem Heimat auf einem grundsätzlichen Niveau zu diskutieren und nach konkreten Lösungen zu suchen. Konkrete Lösungen, das heißt, nach Lösungen dort suchen, wo sich Leben abspielt, im Alltag, in alltäglich gelebten Räumen. Daß die Probleme bei dem bisherigen hohen „Gemütsgehalt des Phänomens Heimat“⁶⁹) überhaupt diskutierbar geworden sind, daß die Diskussion Anschluß gewonnen hat an die moderne handlungsbezogene Mentalität ist ein in der Geschichte des Heimatverständnisses wohl einmaliger Vorgang.

2. Das am Alltag orientierte Heimatmodell löst sich endgültig ab von den Relikten einer

„patriarchalisch-heilen Welt“⁷⁰), einem „obrigkeitlich verordneten“⁷¹) Heimatverständnis, der Heimat als einem „Denkmalsraum“⁷²). Heimat ist gestalteter alltäglicher Lebensraum, nicht sonntäglicher idealisierter Denkmalsraum. Gleichzeitig zeigt sich aber auch, daß Heimat als „gestalteter Lebensraum“ aus einem äußerst diffizilen Geflecht von Beziehungen besteht — menschlichen und dinglichen — die weit höherer Anforderungen an den Menschen stellen als „Heimat im Gemüte“.

3. Die Bemühung um Heimat als Lebensraum ist schwieriger geworden, weil sie an die Auseinandersetzung mit Menschen gebunden ist.

4. Schließlich ist Heimat kein ländlich-idyllischer Gegenbegriff mehr zur städtisch unheilen Welt. Heimat ist Möglichkeit gegliederter und gestalteter Räume auch und gerade in der Stadt. Der neue Heimatbegriff ist, wie gezeigt wurde, urban von seiner geistigen Entstehungsbasis her wie auch in seinen Zielvorstellungen.

Den Umschwung von einem statischen, kommunikationslosen, dem Gemüt verpflichteten Heimatverständnis zu einer Konzeption von Heimat als etwas jeweils vor Ort in der Auseinandersetzung mit Menschen Herzustellendes, dürfen wir wohl mit Recht als Revolution des Heimatverständnisses bezeichnen.

VIII.

„Schön het'r g'redt.
Vun dr Heimet,
wo mr erhalte mian“

Philipp Brucker

Zu den wohl bekanntesten Ergebnissen des Regionalismus gehört die Wiederentdeckung des Dialekts in den vergangenen zehn Jahren. Am überzeugendsten ist wohl hier das Beispiel der Protestmundart des Elsaß, denn dort ist die Mundart reales Fundament der elsässisch-kulturellen Existenz. Mundart ist hier Ausdruck und Überlebenschance einer

Minderheit: „Es gibt keine elsässische Identität ohne den Dialekt“, sagt Eugene Phillips. Anderswo ist der Dialekt leicht zu einem Mittel geworden, „hochdeutsch Vorgedachtes in neuem Gewande unter die Massen zu bringen“ oder ist — trotz „neuer Mundart“ — wieder zurückgekehrt zur Heiterkeit der „Sprüchlemacher“⁷³). Im Elsaß ging die „Verteidigung der natürlichen Umwelt vor der industriellen Expansion“ von Anfang an „zusammen mit dem Kampf für die angestammte Sprache gegen die assimilatorischen Bestrebungen des Nationalstaates. Umwelt und Sprache sind hier — aus gemeinsamer Gefährdung heraus — bedeutsamer verbunden als bei den alemannischen Nachbarn.“⁷⁴) Deshalb ist das Elsaß auch „das wohl überzeugendste Beispiel für die *Verbindung des Politischen mit dem Kulturellen*“⁷⁵), *des Sprachlichen mit dem Politischen*. Mundart ist hier notwendiges Mittel des Ausdruckes und der Erhaltung kultureller Identität wie nirgendwo anders. „Im Elsaß ist Mundartdichtung als solche, selbst wenn sie sich traditionell und ‚unpolitisch‘ äußert, gewissermaßen schon akzeptiert Opposition.“⁷⁶) Adrien Fincks Beurteilung der elsässischen Situation kann als Maßstab für eine authentische regionale Verbindung von mundartlicher Artikulation und Politik, Sprache und Identität gelten. Alles andere ist Ausdruck einer Dialektideologie⁷⁷), die wiederum der Vermarktung anheimfällt.

Progressive Mundartlyrik oder „Neue Mundart“ fand in den letzten zehn bis zwölf Jahren vor allem als „sprachdokumentaristische“ Mundartlyrik Anschluß an die allgemeinen literarischen Entwicklungen. „Schreiba, daß ma au merkt, wie ma schwätzt... on au, was a saudomms Gschwätz isch.“⁷⁸) Mundart wurde sich selbst als Sprache gewahr. Bruno Epple hat diesen Vorgang in einem Nachwort zu M. Boschs Gedichtband „Uf den Dag wart i“ so ausgedrückt: „Was nämlich zeigst Du: Wie wir von Kindesbeinen an in eine Welt hinein-

wachsen, die so ist wie unsere Sprache. Und diese besteht zumeist aus fertigen Wendungen, aus Redensarten, denen längst jedes Körnchen Wahrheit ausgedroschen ist. Wir benutzen sie wie ein Stempel, der allen Anlässen des Lebens passend aufgedrückt wird.⁷⁹⁾ Etwa so wie in Boschs Gedicht:

de vatter
 isch
 recht gsi
 d muetter
 isch
 recht gsi
 d grosseltere
 sin
 recht gsi
 un de jung
 haut eso
 nebeuse
 des heersch
 aber oft
 wa dees
 bloß isch?⁸⁰⁾

Mundart als Protokollierung und Entlarvung des Geschwätzes, das ist Mundart durchaus gegen den Strich gebürstet, doch hat damit die Mundartlyrik in der Mitte der 70er Jahre ihre „linguistische Beschränktheit“ aufgegeben und bietet nicht länger außerlinguistischen Unterschlupf für unreflektierte, harmlose Sprachseligkeit. „Ich will in meinen Gedichten keinen Unterschlupf bieten: Unterschlupf gleichbedeutend mit heiler Heimat, satter Geborgenheit und harmloser Gemütlichkeit“, sagt der Obwalder Julian Diller⁸¹⁾. Sprache und mit ihr verbundene Denkstrukturen wurden der Mundartlyrik zum Thema, so wie sie schon lange Thema der hochsprachlichen Literatur sind. „Das Schreiben im Dialekt erforderte auf einmal keine moralischen Vorgaben mehr, gefragt war nicht mehr die Hege eines hehren Menschheitsgedankens, der Dialekt hat sich vielfältigen Befindlichkeiten gegenüber geöffnet.“⁸²⁾

Sprachkritische und sprachprotokollierende Tendenz zusammen mit der Öffnung gegenüber neuen Befindlichkeiten sind zwei Positionen, die im Laufe der „Renaissance der Mundartdichtung“ erreicht wurden und hinter die es für eine authentische Mundartlyrik heute kein Zurück mehr gibt. Allerdings sind den literarischen Innovationen der progressiven Mundartlyrik nicht die entsprechenden Veränderungen im Rezeptionsverhalten der Leser gefolgt. So kommt H. G. Huber 1984 zu dem Urteil: „Die sogenannte ältere Generation will anders: heitere Mundart, möglichst optimistisch und weltfremd, Belehrung im Pastorenton, salbungsvolles Gerede von Heimat und Natur, möglichst weitab von den täglichen deprimierenden Erfahrungen. Dazu gehören Leute, die sonntags Hymnen auf Heimat und Natur beklatschen, um ihr werktags mit Asphalt, Beton und Planierungen den Garaus zu machen.“⁸³⁾ Philipp Brucker hat diesen Widerspruch so festgehalten:

Schön het'r g'redt.
 Vun dr Heimet,
 wo mr erhalte miän,
 vun dr Wälder,
 wo sufer sin sotte,
 vun dr Däler,
 wo mr keini Strooße bruche
 us Asphalt un Betong.
 Schön het'r g'redt
 un alli hänn klatscht
 un briält
 un hänn d'Heimet gsehn,
 still un im Glanz.
 Drno hänn alli in d'Autöli ghuckt,
 hänn Gas gänn
 un sin heimzu gschnauzt.⁸⁴⁾

Heimat mit Widersprüchen. Widersprüchliches wahrgenommen und ins Bild gesetzt als Befindlichkeit: eine Richtung der Neuen Mundart. Nach Beispielen allerdings muß man bislang noch suchen. Bei dem Schweizer Ernst Burren zum Beispiel:

mir hocke
a eggige Tische
mir rede
mit-
nang
dass mer das
wo mer is
möchte säge
chöi verschwige

(derfür und derwider, Mundartgedichte, Zyt-
glogge Bern, 1981)

Oder bei dem Nidwalder Julian Diller:

Da schtaan ich
zmitzd innä-
innädra
i der Mitti
und undereinisch
gwaar ich mich
zmitzd innä
nimmä dri-innä

(Mändschä sind mängisch wie Gäärtä, Ver-
lag J. P. Peter, Gebr. Holstein, Rothenburg
o. der Tauber, 1978)

Schließlich in unserem Bereich Manfred
Bosch:

En Boom
pflanze
e buech
schriibe
e Kind
mache
de Bomm
fälle
firs Papier
zum s Buech
schriibe

(Ihr seid mi e schöne Gesellschaft; Neue ale-
mannische Gedichte, Selbstverlag M. Bosch,
1980)

IX.

wesse welle mer wäs mer sen gsen
wesse welle mer wer mer sen
eerscht no kenne mer bstemme
wäs mer welle ware

André Weckmann

Identität sucht nicht nur Gegenwart, sondern auch Vergangenheit. Auf historischem Felde kann aber Identitätssuche genauso wenig wie auf mundartlichem Gebiet im bloßen Nachvollzug gegebener Strukturen oder in der unreflektierten Tradierung bestehen, sondern wird „Archäologie“ des bisher Nicht-Beachteten, Ausgesparten, absichtlich Übersehenen sein. Mit einem Wort Gustav Heinemanns kann auch hier nicht „die Frage gelten: Tradition: Ja oder Nein“. Die Alternative besteht darin, an welcher Tradition angeknüpft werden soll. „Und die Traditionen“, so fährt Heinemann fort, sind „keineswegs das Privileg konservativer Kräfte.“ Lokale Geschichte, Regionalgeschichte — das kann natürlich nicht nur ein geschichtspädagogisches Konzept sein, „große Geschichte“ regional zu füllen, kann keine bloße illustrative Wiederholung der „allgemeinen Geschichte“ sein, sondern wird wohl eine Methode sein müssen, verschüttete Traditionen bis hin zu „Widersprüchlichkeiten in den Verhältnissen wie im Denken und Handeln“⁸⁵) sichtbar werden zu lassen. „Heimatgeschichte“ wird deshalb nicht mehr lokale Leerstellenfüllung an der Leitlinie hochabstrakter Prinzipien sogenannter allgemeiner Geschichte oder der Geschichte als „Haupt- und Staatsaktionen“ mehr sein können noch wollen. Die Hinwendung zur Sozialgeschichte und Geschichte des Alltags entspricht einer Tendenz, die in der Geschichtswissenschaft seit den 60er und 70er Jahren zunehmend festzustellen ist. Sie geht zurück auf eine philosophische und wissenschaftstheoretische Skepsis gegenüber allen übergeordneten „abstrakten Prinzipien“ und damit verbunden mit dem Zerfall übergreifender Wertmuster und Handlungsorientierungen⁸⁶). Das Interesse am historischen

Alltag und Identitätsversicherung sind in der neueren Regionalgeschichte genauso aufeinander bezogen wie „Verortung“ und Identität im neuen Heimatverständnis oder Dialekt und Sprache der Alltagspraxis in der neuen Mundart.

Die vielbeklagte Geschichtslosigkeit kann im Sinne der „regionalen Mentalität“ nur dann aufgehoben werden, wenn Geschichte von dem handelt, worin wir alle all-täglich leben, und der Alltag als ein Element des historischen Prozesses begriffen wird und nicht als „die Wiederkehr des ewig Gleichen“⁸⁷⁾. „In diesem Punkt liegt ein wesentliches Potential der Neuen Regionalgeschichte. Wenn es um eine Wiedergewinnung von Heimat geht, um die Verteidigung der Lebensräume vor ihrer Zerstörung und der Schaffung einer neuen besseren Heimat in ihnen, dann ist die Aufarbeitung der Geschichte dieser Räume, insbesondere der Geschichte der Konflikte, Widerstände etc. unerlässlich, um der vor Ort bestehenden bürgerlichen ideologischen Hegemonie Ansätze eines neuen Geschichtsbeußtseins entgegenzustellen. Diese neuen Tendenzen können zur Überwindung der Geschichtslosigkeit der bisher Beherrschten beitragen, die in der Geschichtsschreibung der alten Heimatgeschichte nicht als handelnde Subjekte auftauchen.“⁸⁸⁾

X.

Neues Heimatverständnis, neue Mundart und regionale Geschichtsschreibung stellen ein erstaunliches Potential an Möglichkeiten in homogener Deutung dar. Die Vorstellungen, die im Zusammenhang mit dem Heimatgedanken entwickelt wurden, werden daran zu messen sein, ob sie *plausible* Antworten und *praktikable* Lösungen auf lebensnotwendige Problemstellungen sind, letzteres scheint mir außer Frage zu stehen, liegt doch die Besonderheit der „regionalen Mentalität“ gerade darin, daß sie fundamentale Probleme zur Sprache bringt. Der Anschluß

des neuen Heimatverständnisses an Philosophie, Anthropologie und moderne Mentalität ist eine Leistung, die nicht als bloße Theorie beiseite geschoben werden sollte. Was das neue Heimatverständnis anbelangt, so wird es in Zukunft darauf ankommen, ob diejenigen, die an Heimat interessiert sind, den „Vordenkern“ zu folgen und die Chancen, die die veränderte Situation bietet, wahrzunehmen vermögen. Die neue Mundart wird nach einer notwendigen Phase „linguistischer“ Reflexion und des Protestes aufgefordert sein, neue Befindlichkeiten regionaler Kultur zu gestalten. Die regionale Geschichtsschreibung hat vielleicht am ehesten die Chance, zu einer Selbstverständlichkeit zu werden, da sie mit Tendenzen der Sozialgeschichte parallel läuft und mit dem neuen Interesse am Alltag bereits Eingang in Schule und Museen gefunden hat.

Anmerkungen

1) H. Lübke, Das Recht anders zu bleiben. Zur Philosophie des Regionalismus, in: Lob des Kleinstaates, Herder Initiative 32, 1979, S. 46

2) Manfred Bosch, Gegen die Erosion der Kultur: Regionalismus als Bildungs-Aussicht, Frankfurter Hefte 7, 1977, S. 55

3) Heimat, Sehnsucht nach Identität, Hg. E. Moosmann, Ästhetik und Kommunikation, 1980

4) Gerhard Jung, S' Zwischenmenschliche, un dass des in Ordnung isch. In: Heimat, Sehnsucht nach Identität, S. 201

5) Ina-Maria Greverus, Auf der Suche nach Heimat, Beck'sche schwarze Reihe Bd. 189, 1979, S. 57

6) Heinz G. Huber, Thesen zum Regionalismus, in: Literatur im alemannischen Raum, Regionalismus und Dialekt, Hg. v. J. Kelter u. P. Salomon, 1978, S. 110

7) M. Bosch a.a.O. S. 95

8) M. Bosch a.a.O. S. 51

9) M. Bosch, Gegen die Erosion der Kultur, S. 50

10) Arbeitsgruppe des Projekts Regionale Sozialgeschichte, Neue Regionalgeschichte: Linke Heimatmümelei oder kritische Gesellschaftsanalyse, Das Argument 126, 1981, S. 239

11) F. v. Krosigk, Zwischen Revolution und Folklore, Regionalismus in Westeuropa, in: Dirk Gerdes (Hg.), Aufstand der Provinz, 1980, S. 39

- 12) Friedrich v. Krosigk, Zwischen Folklore und Revolution: Regionalismus in Westeuropa, in: Dirk Gerdes (Hg.), Aufstand der Provinz, Regionalismus in Westeuropa, Campus Sozialwiss. 1980, S. 39
- 13) F. v. Krosigk a.a.O. S. 27
- 14) Jean Amery, Notwendigkeit, Ideologie- oder Ersatzrevolution, FR 23. 7. 77
- 15) M. Bosch a.a.O. S. 56
- 16) P. C. Mayer-Tasch, Der verblaßte Glanz, SZ 14./15. 4. 1984, Nr. 89
- 17) A. G. Frei, J. Klindtworth u.a., Regionalgeschichte: Neue Chancen für Gesellschaftsanalyse, Das Argument 131, 1982, S. 64
- 18) F. v. Krosigk a.a.O. S. 25
- 19) G. Kalivoda a.a.O. S. 103
- 20) G. Kalivoda a.a.O. S. 103
- 21) Gregor Kalivoda, Thesen zum Regionalismus und Mundartdichtung, in: Lit. im alemannischen Raum, S. 103
- 22) H. G. Huber a.a.O. S. 109
- 23) Stichworte zur geistigen Situation der Zeit, 2. Bd. Politik und Kultur hg. von J. Habermas, Bd. 2, darin: U. Jaeggi, Drinnen und Draußen, S. 470
- 24) M. Bosch a.a.O. S. 56
- 25) F. v. Krosigk a.a.O. S. 25
- 26) H. G. Huber, Thesen zum Regionalismus, in: Literatur im alemannischen Raum, S. 110
- 27) N. Mecklenburg, Regionalismus und Literatur, in: Literatur im alemannischen Raum, S. 113
- 28) Nach Heinz G. Huber, G. Kalivoda u.a. in: Literatur im alemannischen Raum hg. von J. Kelter u. P. Salomon, 1978
- 29) A. Weckmann, Die alemannische Internationale: Eine Idee, in: Nachrichten aus dem Elsaß 2, Mundart und Protest, 1978, S. 35
- 30) H. G. Huber a.a.O. S. 111
- 31) H. G. Huber a.a.O. S. 112
- 32) G. Kalivoda, Thesen zu Regionalismus und Mundartdichtung, in: Literatur im alemannischen Raum, S. 104
- 33) M. Bosch a.a.O. S. 52
- 34) H. Lübke a.a.O. S. 43
- 35) H. Bausinger, Heimat und Identität, in: Heimat, Sehnsucht nach Identität. Hg. E. Moosmann, 1980
- 36) H. Bausinger, Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis, in: Der Bürger im Staat, Heimat heute, Heft 4, 1983, S. 214
- 37) H. Lübke a.a.O. S. 42
- 38) H. Bausinger, Heimat und Identität a.a.O. S. 26
- 39) H. Bausinger a.a.O. S. 28
- 40) D. Wellershoff, Deutschland ein Schwebezustand, in: Stichworte zur geistigen Situation der Zeit, Bd. 1, Nation und Republik, 1979, S. 107
- 41) I. Greverus a.a.O. S. 57
- 42) E. Philipps, Schicksal Elsaß, Krise einer Kultur und einer Sprache, 1980, S. 159
- 43) E. Philipps a.a.O. S. 10
- 44) H. Lübke a.a.O. S. 43
- 45) W. D. Narr, Hin zu einer Gesellschaft bedingter Reflexe, in: Stichworte zur geistigen Situation der Zeit, Bd. 2, S. 515
- 46) U. Greiner, Der Untergang der Titanic, zit. nach W. D. Naar a.a.O. S. 516
- 47) I. Greverus a.a.O. S. 57
- 48) I. Greverus a.a.O. S. 57/58
- 49) Gespräch mit E. Bloch, Hg. R. Taub und H. Wieser, 1977, S. 206 u. 207
- 50) E. Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Bd. 3, S. 1628
- 51) H. Bausinger, Heimat und Identität, a.a.O. S. 27
- 52) E. Moosmann (Hg.), Heimat, Sehnsucht nach Identität, Ästhetik und Kommunikation, 1980, S. 67
- 53) A. Herrenknecht, Heimatsehnsucht — Eine verdrängte Kategorie linker Identität, in: Heimat — Sehnsucht nach Identität, Hg. von E. Moosmann, 1980, S. 194
- 54) H. Bausinger, Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis, in: Der Bürger im Staat, Heimat heute, Heft 4, 1983, S. 215
- 55) H. Bausinger a.a.O. S. 215
- 56) Martin Walser, Heimatkunde
- 57) E. Moosmann, Hg., Heimat, Sehnsucht nach Identität, 1980, S. 71
- 58) H. Bausinger a.a.O. S. 215
- 59) A. Weckmann, Ein Haus mit offenen Türen und offenen Fenstern, Gespräch mit A. Weckmann, in: Heimat — Sehnsucht nach Identität, 1980, S. 100
- 60) G. Jung, S'zwischenmenschliche, un dass des in Ordnung isch, Gespräch mit G. Jung, in: Heimat — Sehnsucht nach Identität, S. 201
- 61) E. Moosmann, Hg., Heimat — Sehnsucht nach Identität, S. 47
- 62) I.-M. Greverus a.a.O. S. 193
- 63) P. C. Mayer-Tasch, Der verblaßte Glanz, SZ 14./15. 4. 84, Nr. 89
- 64) G. Huber, ETH Zürich, Freiheit in der ökologischen Krise, NZZ 21./22. 4. 84, Nr. 94, S. 35
- 65) U.-M. Greverus a.a.O. S. 213
- 66) H. Bausinger a.a.O. S. 24
- 67) I.-M. Greverus a.a.O. S. 222
- 68) I.-M. Greverus a.a.O. S. 222
- 69) I.-M. Greverus a.a.O. S. 64
- 70) I.-M. Greverus a.a.O. S. 68
- 71) I.-M. Greverus a.a.O.
- 72) I.-M. Greverus a.a.O. S. 182 ff.

- 73) H. G. Huber, Warum ich nicht mehr in Mundart schreibe, D'Deyflsgiger Nr. 7, S. 51
- 74) A. Finck, Nachrichten aus dem Alemannischen, Einführung S. XII
- 75) A. Finck a.a.O. S. XIV
- 76) A. Finck a.a.O. S. XIV
- 77) H. G. Huber a.a.O. S. 53
- 78) G. Holzwarth in: Dialekt — Wiederentdeckung des Selbstverständlichen, Hg. M. Spranger, S. 76
- 79) B. Eppler, Nachwort zu M. Bosch, Uf den Dag wart i, 1976
- 80) M. Bosch, Uf den Dag wart i, 1976, S. 13
- 81) Julian Dillier, Nachrichten aus dem Alemannischen, S. 117
- 82) M. Spranger, Immer noch Montag, Laudatio auf J. Dillier, Allmende 2/1981, S. 136—141
- 83) H. G. Huber a.a.O. S. 51
- 84) Nachrichten aus dem Alemannischen S. 12
- 85) Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg (Hg) „... die Freiheit ist noch nicht verloren“, Zur Geschichte der Arbeiterbewegungen am Oberrhein 1850—1933, Heiko Haumann, „Hier war doch gar nichts los“, 1983, S. 9
- 86) G. Ulrich, Die Entdeckung des Alltags in der Geschichte, GWU 1983/10, S. 625
- 87) G. Ulrich a.a.O. S. 626
- 88) Neue Regionalgeschichte: Linke Heimattümelei oder kritische Gesellschaftsanalyse, Arbeitsgruppe des Projektes „Regionale Sozialgeschichte“, Das Argument 126/1981, S. 241

Notwendigkeiten

Der Acker meiner Heimat
Der Apfelacker
Ist in Bewegung geraten
Schreit seinen Sägeschrei
Streckt seine Wurzeln gen Himmel
Löcher wie Granattrichter brechen auf
Grundwasser steigt
Spiegelt pathetische Wolken

Für jeden gerodeten Baum
Wird eine Prämie gezahlt
Wie früher für jeden gepflanzten
Wie viele Veränderungen
In einem Menschenalter

Uns vor Augen einmal die Wiese
Einmal das Weizenfeld
Dann die rosige Blüte
Und Äpfel makellos die Klasse A
Gepflückt, in Körbe gelegt

Keine Sentimentalität
Das sind Notwendigkeiten
der EWG

Nur ich
Weil niemand mehr wissen wird
Schreibe auf
Golden Delicious, Klarapfel, Coxorange
Auch die Birne Vereinsdechant
Dazu noch das Vieh auf der Weide

Bei Herbstzeitlosen
Pilze in Hexenringen Schafdung
Einige gleichfalls verschwundene Schmetterlinge
Und das Kinderlied Maikäfer flieg

Denn das Brot meiner Heimat kommt
Aus der Brotfabrik
Und die Milch meiner Heimat kommt
Auf Lastwagen aus der Stadt
Die Männer meiner Heimat
Fahren zur Arbeit in die Stadt
Nur diese Alten
Philemon und Baucis
Bücken sich noch
Hacken die letzte Rübe aus
Graben sie ein
Hacken sie aus . . .

Marie Luise Kaschnitz

Karlsruhe — das Herz Badens

Heinz Schmitt, Karlsruhe

Blick vom Turmberg

Früher lernte man im Heimatkundeunterricht der badischen Schulen den Turmberg bei Durlach als den nördlichsten Berg des Schwarzwaldes kennen. Mit seinen bescheidenen 250 Metern Meereshöhe bleibt er natürlich weit hinter allen bekannten Schwarzwaldbergen zurück. Für seine Umgebung ist er aber ein markanter Punkt, bei dem es nicht verwundert, daß er früh schon zur Anlage einer Burg einlud. Lange ehe die Stadt Durlach entstand, erhob sich hier die Burg Grötzingen. Im Turm stecken heute noch staufische Bauteile. Vom Turm oder auch von der Terrasse bei der Bergbahn hat man eine herrliche Aussicht. Immerhin steht man hier fast 150 Meter über der Rheinebene. Vor diesem Hausberg der Karlsruher liegt die Stadt und ihre Umgebung wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch. Der Blick wandert hinunter über die Weinberge, in denen der begehrte Turmbergwein wächst, zum nahegelegenen Durlach. Das Ziegeldachgewirr der alten Markgrafenresidenz wird überragt von den Türmen der beiden Stadtkirchen und dem Basler Tor. Die Karlsburg, der Torso eines riesig geplanten Barockschlosses, schiebt sich quer ins Bild. Dieses Idyll wird aber auf allen Seiten eingekreist von Industrieanlagen und Hochhäusern, die jede historische Proportion zerstören. Die Lage des alten Durlach in seiner Landschaft ist nur noch schwer erkennbar.

Wer sich mit Karlsruhe beschäftigen will, sollte mit Durlach beginnen. Karlsruhe ist nichts anderes als „Neu-Durlach“. So jeden-

falls schrieb der Altmeister der badischen Geographie Friedrich Metz im Jahre 1927. Er meinte damit die Übertragung aller Funktionen, die Durlach vor der Gründung der Stadt Karlsruhe als Residenz und Verwaltungsmittelpunkt innehatte, an die Neugründung von 1715 im Hardtwald.

Wir folgen diesem Zug nach Westen mit den Augen. Auf der Durlacher Allee, einem uralten Verbindungsweg zum Rhein, erweckt der rege Verkehr den Eindruck einer Ameisenstraße. Jenseits der Autobahn dehnt sich weithin die Stadt Karlsruhe aus. Es wird uns schwer gemacht, in der von zahlreichen Hochhäusern durchsetzten Bebauung noch die alten Fixpunkte, Schloßsturm, Rathaussturm und Turm der evangelischen Stadtkirche auszumachen. Einen gewissen Anhaltspunkt gibt der spitze Finger des Bernharduskirchturms.

Trotz der Ausdehnung der städtischen Bebauung wird immer noch deutlich, daß Karlsruhe eine Stadt im Walde ist. Im Bereich des Schlosses reicht der Wald bis fast in die Innenstadt, was in heißen Sommern übrigens sehr wohltuend wirkt, wenn der Temperaturunterschied vom Marktplatz nach einem zehnmütigen Spaziergang zum Hardtwald schon fünf Grad ausmachen kann.

Freilich ist der Hardtwald ziemlich angeknabbert. Die Waldstadt hat sich von Osten her hineingefressen, andere Siedlungen von Westen, das Wildparkstadion und eine Reihe von Freizeiteinrichtungen haben den Wald durchlöchert. Jetzt müssen die Karlsruher



Prinzessinnenbau der Karlsburg in Durlach

(Photo: Bildstelle der Stadt Karlsruhe)

ihre grüne Lunge schützen. Umgekehrt gibt es überall im Stadtgebiet grüne Inseln, den Stadtgarten zum Beispiel, das Beiertheimer Wäldchen oder den Nymphengarten. Da stehen vereinzelt uralte Bäume, die erkennen lassen, daß hier vor der Gründung der Stadt der Wald rauschte.

Lassen wir den Blick wieder schweifen, so verfängt er sich im Westen an den hohen Schornsteinen von Raffinerien und Kraftwerken.

Dort muß der Rhein fließen, auf weite Strecken begleitet von lauschigen Auwäldern, über denen Bussarde kreisen und in deren Altwässern sich Wildenten und Bläßhühner tummeln. Nur, im Sommer summen hier auch die Schnaken, eine Plage, der man neuerdings massiv zu Leibe gerückt ist. An unserem Aussichtsplatz auf dem Turmberg sind wir vor ihnen sicher. So können wir in Ruhe die weite Landschaft überblicken, die am Horizont von den Pfälzer Bergen und den Vogesen begrenzt wird. Bei ganz guter Sicht kann man die Dome von Speyer und Straßburg erkennen. Bei nicht so klarem Blick stehen uns immer noch die gewaltigen Kühltürme des Kernkraftwerks Philippsburg vor Augen.

Karlsruhe reicht heute in der Rheinebene vom Schwarzwald bis zum Rhein. So 15 Kilometer Luftlinie sind das schon. Nehmen wir die Nord-Süd-Erstreckung der Ebene von Mainz bis Basel, dann finden wir Karlsruhe ziemlich in der Mitte dieser Großlandschaft, alles in allem, auch im europäischen Zusammenhang gesehen, eine günstige Lage. Wäre also die Stadtgründung im Jahre 1715 einer Fürstenlaune entsprungen, wie so oft gesagt wird, dann muß der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach mit traumhafter Sicherheit den richtigen Platz für sein launenhaftes Vorgehen gefunden haben.

Der Traum des Markgrafen

Einem Traum schreibt nun die Volkssage tatsächlich die Gründung der Stadt zu. Früher

stand sie in den badischen Lesebüchern. Danach soll der Markgraf Karl Wilhelm im Hardtwald den Fächer der Markgräfin gesucht haben, den diese bei einer Jagd verloren hatte. Der Markgraf schlief im Wald ein und sah im Traum den Fächer, der allmählich die Gestalt einer Stadt annahm. Diese Stadt soll der Markgraf dann in den Wald gebaut haben. Immerhin konnte sich so das Volk die ungewöhnliche Form des Stadtgrundrisses erklären.

Als Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach am 17. Juni 1715 auf dem 49. Grad nördlicher Breite den Grundstein zu seinem neuen Schloß und zur Stadt Karlsruhe legte, tat er nichts anderes als fast alle Landesherren seiner Zeit. Ihnen waren ihre mittelalterlichen Burgen und Residenzstädte zu eng und unmodern geworden. So bauten sie sich nach französischem Vorbild neue Schlösser mit großen Gärten und oft auch noch eine neue Stadt. Entsprechend dem Geschmack der damaligen Zeit, der geometrische und symmetrische Anordnung verlangte, war dies nur in ebenem Gelände zu verwirklichen.

Dem Markgrafen von Baden-Durlach mit seinem kleinen Ländchen blieb hierfür nicht viel Auswahl. Wollte er mithalten, hatte er nur den Hardtwald zur Verfügung. Daß das 1689 zerstörte Durlach erst teilweise wieder aufgebaut war, erleichterte ihm seinen Entschluß zur Neugründung.

So wie die Straßen der Stadt durch den Idealplan des Fürsten vorgegeben waren, so war auch die Form und Höhe der Gebäude genau vorgeschrieben. Die ältesten Pläne zeigen die Urform der Stadt mit dem Schloßturm als geometrischem Mittelpunkt, von dem aus die Straßen strahlenförmig entweder als Waldalleen in den Hardtwald führen oder aber im Süden den berühmten Stadtfächer bilden. Südöstlich des eigentlichen Stadtareals entstand damals schon die unre-



Das Karlsruher Schloß

(Photo: Bildstelle der Stadt Karlsruhe)

gelmäßige Ansiedlung Klein-Karlsruhe, das spätere „Dörfle“.

Nach der Vereinigung der Markgrafschaft Baden-Baden mit Baden-Durlach im Jahre 1771 wuchs die Stadt wegen der Vermehrung der Beamtschaft. Als aber Baden 1806 mit einem ungeheuren Landzuwachs zum Großherzogtum aufstieg, konzentrierten sich viele neue Behörden und Institutionen in Karlsruhe. Die Stadt wurde konti-

nuerlich erweitert. Es muß als Glücksfall angesehen werden, daß in Friedrich Weinbrenner ein Stadtplaner und Architekt zur Verfügung stand, der die neuen städtebaulichen Aufgaben in genialer Weise löste. Das Wirken Weinbrenners hat das Karlsruher Stadtbild bis zum heutigen Tag nachhaltig geprägt. Sein Hauptverdienst liegt vor allem in der großzügigen Gesamtplanung. Das ohne Zweifel bedeutendste städtebauliche Werk

Weinbrenners ist die Schaffung der Nord-Süd-Achse zwischen Schloß und Ettlinger Tor.

Trotz aller baulichen Veränderungen, die durch die Zerstörungen des letzten Krieges und den modernen Wiederaufbau sehr gravierend waren, bestimmen die absolutistische, fächerförmige Stadnanlage und die klassizistische Erweiterung durch Weinbrenner immer noch den Charakter des Stadtbildes.

Rund um die Pyramide

Die Pyramide auf dem Karlsruher Marktplatz gilt als Wahrzeichen der Stadt. Weinbrenner hat sie 1823 als Ruhestätte für das Herz des Stadtgründers Karl Wilhelm erbaut. Sie ist Grabmal und städtebauliches Markierungszeichen zugleich. Der Marktplatz ist neben dem Europaplatz bei der Hauptpost wichtigster innerstädtischer Treffpunkt. Zwischen beiden Plätzen erstreckt sich in der Kaiserstraße das Hauptgeschäfts-

Die Pyramide auf dem Marktplatz, das Wahrzeichen der Stadt

(Photo: Bildstelle der Stadt Karlsruhe)



viertel der Stadt Karlsruhe. Marktplatz und der größte Teil der Kaiserstraße sind heute Fußgängerbereich. Nur die Straßenbahn hat freie Fahrt. Die Karlsruher haben diese verkehrsfreien Zonen in Besitz genommen, sie bummeln, gehen einkaufen, lassen sich in einem Straßencafé nieder, fühlen sich wie in einer südlichen Stadt und sind doch daheim im Badischen.

Rasch gelangt man von hier aus in den Schloßgarten oder in den Botanischen Garten mit den schönen Orangeriegebäuden von Heinrich Hübsch. Hier ist man in wenigen Minuten weit weg vom Lärm der Großstadt. Dieses leicht erreichbare Grün vor allem macht Karlsruhe zu einer angenehmen Stadt. Natürlich gehört zu Karlsruhe lange schon mehr als nur die innere Stadt. Wir müssen den Kreis um die Pyramide viel weiter ziehen. Von Durlach war bereits die Rede. Als dessen westliches Pendant muß Mühlburg genannt werden, das 1886 als erster Vorort eingemeindet wurde. 1670 zur Stadt erhoben und als planmäßige Anlage bei einem älteren Schloß begonnen, konnte sich Mühlburg eigentlich erst im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit Karlsruhe richtig entwickeln. Die breite Rheinstraße mit ihrem regen Geschäftsleben verleiht Mühlburg großstädtischen Charakter, während Durlach die liebenswürdige Kleinstadt mit einem viel differenzierteren geschäftlichen und kulturellen Angebot geblieben ist. Zwar hat auch Durlach seit langem eine stattliche Industrie, doch tritt diese, in Mühlburg, auch wegen der Nähe des Rheinhafens, viel stärker in Erscheinung. 20 % der industriellen Arbeitsplätze Karlsruhes befinden sich im Stadtbezirk Mühlburg.

Obwohl später eingemeindet als Mühlburg sind auch einige andere Stadtteile so stark mit der Kernstadt verwachsen, daß nur noch mit Mühe das alte Ortsbild aufzufinden ist. Beiertheim und Rintheim sind Beispiele dafür. Dagegen haben Bulach und Knielingen ihre dörflichen Ortskerne noch relativ gut bewahrt. Reges Vereinsleben zeichnet die

meisten Stadtteile aus und sorgt in vielen für die Erhaltung eines gewissen Eigenbewußtseins.

Das gilt in besonderem Maße für die erst jüngst eingemeindeten Orte, denen noch ein Rest ihrer Selbstverwaltung belassen wurde, aber auch Daxlanden und Knielingen und natürlich Durlach wären hier zu nennen.

Beamte und Arbeiter

Karlsruhe war schon immer als Beamtenstadt verschrien, nicht gerade ein Ruhmestitel, den ihr die badische Provinz angehängt hat. Mit dem Begriff Beamtentum verband sich nämlich weithin die Vorstellung von Bürokratie, Unbeweglichkeit, auch Verschlafenheit und Betulichkeit. Wieweit diese Attribute für die Beamten zutreffen oder früher zutrafen, soll hier nicht untersucht werden. Es sei aber festgestellt, daß die Bezeichnung Beamtenstadt für Karlsruhe heute nicht mehr so recht passen will. Eigentlich ist das schon lange so, aber ein eingeschliffenes Image wird man nicht leicht wieder los.

In den ersten hundert Jahren der Stadt haben freilich Staatsdiener, Hofleute und Militär den Ton angegeben. Nach einer Statistik von 1815 gehörten nahezu die Hälfte von 15 000 Einwohnern diesen Bevölkerungsgruppen zu. Es gab außerdem Handwerker, Kaufleute, Wirte, allerlei Dienstleute und Tagelöhner. Die acht Fabriken fielen daneben noch nicht sehr ins Gewicht. Der größte Betrieb, die Bijouteriefabrik Oehlenheinz & Co., beschäftigte über 50 Arbeiter. Fast genauso groß war die Tabakfabrik Griesbach. Der kleinste Betrieb, die Tapetenfabrik Eyth, hatte 8 Arbeiter und 2 Lehrlinge.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts änderte sich aber mit der Zunahme der Bevölkerung auch die Wirtschaftsstruktur. Wichtig war der Anschluß Karlsruhes an die Eisenbahn 1843 und die Gründung neuer Industriebetriebe. Die Kesselersche Maschinenfabrik baute 1841 schon ihre erste Lokomotive und die Zweigniederlassung der Pariser Silberwarenfabrik



Das Rathaus, ein Bau Friedrich Weinbrenners

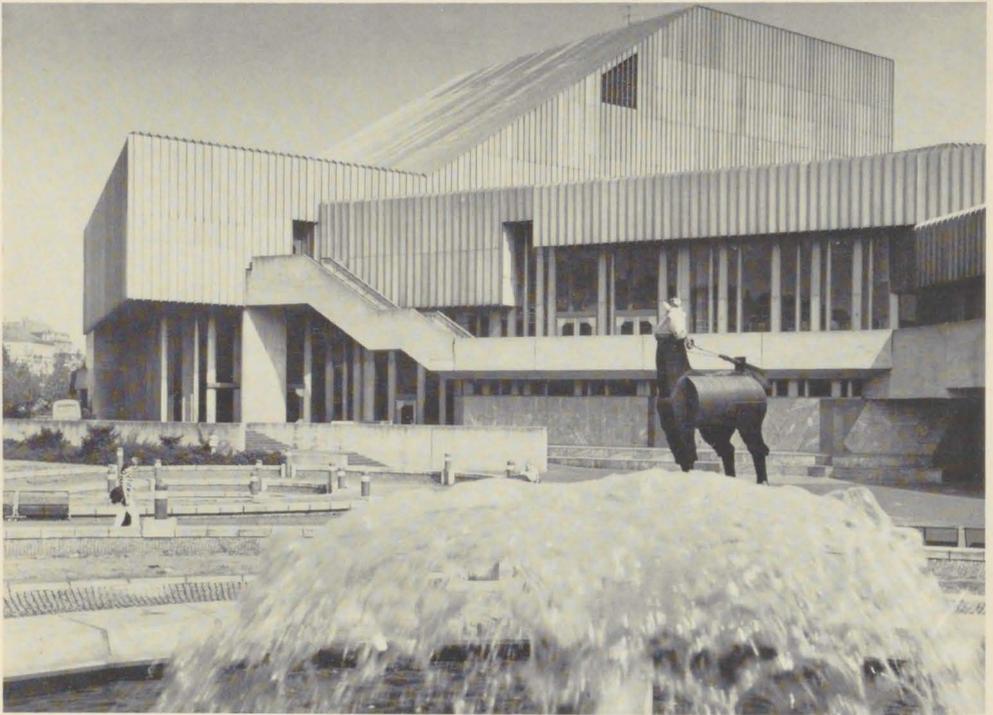
(Photo: Bildstelle der Stadt Karlsruhe)

Christoffle gab von 1856 an Hunderten von Karlsruhern Verdienstmöglichkeiten. Bald kamen Nähmaschinenfabriken hinzu, auch die berühmte Parfümerie- und Seifenfabrik Wolff & Sohn und manche andere. Die Berufszählung von 1895 weist 16 839 Beschäftigte in Industrie und Bauwesen aus. Das waren 42 % aller Berufstätigen. In Handel und Verkehr waren 19,5 % beschäftigt. Zu den Beamten, Hofbediensteten und dem Militär

zählten nur noch 20,2 % der Beschäftigten, genau 8090 Personen. Die Stadt hatte damals etwas über 84 000 Einwohner.

Die Grenze zur Großstadt wurde mit der Jahrhundertwende überschritten.

Nach dem Ersten Weltkrieg verschwanden Hof und Militär. Der öffentliche Dienst umfaßte aber immer noch 14 % der Beschäftigten. Durch die Folgen des Krieges geriet Karlsruhe in eine bedrohte Grenzlage. Die



Das neue Badische Staatstheater mit dem „Musengaul“ von Jürgen Goertz

(Photo: Bildstelle der Stadt Karlsruhe)

Industrie litt darunter sehr. Ihr Potential ging merklich zurück. Der zeitweilige wirtschaftliche Aufschwung im Dritten Reich mußte mit dem Zweiten Weltkrieg teuer bezahlt werden. Die Karlsruher Innenstadt und einige Stadtteile wurden stark zerstört. In den ersten Nachkriegsjahren konzentrierte man sich auf den Wiederaufbau. Sehr bald entstanden aber auch neue Wohngebiete. Besonders einschneidend für das Selbstverständnis der Stadt war der Verlust des Regierungssitzes. Karlsruhe, das von seiner Gründung an Landeshauptstadt gewesen war, verlor diese das ganze städtische Leben prägende Eigenschaft. Die Versuche, sie zurückzugewinnen, mißlangen, wie bekannt. Freilich wurden zum Ausgleich andere, sogar sehr wichtige Behörden angesiedelt, wie das Bundesverfassungsgericht und der Bundesge-

richtshof. Manches kam auch wegen des schlechten Gewissens der Stuttgarter nach Karlsruhe; aber es war eben anders als früher.

Wie mit anderen Schwierigkeiten ist die heute 272 000 Einwohner zählende Stadt auch damit fertig geworden, vor allem durch die Ansiedlung neuer Industriebetriebe. Daneben spielen der Handel und das Bank- und Versicherungswesen eine wichtige Rolle. Stark angewachsen ist die Zahl der Beschäftigten im Dienstleistungsgewerbe. Die „Beamten“, das heißt der Öffentliche Dienst, sind in Karlsruhe ziemlich ins Hintertreffen geraten, wenn sie auch prozentual immer noch etwas stärker vertreten sein mögen als in den meisten vergleichbaren Städten. So ganz genau läßt sich ihre Zahl aus dem Stati-

stischen Jahrbuch der Stadt Karlsruhe nicht einmal erkennen. Mehr als 11 % aller Arbeitnehmer sind es aber nicht.

Musen und Museen

Wenn auch nicht Landeshauptstadt, so ist Karlsruhe doch der kulturelle Mittelpunkt Badens geblieben. Die meisten Kultureinrichtungen der Stadt datieren freilich aus ihrer Zeit als Haupt- und Residenzstadt. Hierzu

gehören das Badische Staatstheater, das Badische Landesmuseum, die Staatliche Kunsthalle, das Museum am Friedrichsplatz (Landesmuseum für Naturkunde), die Badische Landesbibliothek und das Badische Generallandesarchiv. Die Universität, die Staatliche Akademie der Bildenden Künste, die Musikhochschule, die Pädagogische Hochschule, die Fachhochschule für Bauwesen zählen gleichfalls zu den althergebrachten Einrichtungen.

Evangelische Stadtkirche

(Photo: Bildstelle der Stadt Karlsruhe)





Stadtgarten mit Seebühne und Schwarzwaldhalle

(Photo: Bildstelle der Stadt Karlsruhe)

Schon diese, ganz sicher unvollständige Aufzählung vermag zu zeigen, welche wichtige Stellung Karlsruhe in Wissenschaft und Kunst einnimmt. Um wenigstens noch eine Zahl zu nennen: 14 500 Studenten sind allein an der Universität, der früheren Technischen Hochschule, nebenbei bemerkt der ältesten Deutschlands, eingeschrieben.

Die Karlsruher selbst nehmen das kulturelle Angebot ihrer Stadt gern wahr, besuchen außer dem Staatstheater auch die kleinen Büh-

nen, die oft beachtliche Inszenierungen hervorbringen, oder die Konzerte im Konzerthaus am Festplatz. Dieses innerstädtische Veranstaltungszentrum mit mehreren Hallen unterschiedlichster Art erhält demnächst in der neuen Stadthalle mit mehreren großartig ausgestatteten Sälen ein Kongreßgebäude, das auch umfangreichere Tagungen aufzunehmen vermag. Dem Sport wurde erst kürzlich mit der Europahalle eine vergleichbare Einrichtung gewidmet.



Europaplatz mit Grenadierdenkmal und Europabrunnen

(Photo: Bildstelle der Stadt Karlsruhe)

Das kulturelle Leben der Stadt lebt einerseits von den genannten traditionellen Einrichtungen, andererseits aber auch von immer neuen künstlerischen und kulturpolitischen Impulsen. Kein Museum, das nicht durch Sonderausstellungen ständig wieder andere Publikumskreise ansprechen würde. Neue Wege ist die Kunsthalle mit ihrem erfolgreichen Kindermuseum gegangen. Der Badische Kunstverein, einer der ältesten überhaupt, ermöglicht die Auseinandersetzung mit der

Kunst der Gegenwart. Das Oberrheinische Dichtermuseum bietet außer literarischen Ausstellungen reichlich Gelegenheit zur Begegnung mit bekannten zeitgenössischen Schriftstellern, läßt aber ebenso einheimische Autoren zu Wort kommen. Seit einigen Jahren geht die Kultur auch auf die Straße. Beim herbstlichen Kulturmarkt ist die ganze Palette künstlerischer Betätigung in der Stadt von der Malerei über Literatur und Theater bis zum Jazz vertreten. Nicht vergessen sei

die in Karlsruhe besonders reiche Vereinskultur, ob sie sich mit Gesang und Blasmusik oder Mundarttheater beschäftigt.

Die Stadt Karlsruhe eröffnete vor einigen Jahren im Prinz-Max-Palais ihr eigenes Kulturzentrum mit Städtischer Galerie, Stadtgeschichte, Jugendbibliothek und Kino. Hier fand schon eine ganze Reihe vielbeachteter künstlerischer und historischer Ausstellungen, aber auch manche interessante Begegnung statt.

In diesem Jahr veranstaltete das Kulturreferat der Stadt Karlsruhe zum zweiten Mal „Europäische Kulturtag“. Sie waren den Zeitströmungen von Biedermeier und Vormärz gewidmet, zu denen Karlsruhe ja eine besondere Beziehung hat. Die letztjährigen, ersten „Europäischen Kulturtag“ stellten in einem großartigen Auftakt die Kultur der spanischen Region Katalonien vor. Künftig wird diese Veranstaltung die kulturelle Bedeutung Karlsruhes noch verstärken und für die ganze Region Begegnungen mit europäischer Kunst auf allen Gebieten, Theater, Musik, Literatur, Malerei, Architektur und manchem anderen, ermöglichen.

So läßt sich der Bogen schlagen vom Musenhof der Markgrafen Karl Wilhelm und Karl Friedrich, von dem Karlsruhe heute noch profitiert, zu den kulturellen Strömungen der Gegenwart, denen sich das Karlsruher Publikum nicht verschließt.

Das Herz Badens

Das Herz Badens wurde Karlsruhe hie und da genannt. Das hatte geographisch, administrativ und geistig seine Richtigkeit. Wie steht es heute damit? Durch seine Lage im Oberrheingebiet steht Karlsruhe immer mehr in europäischen Bezügen, seien sie wirtschaftlicher, verkehrstechnischer oder kultureller Natur. Die Nähe zu Frankreich und zur Schweiz wirken sich unmittelbar aus. Vielerlei Partnerschaften wurden geknüpft. So bestehen Städtefreundschaften mit Nancy in Lothringen und Nottingham in Mittelengland. Fruchtbar ist seit Jahren die Zusammenarbeit der Opernhäuser von Straßburg und Karlsruhe. Neuerdings gibt es sogar ein Besucherabonnement, das Vorstellungen in beiden Städten enthält.

Karlsruhe liegt nicht nur im Herzen Badens, sondern auch im Herzen Europas. Das verpflichtet. Und die Verpflichtung wird wahrgenommen. Karlsruhe ist aber auch der badischen Tradition verpflichtet. Als jüngste und badischste aller badischen Städte war sie die erste in Großherzogtum und Republik. Sie muß es bleiben, soweit es darum geht, badisches Erbe zu bewahren und zu mehren. Die guten Traditionen Badens in Politik, Bildungswesen und Kultur, die Vielfalt des alten Landes, die in Karlsruhe ihren Brennpunkt hatte, sind und bleiben Karlsruhes Auftrag. Keine andere Stadt sonst könnte ihn in gleichem Maße erfüllen.

Und endlich wieder einmal der Park mit seinem Geruch von Buchs und Eibe und Lebensbaum, einem Geruch, den ich nur da, an dieser einzigen Stelle der Welt, so merkwürdig, so entscheidend gefunden habe; mit dem hellen, subtilen Sand der Rheinebene auf den Wegen; mit seinen Platanen, deren schwefelgelbe Rindenhaut wie eine entblößte Leiblichkeit aussieht; mit den Ginkgobäumen, deren zwielappige Blätter als lauterer Gold aus den herbstlichen Baumkronen regnen. Ginkgo biloba im Karlsruher Schloßgarten, aus China, aus Japan! Da liegen die Blätter auf dem müden Gras. Ich kann es nicht lassen, sie aufzuheben und anzusehen — wie damals, 1894, als ich sie zwischen den Seiten des „Bellum Gallicum“ aufbewahrte, und behaupte wieder vor mir selbst wie damals, ein Ginkgoblatt webe sich gleich einer Schwimmbaut.

Der Himmel ist klarer geworden; im Horizont ruht er silberblau wie der Flügel eines Bläulings zwischen dem wechselnden Hell und Dunkel der Büsche und Bäume: ich erkenne das zarte Firmament der Heimat; das Herz erbebt entzückt.

Ich wage kaum daran zu denken, wie diese bedeutende und einzige Situation sich nun ausnehme, wenn die Hauptstraße, die ehemals, um ihrer in der Tat etwas schalen barocken Perspektive willen, „Langestraße“ geheißen hat, geworden wäre, was Weinbrenner aus ihr hat machen wollen: wenn sie die Via triumphalis mit den hoch hinaufgeführten Arkaden geworden wäre, welche den niedrigeren Arkaden des Häuserbogens um den Schloßplatz in steigerndem Stile nachgedacht waren. Ach, man muß Karlsruhe ja doch bis in die nichtvollzogenen Baugedanken verfolgen, bis hinein in seine „Idee“, platonisch gesprochen.

Mir wenigstens scheint die ruhige Größe der antiken Stadtmitte von Mal zu Mal den lapidarsten Begriff (wirklich: einen steinernen Begriff) von gebauter Form bloß durchsichtiger, bloß rüstiger, nur endgültiger zu verkörpern. Kirche und Rathaus und das im bald breiteren, bald wieder eingezogenen, bald viereckigen, bald runderellmäßigen Gefüge des Raumganzen angeschlossenen Markgrafenspalais präsentieren sich mit der elementaren Gesetzmäßigkeit von Mineralen, deren Gedanke der Kristall ist. Der Adel der Abstraktion ist baulicher Leib geworden.

Die dunkelrote Sandsteinpyramide, welche, 1823 vom Großherzog Ludwig gesetzt, an der Stelle einer abgetragenen (zu ihrer Zeit wohl barocken) „Eintrachtskirche“ das Andenken des sündhaften Stadtgründers Karl Wilhelm feiert — diese Pyramide entbehrt auch in ihren stillen Maßen, in ihrer vorzüglichen Übereinstimmung mit den Proportionen des Platzes, in aller ihrer Dignität (denn man muß es lateinisch sagen) nicht ganz des Komischen: immerhin eine Art von Pharaonengrab wie aus der Atmosphäre der „Zauberflöte“ auf der schmalen Tragfläche der Markgrafschaft Baden-Durlach oder auch (von 1823 aus gesprochen) des Großherzogtums! Ganz recht. Aber hat man die Säulen des bescheidenen Palastes am Ron-

dell gesehen, in der Nähe des Brunnens mit dem ägyptischen oder vielmehr berninesken Obelisk und mit den badischen Greifen, deren Urbild etwa in die etruskische Antike weist? Auch Obelisk und Greif mögen in der Karlsruher Spielart ein wenig wunderlich sein — aber die Säulen im Palais, noch einfacher als dorisch, antiker als die Antike, enthalten die zusammengefaßte Gewalt einer baulichen Schöpfung, die man, nach klassischem Sprachgebrauch, „kolossalisch“ nennen könnte. Dies „Kolossalische“ eignet in völlig überzeugendem Maße (denn Maß ist da doch immer, mensura, metron) auch der Mächtigkeit der korinthischen Säulen vom Portikus der evangelischen Kirche und (nicht zu vergessen) dem steilen Aspekt der Rückseite.

Wilhelm Hausenstein

1. Geschichte

Baden von außen gesehen

Festvortrag zum 75. Bestehen der „Badischen Heimat“ *

Volker Schupp, Freiburg

Als die „Badische Heimat“ vor 75 Jahren gegründet wurde, bezog sich das „Badisch“ in ihrem Titel auf ein konsolidiertes Staatswesen. Nicht einmal der Umsturz von 1918 und die Abdankung des Herrscherhauses, an dem doch der Name hing, hat es in Frage gestellt. 100 Jahre früher war dies noch alles anders. Von Napoleons Gnaden aus der Markgrafschaft vergrößert, war die Existenz noch kaum gesichert. Der Wiener Kongreß hätte auch eine andere Wendung nehmen können. Die Geburtswehen waren wesentlich größer und wurden härter empfunden, als etwa bei der Bildung des Südweststaates, gegen den sich gerade solche Landesteile Badens gesträubt haben, die vormals nicht hatten badisch werden wollen. Aber bis zur Gründung der „Badischen Heimat“ sind alle Badener geworden, welcher Herren Länder oder Ländchen sie vorher angehört haben mögen, die Fürstenberger und die Vorderösterreicher und die Untertanen der verschiedensten Herrschaften. Wie dieses gekommen ist, d. h. die historische Intégration der verschiedenen vorhergehenden Herrschaften in den neuen Staat, das alles ist in der einschlägigen Literatur behandelt, und Ihnen, als Kenner der badischen Heimat und der badischen Geschichte sicher besser bekannt als mir selbst. Worüber wir nichts oder wenig wissen, ist, wie sich der Übergang von der alten Markgrafschaft zum Großherzogtum in der Außenperspektive dargestellt hat. Wie hat man Baden gesehen, wenn man kein Badener war,

aber irgendwie mit diesem Lande zu tun bekam?

Ich meine damit nicht, ob der oder jener eine präzisere Vorstellung von Baden, oder einem Teil von ihm gehabt hat, sondern ob wir uns aus den vorhandenen Quellen ein Bild des Großherzogtums Baden zur Zeit seiner Konsolidierung machen können. So gut wir durch die ausführlichen topographischen Beschreibungen und Lexika in der Landeskunde und Landesbeschreibung über die Details informiert sind, so wenig wissen wir, wie andere als die Badener dieses neue Gebilde verstanden haben. Es geht mir also heute nicht darum, eine reale Landesbeschreibung auszubreiten, sondern vorzustellen, wie sich das Land Baden in den Augen des Liebhabers oder Feindes oder des neutralen Beobachters dargestellt hat.

Als Quellen möchte ich Reiseberichte benutzen. Das hat sachliche und persönliche Gründe. Zu den sachlichen gehört, daß wir hier zwar nach meiner bisherigen Sammlung nicht sehr viele, jedoch präzisierte Aussagen aus der Zeit um etwa 1780 bis 1840 haben und daß die Vortragszeit beschränkt ist — zu den persönlichen gehört es, daß die beinahe einzige freie Zeit, die dem Rektor einer Universität vergönnt ist, das einzige telefonfreie Asyl, im Fond seines Dienstwagens ist, wenn er eine längere Reise machen muß. Sind dann die dringlichsten Akten gelesen, kann er sich dem Vorgang des Reisens selbst zuwenden und er hat Gelegenheit, seine eigene

Form des Reisens mit der zu vergleichen, deren andere früher gepflogen haben. Dabei kommt es eigentlich zu absurden Situationen, etwa, daß da einer auf der Autobahn am Melibokus vorbeifährt, ihn kaum wahrnehmen kann, weil er nämlich in seinem Auto angestrengt damit beschäftigt ist zu lesen, wie ein anderer beschreibt, wie er auf der Bergstraße am Melibokus vorbeigefahren ist und wie er diesen lange als wegweisenden Begleiter beobachtete. Die Auswahl der Reiseberichte, auf die ich mich im folgenden stütze, treffe ich — meinem Zweck entsprechend — in der Hauptsache aus dem beginnenden 19. Jahrhundert, bei zweien greife ich zurück, einmal um das Gebiet der alten Markgrafschaft kurz zu streifen, von dessen Beschreibung sich das Großherzogtum absetzt, und zum anderen, um einen Blick in den Schwarzwald zu tun, in ein Gebiet, das damals nicht zu Baden gehört hat, aber an dem sich besonders — leichter als an den anderen Beschreibungen — die mit dem zeitbedingten Kutschenreisen verbundene Aufnahmeform von historischen Denkmälern ablesen läßt.

Es handelt sich hier um Wilhelm Ludwig Wekhrin. Wekhrin's alias Anselmus Rabiokus, Reise durch Ober-Deutschland¹⁾, erstmals gedruckt in Nördlingen 1778 und Friedrich Nicolai „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“²⁾.

Die übrigen Schriften sind Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts in chronologischer Reihenfolge:

Hinter dem Pseudonym P. Rosenwall und dem Titel: „Malerische Ansichten und Bemerkungen auf einer Reise durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Württemberg“, Mainz 1818, verbirgt sich die 1815 unternommene Reise des Privatgelehrten und Schriftstellers Gottfried Peter Rauschnick aus Königsberg³⁾.

Die ausführlichste Schrift sind der 21.—29. Brief in einem anonym erschienenen, 4bändigen Werk: „Deutschland oder Briefe eines in

Deutschland reisenden Deutschen“, Karl Julius Weber in den Jahren 1826/27 herausgebracht hat⁴⁾ (derselbe Weber, der übrigens pseudonym Wekhrin fortgesetzt hat in einem Buch „Wekhrin d. J. an die Völker Europas, vorzüglich Franken und Deutsche. Germanien 1797“⁵⁾).

Mehr nebenbei unter den anderen Staaten des Deutschen Bundes kommt das Großherzogtum Baden vor in einem pseudonym erschienenen Reisebericht von Charles Sealsfield, der zuerst in englischer und französischer Sprache (1828) publiziert wurde, dann schließlich unter dem Titel „Österreich wie es ist, oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents“ auch deutsch erschien⁶⁾.

Hier sind wir etwa in den Jahren 1826—28, also gleichzeitig mit Weber. Dem folgenden Jahrzehnt gehört eine von mir erst vor kurzem aufgefundene und publizierte Reisebeschreibung an: Albert Kreuzhage, „Tagebuch der Reise nach Baden und dem Schwarzwalde, 1836“⁷⁾. Und den Abschluß bildet das einzige Werk, das von all den Erwähnten bisher von der Badischen Heimat beachtet worden ist, nämlich die Schrift des französischen Romantikers Victor Hugo: „Le Rhin“⁸⁾, der diesem seinem geschichtsphilosophischen Werk ein Reisetagebuch in Briefen vorausgeschickt hatte, von einer Reise, die in den Jahren 38/39 stattgefunden hat. Nicht so genau datierbar ist schließlich Gustav Schwab's Band: „Schwaben“ in einer Reihe: „Das malerische und romantische Deutschland“, die zwischen 1840 und 1860 in Konkurrenz zu Baedekers Bänden erschienen ist⁹⁾. Das Ganze trägt auch eher den Charakter einer Darstellung, als einer Reise; es wird aber auch hier am Rande berücksichtigt.

Die Reisenden reisen und schreiben aus den verschiedensten Motiven, die natürlich ihre Darstellung mitbestimmen. Sealsfield und Wekhrin sind politische Publizisten, Weber und Gustav Schwab versuchen Gesamtdarstellungen für an der Landschaft interessierte Leser, Rosenwall setzt sich selber von den

Reisenden ab, „die überall mit Waage und Richtmaß in der Hand erscheinen, und alles ihrem Urtheil unterwerfen wollen“. Sein fiktiver Adressat soll nur eine „ungekünstelte Erzählung der mir etwa zugestoßenen Begebenheiten, und hie und da eine anspruchslose Äußerung meiner Meinungen. . . zu finden hoffen“ (Rosenwall Teil 1, S. 2). Diesem Anspruch genügte sicher Kreuzhage noch besser, der für seine in Göttingen zurückgebliebene Familie schrieb und als einziger der hier ausgewählten Autoren keine Publikation anstrebte. Die optischen Verzerrungen des Bildes dürfen also nicht unberücksichtigt bleiben.

Unter diesen Voraussetzungen, daß das alte Land Baden sich eben erst gebildet, politisch konsolidiert hatte und im Begriff war zusammenzuwachsen, fragt man sich, erstens ob von außen betrachtet dieses zu erkennen war, ob also sich den aus anderen deutschen Ländern Heranreisenden ein Totaleindruck des Landes bot und wie er war.

Zum zweiten drängt sich die Frage auf, da ja fast alle Reisebeschreibungen sich in Bildung von Nationalcharakteren gütlich tun, ob es den Typ des Badeners gegeben hat und wie man ihn beschreiben mochte.

Die dritte Frage gilt den hervorstechenden Örtlichkeiten. Was sieht man, oder was möchte man sehen, wenn man nach Baden kommt? Welche Hauptstationen machen die Reisenden.

Zum Schluß soll noch 4. die Frage gestellt werden, mit welchen prädisponierenden Anschauungsformen zu rechnen ist und ob nicht dieses für die Erforschung der Heimatgeschichte von Belang ist.

Zu 1: Der Totaleindruck von Baden.

Den kürzesten unter meinen Texten will ich Ihnen hier ungekürzt bieten. Er umfaßt eine halbe Buchseite und zeigt auch gleich die Problematik, die mit unserem Verfahren verbunden ist:

„Nach Passieren der Brücke, welche von Straßburg in das Großherzogtum Baden führt, betreten wir deutschen Boden. Karls-

ruhe ist groß und regelmäßig gebaut, und besitzt ein prachtvolles Schloß mit einem schönen Park. Das Land ist fruchtbar und von einem schönen Menschenschlag bewohnt. Baden rühmt sich einer Verfassung oder einer Ständeversammlung, welche ihm von Metternichs Gnaden gewährt wurde. Die Stände dürfen die jährlichen Ausgaben des Landes bewilligen, darunter eine Zivilliste von 150.000 Pfund Sterling und die Ausgaben für 10.000 Soldaten. Für diese Wohltaten zahlen die guten Badenser entsprechende Steuern und um diese aufzubringen, müssen sie von Erdäpfeln und Gerstenbrot leben, welches genau die gleiche Farbe besitzt, wie die alten Filzhüte auf ihren Köpfen. Außerdem müssen sie Abgaben und Zölle entrichten, die jeden irgendwie nennenswerten Handel unterbinden, obwohl der Rhein ihr Land durchströmt“ (Sealsfield, S. 10f.).

Mißt man diese Beschreibung an einem Schema, das man einem objektiven Beschreiber unterstellen würde, der also über die Form oder Beschaffenheit des Landes, die Bevölkerung, die Ernährungsweise, die Regierungsform, das Militär, die Bildungsanstalten und die Kultur und die Geschichte handeln würde, um einen ungefähren Totaleindruck zu geben, so würde man hier feststellen, daß wesentliche Teile dieses Schemas tatsächlich kurz angesprochen sind, daß aber der Hauptgedanke, der das Ganze organisiert, der Blick auf die Regierungsform und deren negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden des Landes ist. Die Gesamteinstellung ist also eine politische; „von Metternichs Gnaden“ — ist das Leitwort. Die Totale kann deswegen so aussehen, weil sie selbst wiederum Teil eines Ganzen ist, nämlich einer ähnlichen Behandlung der übrigen Staaten des deutschen Bundes, Württemberg, Nassau, Hessen-Kassel usw., die der Polemik gegen das eigentliche Ziel, der Darstellung „Österreichs wie es ist“ vorgeschaltet sind. Die Form der Reise erleichtert eine solche Darstellung und wenn ich Ihnen sage, wer der Autor ist, dann wundert Sie dieses

alles auch gar nicht mehr, es handelt sich um das in englischer Sprache anonym erschienene Erstlingswerk des davongelaufenen böhmischen Ordenspriesters Karl Anton Postl, der unter seinem Pseudonym Charles Sealsfield in die deutsche Literatur eingegangen ist. Dieses erste anonyme Buch „Austria as it is“ wurde denn auch alsbald verboten. Diese Reise hat tatsächlich stattgefunden und ging von Le Havre über Karlsruhe nach Frankfurt; die dann folgende Route scheint fingiert zu sein, betrifft uns aber auch nicht weiter. Die Genauigkeit und Wahrheit seiner Angaben werden im allgemeinen negativ eingeschätzt, aber diesen gilt ja nicht unser Erkenntnisinteresse. Es geht uns nicht um Baden wie es wirklich war, sondern wie es von außen gesehen werden konnte.

Stutzig macht allerdings, daß 11 Jahre früher, unmittelbar nach dem Ende der napoleonischen Kriege, das ausführlichere Urteil eines anderen Zeugen, des unter dem Pseudonym Rosenwall schreibenden Gottfried Peter Rauschnick in mancherlei Hinsicht ähnlich ausfällt. „Baden ist ein Paradies, in welchem es an nichts fehlt, was seine Bewohner reich, froh und glücklich machen kann; ein mildes Klima, ein ergiebiger Boden, Ackerbau, Wein- und Obstbau, fruchtbare Wiesen, herrliches Brenn- und Zimmerholz, schiffbare Flüsse; mit einem Wort, alles was der Mensch zu seinem Unterhalt bedarf, ist in dem reichsten Überfluß vorhanden, und dennoch (so fährt Rosenwall fort) sind die Bewohner dieses Landes, der Mehrzahl nach, arm und unglücklich“ (S. 48). Dort, wo er mehr ins Detail geht, vermerkt er, daß die Abgaben unerschwinglich sind (S. 12), daß allgemeine Unzufriedenheit unter den Bauern herrsche. Ganze Scharen brotloser Arbeiter seinen ihm begegnet (S. 13), er vergleicht Baden mit den anderen Ländern, die „methodisch von den Franzosen ausgesogen wurden, und deren Brandstätten noch rauchten; aber nirgends, selbst in der traurigen Gegend der Lüneburger Heide, fand ich eine ähnliche Armuth wie hier“ (S. 13). (Die Lü-

neburger Heide galt bei den Reisenden lange als das Negativbeispiel für besondere Armut und Unfruchtbarkeit¹⁰).

Dabei ist das Interessante, daß es sich hier nicht einfach um die Feststellung der Armut handelt, sondern um die Verarmung eines Landes, das früher einen anderen Anblick bot. „Unter Karl Friedrichs Regierung war der Wohlstand des Landes sehr groß, gegenwärtig aber wüßte ich keinen Staat in Deutschland, dessen Unterthanen in einer bedrängteren Lage wären“ (S. 13).

Damit ist der Name gefallen, der den Maßstab des Badenreisenden anscheinend angibt, und der (fast) berufsmäßig Reisende und schreibende Karl Julius Weber, der abgesehen von einem Hand zur Aufklärung politisch unverdächtig ist, bestätigt uns das aufs Neue. Er reist übrigens im selben Jahr wie Sealsfield, relativiert also dessen Angaben bis zu einem gewissen Grade; seine Totale ist weniger auf die politischen Zustände als auf die wirtschaftliche Situation gerichtet, und die Kritik fehlt keineswegs, sie ist nur verhaltener. Im Fabrikwesen und Bergbau „scheint noch mehr getan werden zu können“ (S. 37), in der Viehzucht steht Baden hinter Württemberg zurück und die Leute äußern ihre Unzufriedenheit. Er nimmt sie allerdings nicht als Ausdruck eines elenden Zustandes, sondern der menschlich-badischen Natur. „Baden ist ein gesegnetes Land, das alles hat, was der Mensch braucht, um reich, glücklich und zufrieden zu sein. . . — anscheinend wandelt er Rosenwall ab (s. o.) —. Und ist der Mensch zufrieden? Ich habe die Badener klagen gehört, aber wo klagt man nicht nach dem langen Kriege mit seinen Folgen? Man würde zufriedener sein, wenn man die Gegenwart mit der Vergangenheit, und nicht mit dem Ideale, und Deutschland mit dem Auslande vergleichen wollte. Alle, die über Auflagen schreien, sollte man nach England schicken. Die gesprächige Unzufriedenheit ist ein Zeichen liberaler Regierung — der Sklave schweigt. Es ist noch nicht ausgemacht, ob eine Regierung von Vertrauen

oder Mißtrauen ausgehen soll? Jenes System hatte Nestor Karl Friedrich, dieses der verstorbene König Württembergs“ (S. 38). Die Badener präsentieren sich also als ein Volk von Querulanten, und besonders die Bauern tun sich hervor. Immerhin hat das Land — jetzt nach der Vergrößerung — 13 bis 14 Millionen Staatsschulden. „Die Markgrafschaft aber hatte gar keine Schulden“ (Weber, S. 41).

Wie also stellt sich Baden dar? Es stellt sich dar als die heruntergekommene Fortsetzung der Markgrafschaft. Alles was der Reisende sieht, sei er nun Rosenwall oder Weber, wird gemessen am Idealzustande der Markgrafschaft. Nicht wie es ist, sondern wie es einmal war, bestimmt die Blickrichtung. Allerdings ist das Urteil doch mehr als das rhetorische Schema der *Laudatio temporis acti*. „Daß die landwirtschaftliche Kultur im Abnehmen ist, siehet jeder, der auch nur eine oberflächliche Kenntnis vom Landbau besitzt, beim ersten Blick. Verflossene Gräben und Kanäle, schlecht bearbeitete Äcker, fehlende Einfriedungen, verfallene Wirtschaftsgebäude, mageres Vieh, abgetriebene Pferde, wurde ich allenthalben gewahr und oft ward ich auf meinem Wege, durch den Anblick des tiefsten Elends erschüttert“ (Rosenwall, S. 48 f.). Und dieses Ideal-Baden schildert eben Wilhelm Ludwig Wekhrin, indem er die aufblühende Kultur und Wirtschaft unter dem Markgrafen Carl Friedrich beschreibt. Die Markgräfin steht im Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten, der Markgraf hat statt Kunstwerke in Europa aufzukaufen „eine Sammlung Männer von Talent“ angelegt (S. 143), der Karlsruher Hof „besitzt die Ambition, keine Schulden zu haben. Dies wäre hinlänglich, ihn von den Sitten Deutschlands zu unterscheiden. Allein er fügt noch die Kapriz hinzu, keine Prachtfeste, keine Opern, keine Kastraten, keine Tänzerinnen zu dulden. — Dies ist zuviel“ (S. 143 f.).

„Die Centrallandestugend in Baaden ist die Haushaltskunst.“ Auch Karl Friedrich hat

Schulden angetroffen, aber es gelang ihm, sie zu tilgen. So jubelt Wekhrin mit Mark Aurel: „Glücklich ist das Land, wo die Weltweisen Könige sind, oder die Könige die Weltweisheit treiben“ (S. 141).

Ringsum aber findet man unzählige kleinere Herrschaften in schärfstem Kontrast: „Unfruchtbarer Ländereien mit einigen wenigen angebauten Feldern; mageres Hornvieh, unwerthbare Waldungen, verfallene Schlösser, elende Bauerhütten, Amtleute und Bettler“ (S. 152).

Wekhrin hat man vorgeworfen, das seien alles Schmeicheleien: „Es ist gar zu sichtbar, daß Rabiosus (— d. i. das Pseudonym Wekhrins —) nie einen Fuß ins Badische vielweniger nach Karlsruhe gesetzt. Es sind Wahrheiten, Widersprüche und falsche Beschreibungen bey Baden gar zu sehr, ja zuweilen die Schmeicheley bis zum lächerlichen übertrieben, und doch würd' er, wenn er wirklich in unseren Staaten und in Karlsruhe gewesen noch viel schönere aber wahre Sachen gesehen und haben sagen können“¹¹⁾.

Wekhrin als aufgeklärter Journalist unter dem Gepräge Voltaires und der Enzyklopädisten hat diese seine Ansichten und Verhaltensweisen büßen müssen. Auf eben dieser Reise, die er unter dem Pseudonym des Anselmus Rabiosus beschreibt, wurde er aus Augsburg und Regensburg ausgewiesen und in Nördlingen zwei Jahre ins Gefängnis gesetzt. Das Bild von Baden aber, das man bei ihm seiner Weltanschauung zuteilen könnte, hat sich mit oder ohne seine Schriften durchgesetzt und bestimmt noch das Vorurteil vom Großherzogtum, das die Reisenden haben, bevor sie die Realität sehen. Es ist also vielleicht keine Schmeichelei, aber 30 Jahre später eine Utopie.

Zu 2: Nach dem Land nun zu den Leuten. Gibt es einen Typ des Badners? Fangen wir wieder in der Markgrafschaft an. Wekhrin hat ein Kapitel überschrieben: „Vom Provinzialgeiste der Baader“ (S. 141). Nachdem die Deutschen keinen Nationalcharakter haben, meint er doch bei den Badnern einen feststel-

len zu können, es ist der Sittenzug, woran sich ein Land von seinen Nachbarn unterscheidet. Die Badner übertreffen ihre Nachbarn im Fleiß, in der Mäßigkeit, in der Achtung für sich selbst und in der Liebe gegen ihre Gesetze, daher dann auch das Wort Mark Aurels vom Weltweisen zitiert werden kann. Durch die Nachbarschaft Straßburgs haben sie auch eine bessere Lebensart als die „übrigen Schwaben“ (S. 144); in Karlsruhe sind sogar die Stutzer erträglich.

Über die äußere Gestalt gibt es anscheinend einen kleinen Zweifel: Sealsfield hat einen „schönen Menschenschlag“ gesehen; nach Rosenwall ist „körperliche Schönheit . . . nicht ein Vorzug, dessen sich die hiesigen Einwohner — gemeint sind die Karlsruher — mit Recht rühmen können. Im Gegenteil habe ich noch in keiner Residenz einen weniger schönen Menschenschlag gefunden, wie in Karlsruhe. Beide Geschlechter stehen, sowohl an Wuchs als auch an Gesichtsfarbe, den Norddeutschen und den Rheinländern bedeutend nach, und haben in ihrer Physionomie soviel fremdartiges, daß man oft Mühe hat die deutschen Grundzüge darin zu erkennen. Baden, soweit ich es kenne, ist überhaupt nicht das Land, wo man schöne Menschen zu suchen hat; vielleicht ersetzen sie diesen zufälligen Mangel durch ihre geistigen Vorzüge“ (Rosenwall, S. 16) Da haben wirs. — Vor allem wir Karlsruher. Aber immerhin kann ich die Damen in Freiburg trösten: Weber sah außer den reinlichen Dörfern und Gasthöfen „überall hübsche Gesichter, vorzüglich in und um Freiburg. Sie lächeln? Nun ja! Ich verstehe unter hübschen Gesichtern zunächst Mädchen — und bin der ernsten Meinung, daß der Reisende solche so gut berühren dürfe, als schöne Pferde, Hornvieh und Schafe“ (S. 45).

Ein Typ des Badners, wie man heute etwa eine präzise Vorstellung vom Bayern zu haben meint, hat sich also damals nicht gebildet. Er hat es ja bis heute eigentlich nicht.

Das Dauerproblem, das in diesen Aspekten noch heute diskutiert wird, ist damals auch

schon da. Es hängt am Namen. Sealsfield nennt die Leute noch ungeniert „Badenser“, bei Wekhrin heißen sie sogar „Baader“. Rosenwall hat gemerkt, daß man einen Badner dadurch ärgern kann, daß man ihn einen „Schwaben“ nennt, „was er doch nach der älteren Kreiseintheilung von Deutschland ohnstreitig ist. Nur die Württemberger werden hier zu Lande Schwaben genannt; die Badner halten sich für klüger und besser wie jene. . .“ (S. 49). Auch Weber, der die (zivilisatorische) Nähe Straßburgs positiv findet, registriert, daß die Badner gegen die Bezeichnung „Schwaben“ protestieren (S. 38), Schwaben beginne ja auch erst mit dem Schwarzwald. Er bleibt dann bei ‚Badner‘, „wenn gleich viele von Badensern sprechen, was an Jenenser erinnert und undeutsch ist; selbst viele Badner nennen sich so, vielleicht um der Kollision mit Bader, wie andere schreiben, auszuweichen? Badner hilft allem ab.“ Er muß dann allerdings auch das Adjektiv „badisch“ schreiben (S. 46). Auch das ist nun eine historische und bald überholte Bezeichnung, denn wie der Badner von der Markgrafschaft auf den Bewohner des Großherzogtums übergangen ist und wir dabei nichts mehr finden, so fängt ja in unseren Tagen die Existenz eines neuen Wesens an, das sich „Baden-Württemberger“ nennt. Heute noch leicht komisch — im Gegensatz zum unmöglichen „Nordrhein-Westfalen“, — „ich bin ein Nordrhein-Westfale“ —, aber sprachlich unbedenklich.

Zu 3. Welche Orte werden besonders hervorgehoben?

Hier ist zu unterscheiden zwischen denen, die ihre tatsächlichen Reiseberichte niederschrieben und solchen, die systematisch ein Netz von Reisen auch als Empfehlungen über das ganze Land legen. Weber nähert sich der Reiseanleitung.

Die Reisenden halten sich vor allem in den Städten Heidelberg, Karlsruhe, Baden-Baden und Freiburg auf. Das hängt zum Teil auch mit ihrer Reiseroute zusammen, die gewöhnlich von Norden nach Süden führt,

oder von Straßburg über den Rhein nach Karlsruhe. Ausnahme hiervon ist natürlich Nicolai, der von Berlin her über Stuttgart und Tübingen nach St. Blasien fährt und nicht auf die Westseite des Schwarzwaldes kommt. Sein Ziel ist Wien.

Was in den Städten akzentuiert wird, kann hier nicht im einzelnen dargelegt werden. Die Zeit ist zu beschränkt. Betont sei, daß in Heidelberg natürlich das Schloß und die Aussicht von dort im Mittelpunkt stehen, in Karlsruhe die Neuanlage der Stadt, die niederen Häuser und die breiten Straßen, in Baden-Baden das neue und das alte Schloß und in der späteren Zeit das Konversationshaus. Die Bäder werden auch von denen, die sie nehmen, nicht detailliert beschrieben. In Freiburg besucht natürlich jeder das Münster, vergleicht den Münsterturm mit dem von Straßburg und einige machen sich auch Gedanken über die Universität, der ja nach der Gründung des Landes Baden die Schließung droht.

Was sonst noch an Baden besonders hervorgehoben wird, kann man dem Vergleich mit dem Paradies und der Benützung des sog. Unbeschreiblichkeitstopos in etwa ablesen. Es ist wieder die Gegend um Baden-Baden herum, die Aussicht von den Schwarzwaldhöhen in die Rheinebene, bei der die Worte fehlen, die Sache adäquat zu beschreiben, das Arkadien Badens: das Murgtal, und (bei Weber) der Bodensee als das eigentliche Paradies Badens.

Es wäre hier nun näher auf die Ästhetik der Stadtansicht oder der Landschaftschilderung einzugehen, allein dieses muß ich mir ersparen, es läßt sich natürlich begründen, warum etwa Weber Heidelberg als die schönste Stadt Deutschlands bezeichnet, und Rosenwall (2,52) Freiburg den Vorzug gibt. Das sind Dinge, die mit dem Begriff des Malerischen zusammenhängen, wie ihn uns Friedrich Ratzel¹²⁾ hat verstehen lassen.

Diese beiden Städte werden wegen ihrer Lage hervorgehoben, bei Karlsruhe wird gerade der schlechte Standort gesehen und

z.T. auch begründet. — „Rachsucht gegen die alte Residenz Durlach“ (Rosenwall S. 17).

Etwas bezeichnender ist für den eigentlichen Blick auf Baden, wenn man sich zusammensetzt, was an besonderen Örtlichkeiten besucht oder bemerkt wird. In den Beschreibungen des 19. Jahrhunderts sind dies durchaus die Schlösser, auch wenn sie nicht zugänglich sind, wie etwa das bewohnte Karlsruher Schloß; dagegen werden vor allem die unterirdischen Keller des Schlosses in Baden-Baden merkwürdig befunden und mit allen möglichen Legenden über deren Gebrauch im Mittelalter angeführt.

Noch beliebter sind die Ruinen. Von der üblichen Ruinenromantik, etwa beim alten Schloß in Baden, sticht das besondere Verhältnis ab, das man zur Ruine des Heidelberger Schlosses hat. Hier hat sich Frankreich sein negatives Denkmal geschaffen und Rosenwall erzählt auch, daß die Zerstörung des Heidelberger Schlosses eine Rache für die unbestechliche Haltung des Kurfürsten von der Pfalz gegenüber dem Verbrechen an den Hugenotten in der Bartholomäusnacht gewesen sei (S. 8).

Der gebildete Besucher interessiert sich weiter für Gemälde- und Antikensammlungen in Karlsruhe und Baden-Baden, er erwähnt oder besucht das Theater in Karlsruhe, dessen Fehlen noch Wekhrlin als besonderen Vorzug der badischen Sparsamkeit und Kultur gepriesen hatte.

Kirchen werden weniger besichtigt als man sich eigentlich denken möchte, eine Ausnahme machen natürlich das Freiburger Münster und der Dom in St. Blasien. Es entspricht dem Zeitgeschmack, daß wir gerade in unseren Reisebeschreibungen (1818–36) von einer Neubewertung des gotischen Stiles neben der Hochschätzung des Klassizismus (Rosenwall S. 14) bis zur Verurteilung des klassizistischen Stiles für religiöse Bauten und einer vollen Akzeptanz der Gotik kommen (bei Kreuzhage, S. 15).

Die Gedanken, die über die Universität Frei-

burg geäußert werden, sind immer dieselben; die einen bedauern die Auflösung, wo doch die Universität aus eigenem Besitz leben kann. Andere meinen, eine Universität reiche dem Land.

Diese Äußerungen heißen nicht, daß man die Universitäten auch besucht hätte, es ist auch nicht anzunehmen. Anders steht es mit der Bibliothek, von der Victor Hugo behauptet, daß er sie in Heidelberg benutzt habe, Rosenwall jedenfalls hat davon Kenntnis, daß die Handschriften, die Nicolai noch in St. Blasien gesehen hat, jetzt in Karlsruhe liegen. Die Karlsruher Bibliothek wird nach seiner Ansicht „in Hinsicht der Altdeutschen Literatur, eine der wichtigsten in Deutschland werden, wenn die noch größtentheils ununtersuchten Schätze, die man aus den Klöstern erhalten hat, geordnet seyn werden“ (S. 20).

Ansonsten bemerkt der interessierte Reisende durchaus die Industrien. Er geht nicht mit abgewendetem Auge und zugehaltener Nase an ihnen vorbei, noch registriert er die Beeinträchtigung der Naturlandschaft. Sie sind Zeichen des Gewerbefleißes der dort wohnenden Menschen. Freilich hat er auch keine Schwerindustrie zu beschreiben, und in die Bergwerke hinein hat sich keiner verirrt. Die Beschreibung ist immer positiv. Negativ ist die Natur — die Schnaken in der Rheinebene, die wegen der Sümpfe des Altwassers „eine wahre ägyptische Plage sind — nicht die kleinen Pferdchen, die auch so heißen — sondern die kleinen Ungeheuer (Tipulae), die gleich den Moskiten der heißen Erdstriche quälen. Wenn man in seidenen Strümpfen oder ohne Handschuh ist, möchte man sich den Beelzebub oder Gott der Fliegen ergeben und wird nicht abgeneigt, diese Tierchen mit D. Luther für lauter kleine Teufel zu halten“ (Weber, S. 140). Anstelle der mittelalterlichen Geschichte und Gründungsgeschichte der Orte, Kirchen und Schlösser, die bei Kreuzhage gar keine, bei Weber eine geringere und bei Gustav Schwab dann eine sehr große Rolle spielen,

sind es vor allem die Ereignisse der Neuzeit und unmittelbarer Zeitgeschichte, die dem Reisenden entgegentreten: Also die Zerstörung des Heidelberger Schlosses, der Tod Turennes, dessen Denkmal ja in der Nähe der Durchgangsstraße steht, und die Kämpfe aus der Zeit Napoleons. Das heutige Geschichtsbild hat dieses — von Heidelberg abgesehen — alles wenig geprägt, alle erwähnten napoleonischen Details sind heute so gut wie vergessen.

Entgegen den Reiseberichten früherer Zeit, etwa des 18. Jahrhunderts, wo der Reisende sich nicht scheute, ihm unbekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu besuchen und ggf. Briefe zu überbringen, kümmert sich der Reisende des 19. Jahrhunderts zwar um die Namen und die Existenz dieser Personen, aber er besucht sie nicht. So werden etwa zu ihren Lebzeiten bei Rosenwall anhand der Portraits in der Karlsruher Galerie Jacobi, Schlosser und Johann Peter Hebel (bei Weber, S. 132) erwähnt oder die Anekdoten Verstorbener, wie etwa die protokollarische, aber den Bürgerlichen kränkende Behandlung Klopstocks am Karlsruher Hof, der Weber entgegen der landläufigen Beurteilung Verständnis entgegenbringt (S. 135). Der Besuch bei Notabeln wird ersetzt durch eine Besichtigung aus der Ferne etwa des Großherzogs von Baden (Kreuzhage, S. 15) oder des Kaisers Franz in Heidelberg (Rosenwall, S. 9) und das zufällige Zusammentreffen an der table d'hôte (z. B. Kreuzhage, S. 12, 19) oder im Park. So trifft Rosenwall von einer mißratenen Kletterpartie an den Baden-Badener Felsen beschmutzt, im Park mit einem alten Herrn zusammen, in dem er schließlich Jung-Stilling erkennt (S. 32). Soweit zu dem, was man bemerkt — ebenso wichtig für uns wäre zu erfahren, was nicht, oder kaum bemerkt worden ist, aber auch dieses Kapitel würde zu lang für heute. Das Bild eines bereisten Landes wird natürlich mitgeprägt durch die Möglichkeiten, die dem Reisenden zur Verfügung stehen, d. h. es wird ein anderes sein, ob er zu Fuße reist,

oder im Wagen. Unsere Reisenden sagen uns nur in Sonderfällen, wie sie gereist sind. Üblicherweise scheint es hier die Extrapost gewesen zu sein, d.h. der eigene Wagen, der von den Postpferden gezogen wird, den man also nicht zu verlassen braucht, wenn die Pferde gewechselt werden.

Die Fußreise spielt nur streckenweise eine Rolle, wenn Weber etwa seinen Marsch von Meersburg nach Friedrichshafen schildert. Wir erfahren aber an dem Erlebnis des Kut-schenreisenden Rosenwall, der in Emmendingen zunächst für einen Fußreisenden gehalten wird, daß solche Fortbewegung damals nicht unproblematisch gewesen ist; man verweigerte ihm im Gasthaus zunächst die Aufnahme (S. 50). Wie gerade heute — auch damals die Emmendinger Wirte unter Beschuß! Allein reiste man gewöhnlich nicht, ein sog. Hauderer wurde angeheuert, der einen begleitete und in einem Fall wurden auch noch die Gefahren der Reiseprostitution vom Reisenden natürlich standhaft vermieden. 1815 mußte man sich in Karlsruhe jedenfalls noch bei der Polizei melden, wenn man dort absteigen wollte, aber an dem Ärger über den Polizeistaat kann man auch erkennen, daß dies nicht das Gewöhnliche war. Wenn man ins unbekannte Gebirge steigen wollte, wie etwa von Baden-Baden zum Alten Schloß oder zur Yburg, so mietete man sich einen Führer, tat man das nicht, so mußte man riskieren, sich weit zu verirren. So gut wie nichts erfährt man darüber, was die Reisenden gegessen haben. Der Zustand der Hotels und Herbergen scheint anfangs als sehr schlecht empfunden worden zu sein, in den 30er Jahren ist er wohl gut und Baden gilt als das Weinland par excellence; der Markgräfler sticht jeden anderen Wein aus, und der Affentaler kann sich dem Burgunder vergleichen. Das Bier (allerdings) „ist für einen Nordländer schlechterdings nicht trinkbar“ (Rosenwall, S. 21).

Zu 4. Dieses wäre nun auch schon für den letzten Punkt interessant, auf den ich noch eingehen will, den der Anschauungsform.

Gibt es prädisponierende Formen, müßten sie hier am ehesten in Erscheinung treten. Denn ob das Brot besser schmeckt oder schlechter, hängt nicht nur vom Bäcker, sondern von der Haltung, mit der der Reisende ans Essen herangeht (= persönliche Disposition) ab, ... „das weiße, frische, delikate Losbrot, um dessen willen man allein nach Süddeutschland reisen sollte“ (Kreuzhage, S. 25). Leider berichten unsere Gewährleute im allgemeinen nur wenige Details.

Insgesamt aber gibt die Auswahl der geschilderten Dinge und ihre Einfärbung einige Hinweise. Es ist selbstverständlich, daß hier die literarische Gattung und in ihr wieder eine noch festzulegende Untergruppierung beachtet werden muß. Man kann zwischen einer mehr faktenbeschreibenden und einer imaginativen Literatur unterscheiden, aber der Blick auf die Gattung der Reiseberichte lehrt gleich, daß diese Distinktion nicht ausreicht, gibt es doch lange vor der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, auch die unterschiedlichsten Reisen, die unterschiedlichste Berichte nach sich ziehen. Dabei ist die Frage der Wahrheit oder Fiktion nicht einmal die vordringlichste, denken Sie nur an die Kavaliertour, die Bildungsreise, die Entdeckungsreise oder den Bericht des Handwerksburschen über seine Walz, daneben vor allem auch die politische Reise und Reisebeschreibung, die man bisher bevorzugt behandelt hat¹³). Daß gerade in diesem Zeitraum zwischen 1815 und 1850, den wir aufgrund der politischen Verhältnisse, der Konsolidierung Badens, ausgewählt haben, eine Reihe von Beschreibungen zur Verfügung steht, muß andere als politische Gründe haben, denn eigentlich politisch ist nur einer der ausgewählten Reiseberichte. Es gibt offenbar als sog. anthropologische Konstante eine ungestillte Sehnsucht nach dem Paradies, dem, wie man weiß, verlorenen Paradies¹⁴). Was aber kann das Paradies sein? In der säkularisierten Welt, in unterschiedlichen Zeiten, wird verschiedenes als Ersatz eintreten. Es ist das irdische Paradies, das in der Ferne liegt, und

das von den Weltreisenden immer weiter weg, bis in die Südsee, aufgesucht wurde. Es kann aber auch das Land der Griechen sein (in Italien oder Griechenland), das man nicht nur mit der Seele sucht, auf dessen Suche aber einen die Seele treibt. Und die Unruhe mag schließlich auch zu „künstlichen Paradiesen“ führen.

Der Einbruch der Romantik hatte bewußt gemacht, daß der Weg in die Welt auch nach innen führt, daß die Welt im eigenen Ich sein konnte und das eigene Ich welthaft. So weit geht es allerdings bei keinem unserer Reisenden. Ist Baden unwesentlich für die Selbsterfahrung, oder ist die Zeit vorbei? Wir lassen das dahingestellt. „Willst Du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!“ — Man hat den Eindruck, daß die vorläufige Abschließung der Weltreise rationalistischer Prägung mit dem dialektischen Gegenschlag, der Reise ins eigene Innere, die bewußte, also beschriebene Reise in die entlegeneren Partien des eigenen Vaterlandes erst ermöglicht. Süddeutschland statt Südsee!

Wenn wir dem doch gar auffälligen Metapherngebrauch trauen wollen, so drückt sich nicht schiere Realität aus, wenn einer Baden oder den Bodensee als den Garten Eden empfindet, sondern auch seine innere Disposition, das Heraustreten aus dem grauen Alltag mit allen Bedrückungen bei der Reise in ein fernes, aber nicht allzu weit entferntes Land, das dann auch von Milch und Honig fließen darf. Freilich sind Landschaften und Örtlichkeiten, die solche Qualifizierungen auslösen, auch mehr als bloße Katalysatoren ohne eigenen Wert. Im Extremfall könnte es freilich einmal so aussehen, und ich will gleich einen nennen:

Victor Hugo steigt nachts von Heidelberg aus im Mondschein auf den Berg und kommt zum Heidenloch. Er beschreibt das rätselhafte Gebilde, weiß nicht, was es damit auf sich hat. Plötzlich sagt eine schwere, gebrochene Stimme hinter ihm: „Heidenloch“. Er versteht — obwohl er sonst sagt, er verstehe kein Deutsch — dreht sich um und findet nie-

manden auf der Heide als den Wind und den Mond. — Noch einmal ertönt das Wort. Nach einer weiteren gedruckten Seite schließlich erscheint eine alte (Dryade) — eben eine alte Frau wie eine Hexe, die Holz sammelt, die sich dann nach einem Trinkgeld auch wieder wie eine Vision auflöst.

Bei Hugos Ankunft in Freiburg ist es nicht anders. Um 4 Uhr morgens war die Postkutsche in Freiburg eingetroffen, der Dichter war eingeschlafen. In der dunklen Stadt waren plötzlich alle Mitreisenden verschwunden und ebenso auch Hugos Koffer samt allem Geld. In das Haus, das er für ein Gasthaus hielt, ließ man ihn nicht hinein. Niemand verstand sein Französisch; auf Deutsch konnte er sich nicht ausdrücken. Er irrte umher und kam schließlich, vom spärlichen Licht einer Laterne geleitet, in ein Haus. Niemand erschien auf sein Rufen. In einem Saal, von Kerzen schwach erleuchtet, saßen seltsame, stumme Wesen. Die Beschreibung liest sich wie die der Totengruft in Palermo oder die eines Wachfigurenkabinetts. Keiner sprach. Das Tischtuch ein Leichentuch. Die Geister um den Tisch tranken Kaffee. Niemand reagierte. Schließlich fiel ihm ein magisches Wort ein — „Kellner“ rief er, und — ein Mädchen mit einem riesigen Schmetterling auf dem Kopf — in Schwarzwälder Tracht — kam, und machte ihm ein Zeichen zu folgen . . . Er war im „Zähringer Hof“ und auch der Koffer hatte sich eingefunden.

Victor Hugo als verspäteter Romantiker, der sich theatralisch drapiert, beschreibt weniger die Realität als seine verfremdenden Wahrnehmungen. Wenn die Erscheinung dann in die Tatsächlichkeit aufgelöst wird, wirkt die literarische Masche sehr aufdringlich. Das Bedürfnis aber, die Landschaft romantisch zu erleben, den Schauer der geheimnisvollen Schloßkeller in Baden-Baden in der Art der „gothic novel“ sich über den Rücken rieseln zu lassen, ist auch bei den anderen da. Das Schloß des aufgeklärten Markgrafen wird nun auch zu dem Ort, wo die Seele ihren Gruselbedarf stillt. Im zwiespältigen Bericht

aus dem zwiespältigen Jahrhundert stehen so die Dinge hart nebeneinander.

Zur persönlich motivierten Disposition ergibt sich ein weiterer Wahrnehmungsfiler, er ist aus der Beschaffenheit der Gegend selber objektiviert. Wir sind bisher weniger gewohnt, darauf zu achten, aber solcherlei Erfahrungen sollten vielleicht in die Arbeit des Heimatforschers eingehen. Friedrich Nicolai wollte auf seiner Reise durch Deutschland auch den Abt von St. Blasien, Martin Gerbert, der ihm durch seine Publikationen bekannt war, kennenlernen. Wie erwähnt ist das in diesen früheren Reisen nichts Besonderes. Hier kommt es allein auf den Weg an, den er zurücklegte:

„In einer wilden Einöde, von allen Menschen abgesondert, ein prächtiges Stift und eine Gesellschaft gelehrter Religiosen zu finden, war schon diese kleine Nebenreise werth“ (S. 3). Nicolai wußte eigentlich nicht recht, wie er hinkommen solle. Er hatte sich schon erkundigt, wie der Weg beschaffen wäre „und ob ein Wagen wie der meinige darauf werde fortkommen können? denn dieser Weg ist auf keiner Postcharte verzeichnet, und davon in keinem gedruckten Reisebuche Nachricht zu finden; auch hatte man mir in Stuttgart Zweifel erregt, ob er allenthalben füglich fahrbar seyn möchte“ (S. 4). Über lange Strecken beschreibt er nun die beschwerliche Reise, die ihn über hohe Berge und unbebaute, wüste Landstriche führt. „Das Aufhören menschlichen Fleißes, und zwar an Orten, wo sorgfältiger Fleiß doch würde belohnt werden, macht auf einen aufmerksamen Reisenden einen unangenehmen Eindruck“ (S. 17).

In Donaueschingen zog er nochmals Erkundigungen ein und erfuhr, daß allenthalben Postpferde zu bekommen sein würden. Von Unadingen an muß er zum ersten Mal drei Pferde nehmen, nachdem bisher zwei genügt hatten.

Schließlich hört alle Spur menschlicher Industrie auf, welche so angenehme Eindrücke gemacht hatte. Der Weg wird steinig und un-

fahrbar. „Nun merkt man, daß man im Schwarzwalde ist“ (S. 40). „Der Wagen mußte am Absturze eines Felsen in einem tiefen hohlen Wege zwischen ungleich liegenden Steinen herabrollen oder vielmehr herabfallen. Von beiden Seiten hingen an den Felsen ziemlich große Tannen, die Wurzeln meist vom Wasser ausgewaschen und in fürchterlicher Blöße drohend über den Weg zu stürzen. Selbst der Fußsteig (denn im Wagen zu bleiben ist nicht rathsam) ist äußerst unwegsam und an einigen Stellen gefährlich“ (S. 41).

Die Pferde und die Räder des Wagens sind natürlich aufs Höchste gefährdet. Sieben viertel Meilen zurückzulegen, braucht man ganze 4 Stunden (S. 44 ff.).

„Aber Erstaunen und Bewunderung ergreift den Wanderer, wenn er hier vorbeiy ist, wieder weiter nichts als nahe an beiden Seiten des Weges die hohen, dicht mit Tannen bewachsenen Berge siehet, und dann bey Wendung des Weges mit Einem Male die Aussicht sich erweitert, und plötzlich — in einem engen Tale zwischen hohen Bergen mit düstern Fichtenbäumen bewachsen — das große, majestätische Gebäude dasteht. Der Eindruck ist unbeschreiblich, in dieser rauhen Gegend ein so weitläufiges, so wohlgeordnetes Gebäude zu erblicken“ (S. 52 f.).

Beim Besuch — ich übergehe jetzt alles Weitere — erkundigt sich Nicolai auch genau, wie die Kuppel konstruiert ist, und welche Brandschutzmaßnahmen ergriffen worden sind. Diese werden im Detail dargelegt, Nicolai macht auch selber Vorschläge. Das ist nun für den heutigen Besucher, der noch von der kürzlichen Ausstellung die Fotografie der zerstörten Kuppel von 1875 vor Augen hat, von fast prophetischer Wirkung. Man muß aber auch hinzufügen, daß ja dem Wiederaufbau ein Brand vorangegangen war. Nicolai hatte also alle Ursache, sich danach zu erkundigen. Diese beiden Momente — Unzugänglichkeit und Brandgefahr — mögen genügen, das Prinzip zu zeigen. Der Dom im Walde ist nicht einfach eine klassizi-

stische Kuppelkirche, sondern ein Wunderwerk technischer Holzkonstruktion, das in einer fast unzugänglichen Einöde liegt. Der Weg, die Anstrengungen und Ängste des Besuchers gehören zu seinem historischen Wesen. Auch das Wissen von der Gefährdung gehört zu ihm; das Wunderwerk ist der Vergänglichkeit abgerungen.

Der Schwarzwald, nicht als Erholungslandschaft, sondern als wildes, steiles Gebirge ist die notwendige Folie. Fast alle Reisenden, die wir in dieser Zeit beobachten, vermitteln uns den Eindruck, sie hätten nicht den Schwarzwald, sondern ein viel wilderes, steileres und größeres Gebirge wie etwa die Alpen besucht. So sehr hat sich der Charakter der Landschaft verändert; für die hier in Frage stehende literarische Landschaftsästhetik weniger auf Grund von forstwirtschaftlichen und baulichen Maßnahmen als durch die Entwicklung der Verkehrsmittel und in ihrer Folge durch die Veränderung des Stellenwertes der Reise in unseren Lebensgewohnheiten¹⁵⁾.

Ich will damit schließen. Aus dieser letzten Erwägung kann man, so meine ich, ableiten, daß über die fruchtbare Tätigkeit hinaus, die in den Heften und Bänden der Badischen Heimat als Ertrag für Gegenwart und Zukunft aufgehoben ist, eine neue Art der historischen Umweltforschung anzufangen wäre. Der Dom im öden Schwarzwald von 1781, nur unter Gefahr und Strapazen und in Ungewißheit, ob man auch hinkommt, erreichbar, ist nicht derselbe, der 1984 dort steht und der inmitten einer freundlichen Stadt mit dem Auto aufgesucht wird. Auch hier steigt man nicht zweimal in denselben Fluß. Selbst wenn die Rekonstruktion den alten Zustand wiederhergestellt haben sollte, oder wenn die Kuppel nicht verbrannt wäre, besteht die Distanz, die im „Environment“ und im Auge und Geist des Besuchers liegt. Und diese sichtbar zu machen, scheint mir, wenn auch nicht die einzige, so doch eine lohnende Aufgabe für künftige Erforschung unserer Badischen Heimat.

Anmerkungen

* Gehalten am 20. Mai 1984 bei der öffentlichen Mitgliederversammlung im Kaufhaus in Freiburg

¹⁾ Wilhelm Ludwig Wekhrin, *Schriften 1772—1789*, hg. von Alfred Estermann, Bd. 1—5 Nendeln, Liechtenstein 1978; hier Bd. 1 (2. Teil).

²⁾ Das Gesamtwerk erschien in Berlin und Stettin in 12 Bänden von 1783—1796, hier ist immer der 12. Band zitiert, der die Reise von Tübingen nach St. Blasien enthält.

³⁾ Von den zwei Teilen des Werkes ist, wenn nicht anders angegeben, der zweite zitiert. Gottfried Peter Rauschnick, geboren in Königsberg, 1779—1835, Beamter, Gutsbesitzer und später Redakteur.

⁴⁾ Neudruck des 21.—29. Briefes unter dem Titel: *Reise durch das Großherzogtum Baden*. Vorwort von Franz Georg Brustgi, Stuttgart 1979.

⁵⁾ Vgl. (wie oben Anm. 1) Bd. 1, S. XXXI.

⁶⁾ Hier zitiert nach der Ausgabe von Victor Klarwill, Wien 1919. Neudruck in Ch. S., *Sämtliche Werke*, Hildesheim / New York 1972, Bd. 3.

⁷⁾ Sigmaringen 1982 (*Kulturgeschichtliche Miniaturen*). — Vgl. auch Verf., *Die Reise eines Göttinger Universitätsrates nach Baden-Baden und in den Schwarzwald im Jahre 1836*, in: *Badische Heimat* 61 (1981) S. 189—201.

⁸⁾ Victor Hugo, *Le Rhin*, 3 Bde., Paris o.J. (1926). Zitiert wird der 3. Band. — Vgl. Adolf Baumhauer, *Des französischen Dichters Victor Hugo Reise ins badische Oberland*, in: *Badische Heimat* 48 (1968) S. 446—450; E. Lébraly, *Dichtung und Wahrheit über Freiburg*. Aus Victor Hugos Reisetagebuch 1839, *Schau-ins-Land* 40 (1913) S. 43—48.

⁹⁾ Neuaufgabe München o.J.

¹⁰⁾ Herbert Schwarzwälder, *Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts über Norddeutschland* (Verfasser — Entwicklung — geistiger Standort) in: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*, hg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger, Heidelberg 1983, S. 127—168; hier S. 148—151 (Neue Bremer Beiträge 1).

¹¹⁾ S.o. (wie Anm. 1) Bd. 4, S. 45.

¹²⁾ Friedrich Ratzel, *Über Naturschilderung*, München / Berlin 1923.

¹³⁾ Der jüngste Überblick anhand des Materials für Norddeutschland bei Herbert Schwarzwälder (wie oben Anm. 10).

¹⁴⁾ Vgl. Klaus H. Börner, *Auf der Suche nach dem irdischen Paradies. Zur Ikonographie der geographischen Utopie*, Frankfurt 1984.

¹⁵⁾ Zu diesen Überlegungen Wolfgang Schivelbusch, *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, München / Wien 1977.

Das Großherzogtum Baden

Das Großherzogtum Baden kann man mit noch mehr Recht das Eden Deutschlands nennen, als Württemberg. Das schöne Neckartal kommt nicht gleich dem herrlichen Rheintal, und Baden ist fast ganz Rheintal von Basel bis Mannheim. Und nun noch der göttliche Bodensee, das idyllische von Hebel besungene Wiesental, die Täler des Neckars, der Kinzig, Elz, das wenig bekannte Wutach- und Albtal, der Schweiz gegenüber, und das Arkadien Badens, das malerische Murgtal. Aber — aber der Rhein ist ein so schlimmer Grenznachbar als der in Menschengestalt, reißend, voll Kiesbänke und Inseln, stets echt gallisch wechselnd bald links bald rechts mit Überschwemmungen und Abreißen. Er hat schon ganze Dörfer fortgeführt, wie Dettenheim, und macht dabei noch solche Schlangenwendungen, daß allein von Kehl bis Mannheim die fünfundzwanzig Meilen auf fünfzehn gebracht werden könnten. Baden ist eine der Vormauern Deutschlands gegen Frankreich und hat keine Festung! Mannheim, Philippsburg, Altbreisach und Kehl sind nicht mehr!

Das Großherzogtum dehnt sich zwischen Rhein und Schwarzwald, Bodensee und Neckar, von der Schweizer Grenze bis zum Einfluß des letzteren in den Rhein und bis Wertheim am Main in einer Länge von sechzig Meilen, und die größte Breite von Basel bis Konstanz mag zwanzig betragen. Es hat die Gestalt eines gefüllten Quersackes oder einer Blutwurst — oben und unten voll, in der Mitte aber so schmal, daß in der Gegend der Murg die Breite kaum acht Stunden betragen wird. Das Land ist mehr bergig als eben, der Schwarzwald nimmt beinahe den dritten Teil hinweg, und auch der Odenwald greift stark ein, aber im Ganzen hat es ein herrliches Klima, fruchtbaren Boden, Acker-, Wein- und Obstbau, treffliche Waldungen und schiffbare Flüsse; es ist eine Lust durch badische Dörfer zu reisen. Baden darf sich wohl mit dem schwäbischen Nachbar messen, wenn es gleich nur den bescheideneren Titel Großherzogtum führt und weniger bevölkert ist. Es gibt auch Übervölkerung, und Bevölkerung ist zwar stets Probierstein einer guten Regierung und eines behaglichen Daseins, aber umgekehrt ist schlechte Bevölkerung nicht immer Zeichen schlechter Regierung, denn physische und moralische Ursachen können der Regierung in Weg treten, wie in Brandenburg und Mecklenburg die vielen Seen, in Hannover die Heiden und in Östereich die Alpen. Robespierre und seine blutigen Jakobiner sagten: *il y a deux millions de trop en France und guillotinierten!*

Badens Haupt-Erzeugnisse sind: Wein, Hanf, Getreide, Holz, Tabak, Raps, Krapp, Obst, Kirschenggeist etc. Das Oberland ist fruchtbarer als das Unterland und nichts übertrifft die Rheinpfalz. Der Markgräfler

Wein sticht alle Neckarweine herunter, der weiße von Nöteln, Badenweiler, und der rote Affentaler und Grenzacher, die gar häufig als Burgunder getrunken werden. Sie haben große Verehrer, hatten aber sonst noch weit größere in den Prälaturen Schwabens und Bayerns. Im Dreisamkreis oder Schwarzwald ist der stärkste Hüttenbau auf Eisen, Blei, Kupfer und auch etwas Silber. Im Jahr 1810 berechnete man den Silber-Ertrag auf 590 Mark, unbedeutend aber ist die Goldweide oder das Rheingold, das im Jahr 1823—24 etwa 10000 fl. betrug. Alles Rheingoldwaschen bringt nur mit Mühe eine recht schwere Ordenskette des goldenen Vlieses zustande und es steht damit, wie mit dem Golde Arabiens so, daß keine große Entsagung dazu gehört in das Kirchenlied einzustimmen: „Weg mit dem Gold Arabiens!“ Im Bergbau, wie im Fabrikwesen scheint noch mehr getan werden zu können und vielleicht auch im Handel bei der glücklichen Lage zwischen Schweiz, Rhein und Frankreich; selbst in der Viehzucht, vorzüglich Pferde- und Schafzucht steht Baden hinter Württemberg, und Salz muß es vom Ausland nehmen.

Baden ist ein gesegnetes Land, das alles hat, was der Mensch braucht, um reich, glücklich und zufrieden zu sein, denn es ist die andere Hälfte des schönen gesegneten Elsaßes. Und ist der Mensch zufrieden? Ich habe die Badner klagen gehört, aber wo klagt man nicht nach dem langen Kriege mit seinen Folgen? Man würde zufriedener sein, wenn man die Gegenwart mit der Vergangenheit, und nicht mit dem Ideale, und Deutschland mit dem Auslande vergleichen wollte. Alle, die über Auflagen schreien, sollte man nach England schicken. die gesprächige Unzufriedenheit ist ein Zeichen liberaler Regierung — der Sklave schweigt. Es ist noch nicht ausgemacht, ob eine Regierung von Vertrauen oder Mißtrauen ausgehen soll? Jenes System hatte Nestor Karl Friedrich, dieses der verstorbene König Württembergs. In der Theorie scheint jenes das Bessere, das auch die größtmögliche Vereinfachung erlaubt, in der Praxis aber dieses vorzuherrschen, denn die beste Definition der Menschenkenntnis ist leider: Zweifel an Tugend und Redlichkeit. *Le Monde ne va ni ne vient, il ne fait que tourner!*

Offenbar hat die Nähe Frankreichs auf die Bewohner Badens eingewirkt, die mir gewandter schienen denn andere Schwaben und auch gegen den Namen feierlich protestieren. Sie sind auch in der Tat mehr Ober-Rheinländer und Breisgauer, da Schwaben erst mit dem Schwarzwalde beginnt, ungezwungener, verbindlicher und von mehr Welt, wie Franzosen; selbst ihre Sprache ist reiner. Offenbar hat die lange treffliche Regierung Karl Friedrichs (1746—1811) Einfluß gehabt auf Ordnungsgeist und Privattugenden. der Nestor und das Muster deutscher Fürsten sagte einst nicht ohne Seitenblick auf den deutschen Nachbar: „Ich tue alles, um mein Land emporzubringen und es will nicht gelingen, andere tun alles, um das ihrige zu ruinieren und es will nicht gelingen, es muß eine höhere Hand im Spiele sein!“ Er dachte wie Cyrus „meine Untertanen bewahren meine Schätze,“ was nicht so romanhaft ist, wie manche Finanzkammern zu glauben scheinen!

In Baden sieht es recht helle aus und Baden gab vor kurzem das Beispiel, daß eine ganze Gemeinde samt adeligen und geistlichen Hirten von der katholischen Kirche zur protestantischen überging. Noch erfreulicher sind in Baden, so wie in Württemberg, Hessen-Darmstadt und in der Schweiz die Hilfsvereine zu tätiger Unterstützung der Griechen, wenn auch gleich kein christlicher Staat als Staat den Unglücklichen Beistand geleistet hat: Man findet recht gute Erziehungsanstalten, zwei Universitäten Heidelberg und Freiburg und das treffliche Gymnasium zu Karlsruhe. Ob es nicht tunlich wäre, beide Universitäten zu vereinen? Eine Universität wäre genug, hat ja Württemberg auch nur eine Hochschule. In ganz Baden reist sich's höchst angenehm — überall Wohlstand, reinliche Dörfer und Gasthöfe und überall hübsche Gesichter, vorzüglich in und um Freiburg. Sie lächeln? Nun ja! Ich verstehe unter hübschen Gesichtern zunächst Mädchen — und bin der ersten Meinung, daß der Reisende solche so gut berühren dürfe, als schöne Pferde, Hornvieh und Schafe. Meister Büsching geht zwar darüber hinweg, aber er war der Theologen einer, die nie recht frei von der Brust hinweg reden; *the proper study of man is man*. Ich sehe einmal hübsche Menschen lieber als hübsche Gemälde, ausgestopfte Tiere, getrocknete Pflanzen und tote Mineralien und wenn Statistiker sie übergehen, so halte ich mich an Terentius *homo sum nil humani a me alienum puto*.

Übrigens nenne ich die Bewohner Badens Badner, wenn gleich viele von Badensern sprechen, was an Jenenser erinnert und undeutsch ist; selbst viele Badner nennen sich so, vielleicht um der Kollision mit Bader, wie andere schreiben, auszuweichen? Badner hilft allem ab.

Auszug aus dem 21. Brief der „Reise durch das Großherzogtum Baden“ von Karl Julius Weber, 1826

Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde. Ihr müßt Euere Kinder lehren, daß der Boden unter ihren Füßen die Asche unserer Großväter ist. Damit sie das Land achten, erzählt ihnen, daß die Erde erfüllt ist von den Seelen unserer Vorfahren.

Lehrt Euere Kinder, was wir unsere Kinder lehren: Die Erde ist unsere Mutter.

Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde. Wenn Menschen auf die Erde spucken, bespeien sie sich selbst. Denn das wissen wir, die Erde gehört nicht den Menschen, der Mensch gehört zur Erde — das wissen wir. Alles ist miteinander verbunden, wie das Blut, das eine Familie vereint. Alles ist verbunden.

Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde. Der Mensch schuf nicht das Gewebe des Lebens, er ist darin nur eine Faser. Was Ihr dem Gewebe antut, das tut Ihr euch selber an. Nein, Tag und Nacht können nicht zusammenleben. Unsere Toten leben fort in den süßen Flüssen der Erde, kehren wieder mit des Frühlings leisem Schritt, und es ist ihre Seele im Wind, der die Oberfläche der Teiche kräuselt.

Wir sind ein Teil der Erde

Rede des Häuptlings Seattle vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 1855

(Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br., 1982)

Volkskunde in Baden

Versuch einer Standortbestimmung

Peter Assion, Marburg/Walldürn

Als vor 75 Jahren der Landesverein Badische Heimat e. V. gegründet wurde, erhielt er mit gutem Grund die Bezeichnung „Verein für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatschutz“. Denn in der Badischen Heimat ging damals der ältere, schon 1904 gegründete „Badische Verein für Volkskunde“ mit auf¹⁾, und die Volkskunde sollte von der ersten Stunde an — dafür bürgte Fridrich Pfaff als Vorsitzender des alten Volkskunde- wie des neuen Gesamtvereins — eines der Hauptarbeitsgebiete der Badischen Heimat bilden. Auch heute noch sind „Volkskunde und Volkskunst“ im Vereinsnamen, wie er vollständig im Impressum der vorliegenden Zeitschrift ausgedruckt ist, eigens aufgeführt, um so die fortdauernde Gültigkeit ursprünglicher Zielsetzungen zu unterstreichen. In nun schon immerhin fast acht Jahrzehnten hat es der Landesverein zugleich vermocht, diesen Zielsetzungen in der praktischen Arbeit zu entsprechen. Bei allen wichtigeren volkskundlichen Belangen des badischen Landes ließ er sich hören; er gab Empfehlungen ab, vermittelte Anstöße zu volkskundlicher Sammelarbeit und Kulturpflege und betrieb vereinsintern eine Bildungsarbeit, die die regionale bzw. regionalbezogene Volkskunde in ihrem Bestand stärkte und in ihren Aktivitäten belebte. Volkskundliche „Großtaten“ — langfristige Forschungsunternehmen und Publikationen von Akademie-Format — hat er zwar nicht vorzuweisen. Sie konnten billigerweise aber auch nicht erwartet werden von einem Ver-

ein, der stets nur wenige feste Mitarbeiter besaß und keine gelehrte Gesellschaft mit gewisser Distanz zum sogenannten „Volksleben“ sein wollte, sondern ein breit organisierter Volksverein, in dem Wissenschaft populär werden und populäre Wissenschaft ihren Ort haben sollte. Daß auch dies kein anspruchsloses Programm war, ist an „Mein Heimatland“ und an der „Badischen Heimat“, am „Ekkhart“ und an der monographischen Serie „Vom Bodensee zum Main“ abzulesen: an den Zeitschriften und Reihen des Landesvereins, die in erstaunlicher Vielzahl und Dichte erschienen und gerade zur Volkskunde viele grundlegende Arbeiten enthielten. Ein Austausch zwischen bekannten und weniger bekannten Freunden der Volkskunde einerseits und einer interessierten Öffentlichkeit andererseits vollzog sich hier, und zumal das zentrale Vereinsorgan, die „Badische Heimat“, bot der badischen Volkskunde kontinuierlich bis heute ein Forum, während andere Zeitschriften kamen und gingen und ein regelmäßig erscheinendes volkskundliches Jahrbuch für Baden bzw. Baden-Württemberg noch immer nicht verwirklicht werden konnte.

75 Jahre Badische Heimat e. V. sind also auch für die Volkskunde in Baden Veranlassung zu Rückblick und Ausschau: für die Wissenschaft von den volkstümlichen Überlieferungen bzw. den — nach heutiger Auffassung — soziokulturellen Verhaltensprägungen und ihren Objektivationen, deren Entwicklung im badischen Land sich 75

Jahre lang im Kontakt mit dem Landesverein vollzog. Nicht übergangen werden darf dabei jedoch die weit ins 19. Jahrhundert zurückreichende Vorgeschichte der volkskundlichen Bestrebungen der neueren Zeit. So wie der Landesverein Badische Heimat e. V. nicht ohne den älteren „Badischen Verein für Volkskunde“ gedacht werden kann, so dieser nicht ohne das anspornende Beispiel von Einzel- und Gruppenaktivitäten, die sich zuvor schon um das Erbe badischer „Volkskultur“ — um Lied und Sage, Tracht und Brauchtum — gekümmert und es für wertvoll genug erachtet hatten, um in Wort und Bild dokumentiert und nach Möglichkeit auch sonst erhalten zu werden. Impulse, die sich schon der Romantik verdankten, wirkten so noch ins 20. Jahrhundert hinein: so problematisch es indessen wurde, dem fortschreitenden sozialen und kulturellen Wandel den Gedanken des Erhaltenwollens und Pflagens entgegenzusetzen.

Romantische Anstöße

Als Wissenschaft aus dem Geiste der Romantik hatte die deutsche Volkskunde begonnen: getragen von der Begeisterung für das volkstümliche Kulturgut, das die Gebildeten früher eher verachtet hatten, das nun aber — als das deutsche Nationalbewußtsein erwachte und ein geeintes Deutschland wiedererstehen sollte — als unverzichtbarer Bestandteil nationaler Identität entdeckt wurde. In Märchen und Sage, Lied und Brauchtum sollte deutsches Wesen am reinsten beschlossen sein: überlieferte geistige Substanz der Altvorderen, germanisch-deutscher Mythos, gewachsene Naturpoesie. Volkskundliche Sammelarbeit begann, vorab durch die Brüder Grimm, aber auch durch Achim von Arnim und Clemens Brentano, die 1805 und 1808 in Heidelberg ihre altdeutsche Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ herausgaben. Mit diesem Standardwerk könnte man auch die badische Volkskunde beginnen lassen, und zwar nicht nur deshalb, weil es in einer

badischen Universitätsstadt zusammengestellt und verlegt wurde, sondern weil es auch badisches Liedgut aufnahm, gesammelt von Zulieferern im badischen Land, und weil es vor und nach der Veröffentlichung das Volkslied-Interesse in Baden förderte²). Wohl auch noch Anton Föppl (1815—1874) nahm es zum Vorbild: ein aus Neustadt im Odenwald stammender Musiker, der während eines Aufenthaltes in Freiburg eine Breisgauer Liedersammlung zusammenstellte (um 1840), aber keinen Drucker dafür fand, so daß Auszüge daraus, die im Nachlaß des bekannten Volksliedforschers Ludwig Erk gefunden worden waren, erst 1913 durch Othmar Meisinger ans Licht kamen.³)

Das Interesse für badisches Sagengut läßt sich zum Teil ebenso direkt auf die Heidelberger Romantiker zurückführen. Der aus Kappel-Windeck bei Bühl gebürtige Theologe und spätere Karlsruher Hofhistoriograph Aloys Wilhelm Schreiber (1763—1841) war 1804 an die Universität Heidelberg berufen worden, wo er mit Arnim und Brentano zusammengetroffen und wohl von letzterem dazu angeregt worden war, mündlich umlaufende Sagen aufzuzeichnen.⁴) Eine Sammlung davon gab er 1816 seinem „Handbuch für Reisende am Rhein“ bei, und 1828 ließ er seine „Sagen aus den Gegenden des Rheins“ auch als selbständige Veröffentlichung folgen. Damit lag das erste badische Sagenbuch vor. Ganz im Sinne Brentanos ist darin ein Teil der Erzählungen in Vers und Reim umgegossen. Die anspruchslose Volkssage galt im Gegensatz zum Märchen als „unfertig“ oder als „zersagt“ bis zur Kunstlosigkeit, so daß es zulässig, ja geboten erschien, ihr die Kunstform nachträglich noch zu geben bzw. wiederzugeben. Daß das von der Romantik entdeckte Volksgut Fund und Erfindung zugleich war — auch die Lieder des „Wunderhorns“ waren ja stark bearbeitet erschienen —, wurde so früh schon an einem badischen Beispiel deutlich, und auch der erste Versuch zu breiterer Dokumentation badischen Volkslebens — ebenfalls mit dem Namen



In Aloys Schreibers Werk „Trachten, Volksfeste und charakteristische Beschäftigungen im Großherzogthum Baden“ von 1820/27 erschien diese lithographierte Tafel „Eine Hauensteiner Familie“ (21 × 28 cm). Es handelt sich um eine der frühesten Darstellungen der Hotzenwälder Tracht.

Aloys Wilhelm Schreibers verbunden — bezeugt die im Bildungsbürgertum vorhandene Tendenz, in das Leben des einfachen Volkes und zumal des Bauerntums Züge „hineinzusehen“, die gewissen Wunschbildern, nur bedingt aber auch der Wirklichkeit entsprechen. Zwischen 1820 und 1827 gab die „Herdersche Kunst- und Buchhandlung“ in Freiburg i. Br. gedruckt zwölf malerische Darstellungen von „Trachten, Volksfesten und charakteristischen Beschäftigungen im Großherzogtum Baden“ heraus, die ein (nicht verwirklichtes) Werk über „Teutschlands Nationaltrachten“ einleiten sollten und von Hofhistoriograph Schreiber kommentiert wurden.⁵⁾ Diese Bilder betonten das Malerische und Idyllische badischen Volkslebens und zeigten etwa Schwarzwälder bei ty-

pischen Verrichtungen ihres Arbeitsalltags, doch zugleich in der Sonntagstracht. Zur Ehre Schreibers darf jedoch gesagt werden, daß der Text dazu Erläuterungen brachte, die die Wirklichkeit genauer erfaßten und sich Beobachtungen vor Ort — also ersten volkkundlichen Feldstudien — verdanken haben müssen.

Hatte Schreiber das erste badische Sagenbuch vorgelegt, so doch nicht die erste badische Sagensammlung. Nimmt man ältere Sagenaufzeichnungen aus, die in Chroniken eingestreut, in Mabillons „Iter germanicus“ zitiert oder in Grimmelshausens „Simplizissimus“ dichterisch verwendet wurden, so war Heinrich Medicus der erste, der badische Sagen zu Papier brachte. Als pensionierter Husarenoberst sammelte er sie zwischen 1800

und 1807 in Mittelbaden und am Neckar „aus dem Munde des Volkes“, doch kamen sie erst 1834 in einer Zeitschrift zum Druck und gewannen — wiewohl älter als sogar die berühmten „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm von 1816 — auch deshalb keinen besonderen Nachruhm, weil Medicus wie z. T. Schreiber verfahren war und „dieß Alles in ein leichtes und einfaches poetisches Gewand gekleidet“ hatte⁶). Solche poetischen Sagensammlungen gab es bald noch mehr. Auch August Schnezler⁷) legte den Stoff seines zweibändigen „Badischen Sagenbuches“ (1846) z. T. in Gedichtform vor, und im gleichen Stil gestaltete der Freiburger Historiker Heinrich Schreiber seine „Volkssagen der Stadt Freiburg und ihrer Umgebung“ (1867). Derjenige, der hier den Handel mit „verfälschter Waare“ erkannte und bewußt mit der Tradition der Sagenpoesie brach, sollte dann das bedeutendste badische Sagenbuch des 19. Jahrhunderts schaffen: Bernhard Baader (1786—1859). Als Beamter in Wertheim und Konstanz, ab 1832 als Finanzrat in Karlsruhe, war Baader aus Liebhaberei zum Sagensammeln gekommen, eine Beschäftigung, bei der ihn seine Frau Amalie Baader (1806—1877), eine Wertheimerin, unterstützte⁸). Anregend hatten vermutlich auch die Grimmschen Sagen gewirkt, und mit den Grimms durfte sich Baader einig wissen, wenn er sich an das Prinzip strenger Texttreue hielt und die poetische Bearbeitung im Sinne Brentanos verschmähte. Erste Proben ihrer Sammlung veröffentlichten Bernhard und Amalie Baader 1835 bis 1839 im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, um dann 1851 Baaders reichhaltige, Gesamtbaden berücksichtigende „Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden“ sowie 1859 einen Ergänzungsband dazu folgen zu lassen⁹). Bemerkenswert ist, daß es vor 1850 auch schon zur Herausgabe einer Zeitschrift kam, die sich volkskundlichen Aufgabenstellungen verschrieb und im Sinne einer „vaterländischen Alterthumskunde“ ständig Mitteilun-

gen aus dem badischen Volksleben bringen wollte. Gemeint ist das „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland“, das der schon genannte Heinrich Schreiber (1793—1872) — Moraltheologe bzw. Ethiker an der Universität Freiburg i. Br. bis 1846 und Historiker der Breisgau-metropole¹⁰) — ab 1839 herausgab. Bis 1846 brachte es das „Taschenbuch“ auf fünf Ausgaben, in denen nicht nur Ludwig Uhland als einer der Mitarbeiter bezeugt, daß es sich auch hier wieder um ein Produkt der romantischen Bewegung handelte. An die Anschauungen früherer Sagensammler schloß Schreiber mit folgendem Vorsatz an: „Was in diesem Taschenbuch gegeben wird, soll nicht nur wahr, sondern auch möglichst schön sein“¹¹). Und Grimmscher Einfluß wird in dem philologischen Eifer spürbar, mit dem an die Hebung altertumskundlicher Schätze in den Archiven herangegangen wurde. Er zeigt sich außerdem in dem Bestreben, allen Volksbräuchen ein möglichst hohes Alter zuzuerkennen und sie — wie Jacob Grimm das 1835 in der „Deutschen Mythologie“ beispielgebend getan hatte — als lebendiges Relikt aus germanischer Zeit vorzuführen. „Haben wir hier nicht“, merkt Schreiber z. B. zum Heilwogschöpfen am Weihnachtsabend in Eendingen a. K. an, „ein Ueberbleibsel der Wasserweihe, welche zu dieser Jahreszeit schon im Heidenthum allgemein üblich war?“¹²).

Mitteilungen solcher altartigen Bräuche erhoffte sich Schreiber vor allem aus dem Schwarzwald, denn er hielt „das Gebirg“ für den „beharrlichen Sitz des Aberglaubens“¹³), und tatsächlich ging ihm von früheren Studenten die eine oder andere Aufzeichnung aus dem Kinzigtal, Albtal usw. zu, die er in seinem „Taschenbuch“ abdrucken konnte. Sagen und Märchen brachte er selber bei, um sie zusammen mit historischen Erläuterungen zu veröffentlichen. Anderes zog er aus handschriftlichen Brauch- und Segensbüchlein aus, und einem Vikar Kaiser verdankte er das historische Volkslied „Die Frau von

Weißenburg“, das dieser „aus dem Munde einer beinahe neunzigjährigen Frau“ im Schwarzwald empfangen hatte. Seine wiederholte Bitte an „seine verehrten Freunde, zumal auf dem Schwarzwalde, . . . sein vaterländisches Unternehmen dieser historisch-archäologischen Zeitschrift durch Mittheilung alter Sagen, Volkslieder, Sitten und Gebräuche, Züge von Aberglauben u.s.w.“ unterstützen zu wollen, scheint jedoch nicht das rechte Echo gefunden zu haben, und so überwogen zeitweise fast ganz die mehr landesgeschichtlichen Beiträge (Urkunden- und Briefabdrucke, Numismatisches, Biographisches usw.), ehe die Zeitschrift — offenbar im Zusammenhang mit Schreibers Ausscheiden aus der Universität — ihr Erscheinen wieder einstellte.

Mehr Erfolg beim Sammeln badischer Volksüberlieferung hatte fünfzig Jahre später ein Volkskundler, der auch seinerseits noch in der Grimm-Nachfolge stand, ja an der Berliner Universität Jacob Grimm sogar noch gehört hatte und später die Neuauflage von dessen „Deutscher Mythologie“ betreute: Elard Hugo Meyer. So speiste sich die badische Volkskunde immer wieder neu aus romantisch-philologischer Quelle — doch nicht nur aus dieser!

Die Landesbeschreibung

Lied, Märchen, Sage und Brauch hatten anfangs — soviel wurde deutlich — allein im Mittelpunkt früher volkskundlicher Interessen gestanden, und war dies schon ein recht enger Ausschnitt aus der „Volkskultur“ gewesen, so verengte sich das romantische Betrachtungsfeld noch einmal dadurch, daß von diesen Überlieferungen aus beharrlich nach rückwärts geblickt wurde: in die Welt der Vorfahren, ins deutsche „Altertum“. Welche Bedeutung die gleichen Überlieferungen noch für die Gegenwart hatten, wer wann und mit welcher Absicht die Lieder sang und die Sagen erzählte: das interes-

sierte (noch) nicht, wie sich etwa auch daran zeigt, daß Gewährsleute nur genannt wurden, wenn sie das hohe Alter der Überlieferung zu bezeugen vermochten („eine fast neunzigjährige Schwarzwälderin“). Ansonsten wurde pauschal „dem Volk“ das Gesammelte zugeschrieben, und so wohlthuend sich Bernhard Baaders Sagensammlung von anderen Sagenbüchern der Zeit abhebt, so fehlt doch auch bei ihm jeder Hinweis auf Erzähler, Erzählgemeinschaften, Erzählgelegenheiten usw. Einige Bemerkungen gelten lediglich dem Tatbestand, daß die alten Sagen immer mehr verschwänden und daß es höchste Zeit zu ihrer Aufzeichnung sei. Doch gab der Sammler damit nur einen romantischen Topos wieder, der neben dem Urtümlichkeitsprinzip¹⁴⁾ Geltung hatte und die retrospektive Einstellung der damaligen Volkskunde rechtfertigen mußte.¹⁵⁾ Es erwies sich, daß es auch noch später, ja sogar im 20. Jahrhundert, mit Erfolg möglich war, Sagen zu sammeln. Und ebenso war die Vorstellung vom hohen Alter vieler Überlieferungen nicht haltbar, doch nahm man deren Geschichtlichkeit so wenig wahr wie die Tatsache, daß sich Lied, Erzählgut und Brauch auch immer wieder erneuerten, denn es wurde vor allem eins versäumt: zur Volksüberlieferung auch die soziale Wirklichkeit mit in den Blick zu nehmen.

Damit aber konnte die noch junge badische Volkskunde — eine Interessenrichtung geschichtlich interessierter Einzelpersönlichkeiten und noch kein wissenschaftliches Fach mit organisatorischem Rückhalt — der historisch-statistischen Landesbeschreibung nur wenig bieten: jener Disziplin, der es um eine gegenwartsbetonte Kunde von Land und Leuten ging und die sich im erst 1806 gegründeten Großherzogtum besonders dazu aufgerufen fühlte, noch fehlende Kenntnisse von den Lebensverhältnissen der Bevölkerung in Handbücher einzubringen, die ein Hilfsmittel für effektivere, volksnahe Verwaltung und fortschrittliche Wirtschaftspolitik sein sollten. Die Landesbeschreibung star-

tete deshalb eigene volkskundliche Initiativen, in denen mehr aufklärerischer als romantischer Geist wirksam war und die schon erstaunlich modern anmuten, weil sie mit einem Bedingungs-zusammenhang zwischen Kultur und Lebensweise der einfachen Leute rechneten.

Als bedeutendstes Unternehmen dieser Art kündigte sich 1836 der Plan des Freiherrn Karl Heinrich von Fahrenberg an, eine Landes- und Volkskunde des Schwarzwaldes zu schaffen.¹⁶⁾ Fahrenberg (1779—1840) — badischer Oberpostdirektor und seit 1823 Vorstand der Schuldentilgungskasse — verteilte im November jenen Jahres in mehreren hundert Exemplaren einen gedruckten Fragebogen, den er dann auch noch einmal seinem Büchlein über die Heilquellen am Kniebis von 1838 als Anhang beigab.¹⁷⁾ Mit Hilfe dieses Fragebogens wollte Fahrenberg „Aufschluss über das innere Volksleben, Sitten und Gebräuche, Sagen und Aeltertümer, über die verschiedenen, auf dem Gebirge verbreiteten Mundarten“ erlangen, doch ging es ihm nicht nur um diese Einzelheiten und um geschichtliche Nachrichten, sondern ebenso um „getreue Schilderungen der Lebensweise auf den verschiedenen Teilen des Waldes“.¹⁸⁾ Dabei setzte er keine ländlichen Idyllen voraus, sondern kalkulierte die sozialen Probleme mit ein, so daß eine seiner Fragen etwa auch lautete: „Wo herrscht die größte Dürftigkeit und Armut; in den Teilen des Schwarzwalds, wo die Unteilbarkeit der Bauernhöfe besteht, oder wo Grund und Boden ins Unendliche geteilt werden kann?“¹⁹⁾ Die Berge hielt auch er für die „eigentliche Heimat altertümlicher Nationalität“, doch sah er auch den sich vollziehenden kulturellen Wandel, ohne ihn — wie mancher konservative Volkskundler nach ihm — zu kritisieren. Sein Interesse für vergehende Kultur- und Lebensformen sollte nur „das Andenken an das Alte“ bewahren, im übrigen aber nicht der Tatsache im Wege sein, daß „die Menschheit . . . nach einem Weltbürgertum (strebt)“.²⁰⁾

Nachdem bereits erste Fragebogen-Bearbeitungen eingegangen waren, verhinderte Fahrenbergs Tod 1840 die Realisierung des großen Unternehmens. Die badische Volkskunde hatte dies dann später auch insofern zu bedauern, als Hoffnung auf ähnliche Erhebungen im Rheintal, im Odenwald, im Taubergrund und in der Bodenseegegend bestanden hatte: nach Fahrenbergs Beispiel, der über seine Schwarzwälder Landes- und Volkskunde hinaus ein „vollendetes Bild des badischen Vaterlandes“ anvisiert hatte.

Anderen Autoren der gleichen Richtung war mehr Erfolg beschieden: auch deshalb, weil sie sich auf schon vorliegendes amtliches Material und auf Reise-Beobachtungen verließen, also nicht das Wagnis eines großen Fragebogen-Unternehmens eingingen. Adam Ignaz Heunisch — Oberrevisor im Kriegsministerium — konnte so 1833 seine „Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Großherzogthums Baden“ vorlegen und 1836 die verbesserte und illustrierte, auch Sitten und Gebräuche berücksichtigende „Beschreibung des Großherzogthums Baden“ folgen lassen.²¹⁾ Und ebenso konnte Josef Bader (1805—1883), nachdem er sich 1834/35 mit einer „Badischen Landesgeschichte“ profiliert hatte und 1837 am Karlsruher Generallandesarchiv angestellt worden war²²⁾, die badische Landes- und Volkskunde mit einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen bereichern. Vorab ist sein Periodikum „Badenia oder das badische Land und Volk“ zu nennen, das von 1839 bis 1844 als „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Landeskunde“ erschien und in neuer Folge von 1859 bis 1864 als „Zeitschrift zur Verbreitung der historisch-topographisch-statistischen Kenntniß des Großherzogthums“. Diese Bände füllte Bader ausschließlich mit eigenen Beiträgen, und man findet darin Landschafts- und Städteskizzen, historische Abhandlungen, Genealogisches, Burgenkundliches usw., vor allem aber eine Vielzahl von Stahlstichen, die mit Trachten- und Brauchtumsmotiven noch mehr als die Auf-

sätze für Baders volkskundliche Interessen zeugten. In vermehrtem Umfang und mit entsprechenden Erläuterungen legte er die Stiche dann noch einmal 1843/44 in seinem Werk „Badische Volkssitten und Trachten“ vor, und darin ließ sich dann etwa studieren, wie ein „Schwarzwälder Kirchgang am Palmsonntag“ aussah, wie es in der Spinnstube oder am „St. Niclaus Abend“ zugeht, wie sich das fastnächtliche „Hansel-Laufen in der Baar“ abspielte usw. Und nordbadische Benutzer dieses wichtigen Bildquellenwerkes haben es Bader bis heute zu danken, daß auch die „Odenwälder Tracht“ nicht vergessen war.²³) Die badischen Volks- und Landeskundler, von denen bisher zu handeln war, hatten ja als Beamte und Gelehrte in den Zentren Karlsruhe und Freiburg fast stets nur den Schwarzwald im Blick, wenn sie nach Tracht und Brauchtum Ausschau hielten, während das nordbadische Hinterland — Odenwald, Bauland, Taubertal, Gäu — am allerwenigsten bekannt und geschätzt war, von Ausnahmen wie Bernhard Baader (der dort Sagen gesammelt hatte) und Fahrenberg (der für eine Fragebogen-Erhebung auch in diesem Landesteil plädiert hatte) abgesehen. Auch die Reiseliteratur — Josef Bader bereicherte sie 1853/57 mit seinen „Fahrten und Wanderungen im Heimatlande“ — hatte daran nur wenig geändert²⁴), denn der übliche Reiseverkehr bewegte sich im Rheintal, und so waren von Reise-Journalisten allenfalls noch die Seitentäler des Schwarzwaldes, doch nicht die entfernteren badischen Gebiete „entdeckt“ und beschrieben worden.

Heimatkunst

Die altertums-, volks- und landeskundlichen Initiativen hatten sich in den 1830er Jahren auffällig gehäuft. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Veröffentlichungen ist damals erschienen, die auch dann, wenn ihre wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen von der heutigen Volkskunde nicht mehr geteilt

werden können, ihren Quellenwert doch zu behaupten vermögen, jedenfalls bei kritischem Gebrauch. Um so auffälliger ist, daß ähnliche Werke aus den Jahrzehnten nach 1850 fast völlig fehlen. Zur Erklärung muß wohl auf die Revolution von 1848/49 und deren geistige Vor- und Nachgeschichte verwiesen werden. Läßt sich von den meisten oben genannten Autoren sagen, daß sie gestandene Liberale waren, so darf sich daran die Folgerung knüpfen, daß das Interesse für Land und Leute vor 1850 nicht zuletzt demokratisch inspiriert war: belebt von bürgerlichem Freiheitsdrang, der nicht mehr nur dem Adel eine historiographisch zu würdigende Kultur und Geschichte zugestehen mochte, sondern eben dem ganzen Volk. Romantischer Geist stand damit nicht im Widerspruch, ließ sich die Rekonstruktion der Vergangenheit doch auch utopisch in die Zukunft wenden, wo wiederkehren sollte, was schon einmal bestanden hatte: Volksfreiheit und nationale Einheit.

Als dann der politische Kampf für diese Ziele gescheitert war, muß sich die weithin herrschende Niedergeschlagenheit auch negativ auf die Pflege der Kunde vom Volk und seinen Überlieferungen ausgewirkt haben. Interessanterweise ging später — als auch noch der badische Kulturkampf überstanden war — von allerhöchster Stelle, vom großherzoglichen Haus nämlich, eine Wiederbelebung volkskundlicher Aktivitäten aus, wobei man vermuten darf, daß damit nicht zuletzt die Überbrückung alter Gegensätze zwischen Herrscherhaus und Volk und die Versöhnung im Volk selbst aufgebrochener Interessenkonflikte beabsichtigt war. Bei großartigen Trachtenfestzügen 1881 und 1885 in Karlsruhe²⁵) wurden das badische Volk als organische Einheit und Volk und Regentschaft als Treue-Gemeinschaft gefeiert, wobei es für den Maler Johann Baptist Tüttiné als Organisator gar nicht so leicht gewesen war, in allen Landesteilen Trachtenträger zur Teilnahme zu bewegen und die Gegnerschaft einzelner Altliberaler zu unterlaufen.²⁶) Zu

nennen sind außerdem die großen Karlsruher Volkskunst-Ausstellungen (die bedeutendste wohl 1910), die auf Initiative der Großherzogin Luise stattfanden. Mit ihrem Interesse für die „im Volke selbst hergestellten Dinge mit künstlerischen Werten (Kunst des Volkes, Heimatkunst, eigentliche Volkskunst)“²⁷⁾, die sie auch gezielt für das Badische Kunstgewerbemuseum (gegr. 1890) aufkaufen ließ, trug die Großherzogin immerhin dazu bei, daß auch volkskundlichen Sachzeugnissen — und nicht nur den mehr ungegenständlichen Überlieferungen — Aufmerksamkeit zugewandt wurde und daß deren Bergung in Heimatmuseen erfolgte. So verdankt sich zum Beispiel das Buchener Bezirksmuseum unmittelbar der Ausstellung von 1910, indem die Odenwälder Möbel und Einrichtungsgegenstände, die nach Karlsruhe geschickt worden waren, nach der Rückkehr als Grundstock dieses Museums zusammenblieben.

Daß solche Gegenstände damals nach ihrer „Schönheit“ ausgewählt wurden und einfache Möbel, Werktagstrachten und zumal bäuerliches Gerät noch keine Chance hatten, für „museumswürdig“ gehalten zu werden²⁸⁾, bezeugte freilich auch die Fortdauer romantischer Einstellungen. Man sollte jedoch die ältere Romantik von der Spät- oder Neoromantik der Zeit nach 1850 unterscheiden und als Hauptunterschied betonen, daß es nun immer stärker um das Festhaltenwollen vergehender Kulturzustände, um Konservierung der Gegenwart und nicht mehr um „Altertum“ und nationale Zukunft in dialektischer Verknüpfung ging. Den Kontext gab dazu die Industrialisierung ab, die das alte Wirtschafts- und Sozialgefüge erschütterte und die Arbeiterschaft mit neuen politischen Forderungen auf den Plan rief. In dieser Situation setzten Staat, Kirche und Besitzbürgertum auf die alten Kräfte des Beharrens und gaben sich der Hoffnung hin, durch betonte Pflege der vorindustriellen, bäuerlich-handwerklichen Kultur drohenden Veränderungen entgegenwirken zu können. Entspre-

chend sollten die Karlsruher Veranstaltungen auch dazu beitragen, die alten Trachten zu erhalten und die badische Volkskunst zu erneuern, selbst unter den Bedingungen industrieller Warenproduktion. Ausdrücklicher Belobigung des großherzoglichen Hauses durften sich die „Lehrwerkstätten für Volkskunst“ erfreuen, die der Landschaftsmaler Karl Bartels in Bernau gegründet hatte.²⁹⁾ Das Handwerkertum war aufgerufen, traditionelle Volkskunst nachzuschaffen, und bei der Karlsruher Ausstellung 1910 wurde nicht nur „echte“ alte Volkskunst gezeigt, sondern es war auch dazu eingeladen worden, „für das Volk in seinem Sinne hergestellte Kunstgegenstände (Kunst für das Volk, volkstümliche Kunst)“ zu präsentieren.³⁰⁾ Auch das erste Buch über das Schwarzwaldhaus muß in diesem Zusammenhang genannt werden, obwohl es schon 1853 erschien, also ganz am Anfang dieser Erneuerungsbewegung stand. Mit dem Titel „Holzbauten im Schwarzwald“ war es im Auftrag des Innenministeriums herausgekommen, und sein Verfasser war kein „Volkskundler“, sondern der seit etwa 1840 mit der Planung der badischen Eisenbahn-Hochbauten beauftragte Architekt Friedrich Eisenlohr (1805—1855). Derselbe hatte 10 Schwarzwaldhöfe exakt mit Grund- und Aufrissen aufgenommen, um Formgut der alten Zimmermannskunst festzuhalten, das in der neueren Baukunst, etwa bei Bahnbauten, wiederbelebt werden sollte. Sein 1865 noch einmal aufgelegtes Werk ist indessen auch unabhängig von dieser Zweckbestimmung eine bedeutende Leistung gewesen, die in der Bauernhausforschung, nicht nur der badischen, als Beginn der wissenschaftlichen Erfassung ländlicher Baukultur gilt.³¹⁾

Verbündete bei den Bemühungen um die Pflege der alten Volkskultur waren zugleich jene Schriftsteller und Maler, denen eine betonte „Heimatkunst“ am Herzen lag und die — mit mehr oder weniger deutlich ausgesprochenen volkspädagogischen Absichten — nicht müde wurden, die heile Welt ländlicher

Reservate, die von der Industrie noch unberührt war oder zumindest so in ihren Jugenderinnerungen fortlebte, zu porträtieren. Genaue Beobachtungen des Volkslebens flossen dabei in ihre Werke durchaus mit ein, und wenn für Jahrzehnte volkskundlich-wissenschaftliche Veröffentlichungen ausblieben, so hat man doch aus dieser Zeit die Werke eines Lucian Reich (1817–1900), der in Wort und Bild das Brauchtum der Baar festhielt, oder eines Heinrich Hansjakob (1837–1916), der in seinen Dorfromanen und Bauernnovellen dem Schwarzwälder Volksleben ein Denkmal setzte sowie mit seinem Buch „Aus meiner Jugendzeit“ nichts geringeres als eine Volkskunde der Stadt Haslach, seines Geburtsortes, vorlegte.³²⁾ Die Trachtenmalerei aber, der schon eine traditionsreiche Trachtengraphik vorausgegangen war³³⁾, fand in den nach Gutach zugezogenen Norddeutschen Wilhelm Hasemann (1850–1913) und Curt Liebich (1868–1937) ihre profilierten Vertreter.³⁴⁾

Was die Kultur- und Heimatpflege dieser Kreise anbelangte, so war ihnen die Erhaltung der Schwarzwälder Trachten besonders wichtig. Hansjakob wollte beobachtet haben, daß sich am Aufstand 1848/49 am wenigsten die noch trachtentragenden Bauern beteiligt hätten, und er hielt das Ablegen der Tracht für gleichbedeutend mit der Aufgabe der alten Sitlichkeit und Gläubigkeit. Ausführlicher legte er dies 1892 in seiner Schrift „Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung“ dar, mit der die Gründung von „Volkstrachtenvereinen“ angeregt wurde. Ein solcher trat als bürgerliche Vereinigung in Freiburg i. Br. ins Leben, wo 1895 auch ein großer Festzug oberbadischer Volkstrachten veranstaltet wurde, und förderte das Trachtentragen auf dem Schwarzwald u. a. durch finanzielle Zuwendungen für die Trachtenausstattung von Erstkommunikanten.³⁵⁾

Pfaff, Kluge und Meyer

Von einem systematischen Erfassen vergangener und gegenwärtiger Volkskultur, von

vergleichender Betrachtung dokumentierter Phänomene oder gar einer historisch-kritischen Durchdringung war also im nachrevolutionären Baden — soviel zeigt sich deutlich — lange keine Rede (mehr). Dieses volkskundliche Defizit hebt sich um so stärker hervor, wenn man damit die Fortschritte der Geschichtswissenschaft vergleicht. Zu deren Beförderung war die Badische Historische Kommission ins Leben gerufen worden, und der Karlsruher Archivdirektor Franz Joseph Mone (1796–1871) gab seit 1850 in deren Auftrag die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ heraus, neben die wichtige Quellenwerke, z. B. die „Oberrheinischen Stadtrechte“, traten.³⁶⁾ Auch ein so vorzügliches und weit in volkskundliche Interessengebiete hineinreichendes Werk wie die „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes“, die 1892 der zeitweise in Karlsruhe lehrende Nationalökonom Eberhard Gothein vorlegte, verdankte sich einem Auftrag der Badischen Historischen Kommission. Parallel dazu arbeiteten auf regionaler und lokaler Ebene Geschichts- und Altertumsvereine³⁷⁾, während der Volkskunde ein neuer wissenschaftlicher Anstoß und eine organisatorische Zusammenführung ihrer Interessenten fehlte.

Ein solcher Anstoß hätte von den Universitäten kommen können, wo in der Grimm-Nachfolge inzwischen die Germanistik fest etabliert war und mancherorts — nach Interessenlage der Lehrstuhlinhaber — zugleich als Volkskunde gelehrt wurde. In Freiburg und Heidelberg überwog jedoch das Interesse für die mittelhochdeutsche Dichtung und die historische Sprachwissenschaft, so daß auch keine Anstalten zur Schaffung eines badischen Mundartwörterbuches getroffen wurden. Das Interesse für die badischen Dialekte wurde eher von außen her erweckt: durch das Beispiel der andernorts schon länger im Erscheinen begriffenen Mundartwörterbücher und sicher auch durch die Erhebungen für den „Deutschen Sprachatlas“ in Marburg, die 1886/87 auf Süddeutschland

ausgedehnt worden waren. Auch die einzige germanistisch-volkskundliche Zeitschrift jener Zeit, die Baden berücksichtigte, wurde in einer auswärtigen Universitätsstadt zusammengestellt: in Bonn nämlich, wo der Schwabe Anton Birlinger³⁸⁾ als Germanistikprofessor wirkte und 1873 die „Alemannia“ als „Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses und Oberrheins“ ins Leben gerufen hatte. Im Vorwort zum ersten Band liest man wieder die alte Bitte: „Es gibt noch viele Sagen, die nicht gesammelt, noch viele Sitten, die nicht bemerkt und aufgezeichnet sind . . .“

Immerhin bildete sich um die „Alemannia“ — später ein direkter Vorläufer der „Badischen Heimat“ — ein volkskundlicher Interessentenkreis, der der wissenschaftlichen Volkskunde die Treue hielt und neue Initiativen ermöglichen half. Verbindungsmann in Baden war u. a. Fridrich Pfaff (1855—1917), Bibliothekar an der Freiburger Universitätsbibliothek, der zwar in Darmstadt als Sohn eines hessischen Forstmannes geboren worden war, doch sich in Baden heimisch fühlte und an Land und Leuten lebhaften Anteil nahm. Nach Birlingers Tod übernahm Pfaff die „Alemannia“, um sie ab 1892 zu einer speziell badischen bzw. Freiburger Zeitschrift auszubauen.³⁹⁾ Dabei konnte er sich u. a. auf die Mitarbeit des Reallehrers Otto Heilig (1865—1941), Mundartforscher mit stark volkskundlichen Interessen, sowie Ludwig Sütterlins verlassen, ebenfalls eines Dialektforschers. Zu profilierten Partnern einer volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft aber gewann er den Freiburger Germanisten Friedrich Kluge (1856—1926) und den Sagen- und Mythenforscher Elard Hugo Meyer (1837—1908) aus der Berliner Schule Jacob Grimms, Maßmanns, Müllenhoffs und Mannhardts. Kluge — ein gebürtiger Kölner — war 1893 von Jena nach Freiburg gekommen, um hier als Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur die Nachfolge seines Lehrers Hermann Paul anzutreten; wissenschaftlich renommiert war er bereits durch

sein „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Erstauflage 1883). Meyer — in Bremen geboren und dort als Schulleiter tätig — hatte sich 1882 aus gesundheitlichen Gründen in Freiburg niedergelassen, wo er ab 1887 an der Universität als Privatdozent bzw. Honorarprofessor indogermanische Mythologie lehrte.⁴⁰⁾ So kam es zu einem Zusammentreffen dreier Gelehrter, das als besonderer Glücksfall für die badische Volkskunde bezeichnet werden darf. Denn was Pfaff, dem „ersten Anreger der ganzen Bewegung“⁴¹⁾, wohl an größerer Perspektive abging, glich der weitere Horizont Meyers aus, während Kluge gleichzeitig die Belange der Mundartforschung vertrat und Pfaff und Meyer gemeinsam die Entschlußkraft aufbrachten, die Kluge zeitweise gefehlt zu haben scheint.

Meyer sah wie Pfaff, daß „der gegenwärtige Stand der badischen Volkskunde kein durchaus befriedigender“ war⁴²⁾, und er entwickelte mit Pfaff und Kluge den Plan einer großen volkskundlichen Fragebogen-Erhebung im Großherzogtum, wobei der „Deutsche Sprachatlas“ mit seinen Zirkularen, vermutlich aber auch die gesamtdeutsche Befragung zum Erntebrauch, die Meyers Lehrer Wilhelm Mannhardt 1865 durchgeführt hatte⁴³⁾, methodisch Pate standen (auf den Vorläufer Fahnenberg stieß Pfaff erst einige Jahre später). Das Unternehmen geriet zur ersten regionalen Befragungsaktion großen Stils in der deutschen Volkskunde und ist andernorts, so in Bayern, bald nachgeahmt worden, wobei Meyer jedoch nicht nur auf vermehrte Regionalkenntnisse aus dem, sondern sich auch — wie er 1896 auf dem deutschen Neuphilologentag in Hannover darlegte⁴⁴⁾ — ein tieferes Eindringen in die deutsche Volksmythologie und ihre stammlichen Abwandlungen versprach. Ein Fragebogen wurde ausgearbeitet und 1893 in der „Alemannia“ veröffentlicht sowie 1894/95 in 3000 Exemplaren an die badischen Gemeinden gesandt, wo sich vor allem die Volksschullehrer bereit fanden, Auskünfte zu fol-

für Reichag
zur badischen Volkskunde.

- 1) Ordnung: Dertingen, Auch, Marfain, Heardorf (no) mit
100 Grundstücken. Märkerhof: Serlingje.
Merkelshof auf Marfain und Wingberg.
- 2) Familiennamen: Winf, Albr, Kanmer, Kniffel, Kniffel,
Diefel, Sinkel, Siefel, Engelst, Siefel, frankenberg,
friffen, Steyler, Freidenberger, Sieber, Stehmann, Steyn,
Köppel, Frapp, Strom, Kraus, Blau, Kraus, Obelstein, Strom,
Strom, Strom, Strom, Strom, Strom, Strom, Strom,
Strom, Strom, Strom. — Die häufigsten sind für
Siefel, Strom, Sinkel, Siefel, Strom.
- 3) Vorfahren die häufigsten: Merz, Kirchmann, Stroff (Stroff),
Mühlstein (Mühl), Strom (Strom), Strom,
Strom, Strom, Strom, Strom, Strom,
Strom, Strom, Strom, Strom.
Strom: Strom, Strom, Strom, Strom =
Strom (Strom), Strom (Strom), Strom —
Strom, Strom, Strom, Strom.
- 4) Grundstücke: Strom und Strom ganzjährig bebaut, Strom fast
ist immer über Strom dem Strom, im letzten
Strom aber hier einen Strom bebaut. Strom ganzjährig
bebaute. Strom aber wie im ganzen Strom die Strom,
sind nicht in die Strom mit Strom Strom.
Strom, die Strom soll Strom Strom.
Die Strom ist wie Strom Strom.
- 5) Wald: Strom Strom Strom ist das Strom, Strom Strom
aber Strom, Strom Strom Strom Strom, Strom Strom

genden dreizehn Themenbereichen zu erteilen: Ortsname, Flurnamen, Familien- und Taufnamen, Hausbau und Dorfanlage, Hausmarken oder Hofwappen, Volkstracht, Nahrung, Gewerbe, Volkslieder und Kinderreime, Märchen, Sagen, Sitten und Bräuche, Sprachliches.

Aus etwa 550 Orten gingen teils sehr ausführliche Antworten ein⁴⁵⁾, aus denen Kluge die ersten Auszüge für ein Badisches Wörterbuch gewann, während Meyer „ein Namen-, ein Sagen-, ein Sittenbuch“ usw. plante⁴⁶⁾, sich letztlich aber auf das einzig Machbare konzentrierte: eine Gesamtdarstellung badischen Volkslebens nach dem Entwicklungsstand, den das Umfrage-Material dokumentierte. Mit dem Titel „Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert“ kam diese Darstellung im Jahre 1900 heraus, und mit Interesse nimmt man zur Kenntnis, wie die Materiallieferanten — aber auch Meyers geistige Beweglichkeit — vermocht hatten, die ursprünglichen Absichten des Sagen- und Mythenforschers zu korrigieren. Denn Meyers Werk ist alles andere als eine neoromantische, in die Vorvergangenheit zurückleuchtende Mythen- und Brauchkunde. Indem es vielmehr die Beobachtungen der Beiträge zum Verschwinden vieler Überlieferungen und überhaupt zum sozialen und kulturellen Wandel der neueren Zeit aufnahm und insgesamt die Gegenwart zum Bezugspunkt erhob, war es zu einer erstaunlich modernen Volkskunde geworden: zu einer Beschreibung badischen Alltags und badischer „Festzeiten“, die das Volksleben nicht mehr nur altartig geprägt und statisch sah, sondern in seiner Prozeßhaftigkeit begriff. Dabei galt Meyers Aufmerksamkeit auch schon dem Arbeitsleben und den Arbeitsbedingungen, den Wohnverhältnissen, der Ernährung, und eine ökonomische Untermauerung des Beobachteten wurde mit der Hilfe volkswirtschaftlicher Statistiken versucht. Die badische Volkskunde-Umfrage war somit also zu einem Ergebnis geführt worden, das seinerseits Vorbildcharakter besaß und zumindest die

erste jener volkskundlichen Regionalmonographien darstellte, die dann bis zur „Volkskunde der Schweiz“ von Richard Weiß (1946) noch folgen sollten.

Langsamer ging es mit dem badischen Wörterbuch voran. Nach Pfaffs Zeugnis hielt Kluge nur eine Nachlese zum Elsässischen, Schweizerdeutschen und Schwäbischen Wörterbuch für erforderlich⁴⁷⁾. 1902 traf ihn die Erblindung, und erst als 1907 der Germanist und Bibliothekar Alfred Götze an seine Seite trat, wurde planmäßig weitergesammelt. Aus diesem Wortgut-Fundus, den er selber noch vermehrte, schuf dann der Kluge-Schüler Ernst Ochs als erster hauptamtlicher Bearbeiter (ab 1914) das in Lieferungen seit 1925 publizierte Badische Wörterbuch⁴⁸⁾, das er bis 1961 betreute und das seit 1961 von Karl Friedrich Müller, seit 1968 von Gerhard W. Baur bearbeitet wurde bzw. wird. Ein „Jahrhundertwerk“, mit dem der badische Rückstand auf dem Gebiet der Dialektlexikographie zu guten Teilen schon aufgeholt wurde und das wohl ebenfalls nicht entstanden bzw. in der genannten Zeit auf den Weg gekommen wäre, wenn es nicht die Volkskunde-Initiative von 1894/95 gegeben hätte.

Fridrich Pfaff erlebte freilich das Erscheinen des Badischen Wörterbuches nicht mehr und hatte 1905 in einem Brief an Kultusminister Dr. Böhm zu beklagen, daß Meyer „unsre Sammlungen ziemlich ausgenutzt (habe), während Kluge sich anderem zuwandte“⁴⁹⁾. Das war aus Enttäuschung über das Ausbleiben der ursprünglich anvisierten großen Veröffentlichungen geäußert, doch resignierte Pfaff nicht. Nachdem Meyer auch aus gesundheitlichen Gründen ausfiel, setzte er auf den Heidelberger Mythenforscher Prof. Bernhard Kahle als neuen Partner und auf die Tätigkeit eines fest organisierten Volkskunde-Vereins, den er mit Kahle als „Badischen Verein für Volkskunde“ 1904 in Baden-Baden ins Leben rief. Der Verein brachte es auf über 600 Mitglieder und warb durch Lichtbildervorträge für die Volks- und

Heimatkunde sowie den Schutz historischer Denkmäler, so auch der alten Schwarzwaldhäuser⁵⁰). 1906 — anlässlich der Goldenen Hochzeit Großherzogs Friedrich I. — präsentierte er sich mit einem von Pfaff herausgegebenen Sammelband „Volkskunde im Breisgau“.

Der Verein bestand jedoch nur fünf Jahre und ging dann — wie eingangs schon betont — zusammen mit dem „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege“ (gegr. 1902) im neuen Landesverein Badische Heimat auf. Pfaff wurde dessen erster Vorsitzender, was u. a. den Vorteil hatte, daß die Badische Heimat sofort eine Zeitschrift besaß, denn Pfaff gab die von ihm noch immer betreute „Alemannia“ schon ab 1909 „zugleich im Auftrage des Vereins für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatschutz Badische Heimat“ heraus. Er bot damit ein Forum für jene volkskundliche Arbeit an, die er sich verstärkt, doch nach altem Programm nun von der neuen und größeren Vereinigung erhoffte: „Volkslieder, Zauber- und Segensprüche und Flurnamen harren der Bearbeitung“, hatte er schon auf der ersten Landesversammlung gemahnt. Daß es dann noch unter seiner Vorstandschaft zur Herausgabe von Volksliedschätzen kam, die er gehütet hatte, mußte ihm eine besondere Befriedigung gewesen sein. Othmar Meisinger, Gymnasialprofessor in Lörrach, vereinigte sie mit eigenen Aufzeichnungen und dem früher von Föppl (vgl. oben) gesammelten Liedgut und gab sie 1913 im Auftrag der Badischen Heimat als „Volkslieder aus dem badischen Oberlande“ heraus: ein Denkmal volkskundlichen Wollens des Landesvereins, mit dem sich Pfaff im gleichen Jahr vom Vereinsvorsitz verabschiedete. Auch die „Alemannia“ scheint er 1914 in andere Hände gegeben zu haben. Ab 1915 trug sie nicht mehr seinen Namen auf dem Titelblatt, und 1917 (im Todesjahr von Pfaff) stellte sie ihr Erscheinen ein. Doch gab es schon seit 1914 Ersatz: durch die neue Zeitschrift, die den Namen des Landesvereins trug und als „Ba-

dische Heimat“ auch eine „Zeitschrift für Volkskunde“ sein wollte, sowie durch die gleichzeitig herausgekommenen „Badischen Blätter für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Denkmal- und Heimatschutz“ mit dem Haupttitel „Mein Heimatland“. Die Volkskunde war also bei der Badischen Heimat nicht vergessen; wie die Titel ausweisen, wurden die Vereinsorgane vielmehr ganz gezielt in den Dienst jener Sache gestellt, die Pfaff so nachhaltig vertreten hatte.

Institutionenbildung

Als 1976 der 56. Jahrgang der „Badischen Heimat“ erschien, legte Otto Beutenmüller darin ein Sachregister für alle seit 1914 erschienenen Veröffentlichungen des Vereins vor, und indem das Verzeichnis volkskundlicher Titel 26 Druckseiten in Anspruch nimmt und fast ein Drittel des Gesamtregisters ausmacht, ist dokumentiert, in welchem Umfang die einschlägigen Publikationsreihen tatsächlich auch stets der badischen Volkskunde dienen⁵¹). Das setzte freilich einen Stamm bewährter Mitarbeiter voraus, wozu zu sagen ist, daß ein solcher vorab in Volksschullehrerkreisen heranwuchs⁵²) und durch Gewerbe- und Gymnasiallehrer verstärkt wurde. Es war die gleiche Bevölkerungsgruppe, an die schon die Volkskunde-Umfrage von 1894/95 adressiert worden war, und sicher wirkte von dorther noch ein gewisser Impuls weiter. Noch bedeutungsvoller war aber sicher, daß die „Heimatkunde“ an den Lehrerseminaren und im Schulunterricht an Boden gewonnen hatte und den Blick breiterer Kreise für das volkstümliche Kulturgut schärfte.⁵³) Auch Hermann Eris Busse (1891—1947) war ja zunächst Volksschullehrer gewesen, ehe ihn Prof. Max Wingenroth 1920 an die „Badische Heimat“, den Verein und die Zeitschrift, heranföhrte und ehe er als dessen Nachfolger in der Schriftleitung und Geschäftsföhrung ab 1922 sein gewaltiges publizistisches Werk vorzulegen begann: die als Landschaftsmonographien gestalteten

Jahresbände der „Badischen Heimat“ bis 1941, die stets auch Volkskundliches stark berücksichtigten; die anderen Reihen des Vereins; eigene volkskundliche Bücher wie den Band „Baden“ der Serie „Deutsche Volkskunst“ (1933) und seine „Alemannische Volksfasnacht“ (1937, 2. Aufl. 1939); schließlich Novellen und Romane in der Tradition badischer Heimatkunst.⁵⁴⁾

Doch wie ging es mit der badischen Volkskunde inhaltlich und methodisch weiter? Neue Arbeiten über Sage und Lied, Tracht und Brauch standen in der Kontinuität dessen, was Pfaff und vor ihm die Spätromantiker für die spezifischen Forschungsgegenstände einer — wie es auch hieß — „Wissenschaft vom Volk“ gehalten hatten. Dabei trat erneut der Rettungsgedanke stark hervor, wobei nun das Erlebnis des verlorenen Krieges 1914/18 entscheidend dazu beitrug, daß sich der Blick in die Vergangenheit, in die Vorkriegszeit richtete bzw. auf jenem Erbe haften blieb, das den Krieg heil überstanden hatte und um so kostbarer schien.⁵⁵⁾ „In unserm Unglück Einkehr halten bei uns selbst“, war dazu die zeittypische Devise⁵⁶⁾, bei der es jedoch nicht blieb, denn schon wurde auch von „nationaler Wiedergeburt“ gesprochen, die sich bürgerlich-konservatives Denken nur aus dem Geist von Gestern und durch Verlebendigung alter „heimatlicher Werte“ vorstellen konnte. Für die Volkskunde bedeutete das eine Aufwertung, und auch wenn sich nur wenige Volkskundler so wie Eugen Fehrle, Lektor für klassische Philologie und Lehrbeauftragter für Volkskunde an der Universität Heidelberg, sofort voll in den Dienst der „nationalen Sache“ stellten, so hatten die meisten zumindest nichts dagegen, als Pfleger heimatlich-nationaler Überlieferung zu gelten und entsprechend traditionelle Arbeitsprogramme fortzuschreiben. Meyers fortschrittlichere Ansätze waren längst vergessen. Statt sich mit der Gegenwart auseinanderzusetzen, eine Großstadt- und Arbeitervolkskunde zu entwickeln und Verständnishilfen für das krisenhafte Leben

der Zeit zu erbringen, blieb die volkskundliche Fachrichtung auf Landleben, Bauerntum und Vergangenheit eingeschworen⁵⁷⁾ und suchte — gegen die soziale Entwicklung in der Defensive — an jenem „Bollwerk heimischer Art“ mitzubauen, von dem Busse einmal sprach.⁵⁸⁾ Um so peinlicher, daß Fehrle dann 1933 erklären konnte, daß das, was die Volkskunde gelehrt habe, oft nur als graue Theorie, durch die Tat des Führers „mit einem Schlag Wirklichkeit geworden“ sei.⁵⁹⁾ Indessen zeigte die badische Volkskunde zwischen den beiden Weltkriegen auch noch ein anderes Profil. Im Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg wurde nicht mehr die Vorstellung vom schlechthin schöpferischen „Volk“ oder Bauerntum und seiner in der „Volkspoesie“ zum Ausdruck kommenden Wesensart gepflegt; vielmehr wurden hier mittels der Volkslieder, die als „Kunstlieder im Volksmund“ erkannt worden waren, kulturelle Innovations- und Diffusionsprozesse dokumentiert und Beiträge zu einer sozial stärker differenzierenden Volkskunde erbracht. Das Volksliedarchiv — 1914 von dem aus Basel zugezogenen Germanistikprofessor Bremer Herkunft John Meier (1864—1953) gegründet — war freilich keine badische, sondern eine nationale Institution.⁶⁰⁾ Andererseits war es jedoch auch das erste Volkskunde-Institut in Baden und beeinflusste die badische Volkskunde durch Meiers lokale Lehr- und landesbezogene Publikationstätigkeit („Badische Volkslieder“ 1925), wobei sich letztere auch in den Veröffentlichungen der Badischen Heimat e. V. nachweisen läßt. Als Schüler John Meiers begann zudem Johannes Künzig. Künzig (1897—1982) stammte aus dem badischen Frankenland und schloß 1922 bei Friedrich Panzer in Heidelberg eine von John Meier angeregte Dissertation ab.⁶¹⁾ Früh für die Volkskunde begeistert, begann er außerberuflich — bis 1937 war er im höheren Schuldienst — eine intensive Sammel- und Feldforschungsarbeit, gab schon 1923 seine „Badischen Sagen“ heraus und stand



Aufruf

zur Sammlung badischer Volkslieder.

Das deutsche Volkslied ist eines der unverlierbaren Kulturgüter, das unsere Väter auf uns vererbt haben, auf daß wir uns an ihm weiterhin erfreuen und erheben. In tausend Tönen hat es uns in allen Lebenslagen, in Freud und Glück, in Leid und Not ins Herz geklungen und ist vielen von uns ein seelisches Bedürfnis geworden. Dem Landvolk selbst, dem Hauptträger des Volksliedes, ist es geradezu Ersatz für die literarische Dichtung der gebildeten Kreise, seine Poesie, in der all sein Fühlen und Empfinden Ausdruck findet. Neben dieser elementaren Bedeutung für das geistige Volksleben hat das Volkslied aber auch seine hohen künstlerischen Werte, denen die Kunstszene ebenso verpflichtet ist wie die Musik; nicht zuletzt sodann bietet das Volkslied uns wichtige wissenschaftliche Aufschlüsse für die Denk- und Empfindungswelt des einfachen Mannes — und ist zugleich wertvoll als Bewahrer vieler Altertümligkeiten. Aus all diesen Gründen ist seine Pflege und Erhaltung seit langem als **wichtige nationale Aufgabe** erkannt worden.

Zunächst müssen wir das Volkslied in seinem ganzen Reichtum kennen lernen und es in all seinen Lebensvorgängen beobachten. Viel ist bereits aufgespürt und aufgezeichnet worden; aber es sind doch mehr Zufallsergebnisse, wie sie eben da und dort einem Sammler zugespielt werden. Zwischen den einzelnen Niederschriften, die immer wieder voneinander abweichen, und von denen jede einen besonderen Entwicklungspunkt im Werdegang eines Liedes darstellt, besteht noch kein Zusammenhang. Der wird erst erreicht, wenn wir möglichst viele Fassungen — aus den verschiedensten Orten, den verschiedensten Zeitpunkten, auch von den verschiedensten Leuten gesungen, beisammen haben. Dann

Mit diesem „Aufruf zur Sammlung badischer Volkslieder“ forderte 1924 Johannes Künzig als Vorsitzender eines „Badischen Volksliedausschusses“ zur Einsendung mündlich überlieferter Lieder auf

ab 1924 einem „Badischen Volksliedaus-schuß“ vor, der es unternahm, den badischen Gesamtliederschatz, aber auch erstmals ge-nauere Angaben über die Lebensbedingun-gen und Variantenbildungen des mündlich verbreiteten Liedgutes zu erheben. Das ein-gehende Material wurde im Deutschen Volksliedarchiv und abschriftlich bei Künzig in einem „Badischen Volksliedarchiv“ archi-viert.⁶²⁾ 1930 legte Künzig seine „Schwarz-wald-Sagen“ vor: ebenfalls keine der übli-chen Sammlungen, sondern ein bedeutsamer Versuch, überliefertes Erzählgut entwick-lungsgeschichtlich zu typisieren. Und schließlich müssen Künzigs Exkursionen in die deutschen Sprachinseln Südost- und Osteuropas genannt werden, bei denen er nicht zuletzt den Spuren badischer Auswan-derer folgte, um so der badischen Volks-kunde ein ganz neues Aufgabengebiet zu er-schließen. Mit der Gemeinde Saderlach ent-deckte er „ein Alemannendorf im rumäni-schen Banat“ und beschrieb dessen Ge-schichte, indem er in methodisch bedeutsamer Zusammenschau Überlieferungszusam-menhänge zwischen „Urheimat und Koloni-stendorf“ aufdeckte (1937).

Mit diesen und weiteren Arbeiten war Kün-zig zum führenden badischen Volkskundler geworden und durfte sich auf das erste badi-sche Volkskunde-Ordinariat Hoffnungen machen. Eigene Volkskunde-Professuren waren — nachdem nicht zuletzt Volkskunde-Vereine den Boden für eine Etablierung des Faches als selbständige wissenschaftlich-aka-demische Disziplin bereitet hatten — damals im Kommen und existierten anderwärts schon seit längerem (seit 1919 in Prag, 1923 in Hamburg, 1926 in Dresden usw.) oder waren wie in Baden in der Diskussion. Daß das „Musterländle“ jedoch vorerst zurück-stand, dürfte am fehlenden Geld und am mangelnden Mitziehen der Germanistik ge-legen haben. Erst das „Dritte Reich“ wußte solche Hindernisse wegzuräumen, doch er-hielt dann nicht Freiburg, wo sich Künzig 1936 zu habilitieren versuchte, den Zuschlag,

sondern Heidelberg, wo man den ideolo-gisch zuverlässigeren Eugen Fehrle (1880—1957) 1934 zum Professor beförderte und 1936 mit dem ersten badischen Volks-kunde-Lehrstuhl ausstattete.⁶³⁾ Was derselbe unter Volkskunde verstand, ist u. a. in seiner bauernkundlichen „Badischen Volkskunde“ von 1924⁶⁴⁾, in der „Oberdeutschen Zeit-schrift für Volkskunde“, die er von 1927 bis 1943 herausgab, und in anderen einschläg-igen Publikationen nachzulesen.⁶⁵⁾ Es war je-denfalls keine Empfehlung, um auch wieder bei der Neuorganisation der Heidelberger Universität — nach dem Zusammenbruch 1945 — die Volkskunde mit einer Lehrstätte zu bedenken.

Für Künzig blieb 1937 eine volkskundliche Professur an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe, wo er einen interessierten Schü-lerkreis — darunter der heutige Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat Ludwig Vögely — für die Volkskunde zu begeistern wußte. Als dann 1942 an der Freiburger Uni-versität doch noch ein Institut für Volks-kunde gegründet und zunächst von dem Germanisten Friedrich Maurer geleitet wurde, kehrte Künzig nach Freiburg zurück, um dieses Institut zu übernehmen und das Fach Volkskunde im Lehrbetrieb zu vertre-ten, was mit der Wahrnehmung eines Lehr-auftrages für „Auslandsdeutschum“ verbun-den war.⁶⁶⁾ Bis 1944 lehrte Künzig und baute die Archive des Institutes aus, darunter ein von ihm geschaffenes „Oberdeutsches Er-zählarchiv“ mit über 4000 Sagen-Aufzeich-nungen. Dann setzte der Krieg dieser Tätig-keit ein Ende, denn dem Fliegerangriff auf Freiburg am 27. November 1944 fielen auch das Volkskunde-Institut und ein Großteil seiner Archivbestände zum Opfer.

Neuanfänge

Nach dem Zusammenbruch 1945 bestand al-lein das Deutsche Volksliedarchiv in der Freiburger Silberbachstr. 13 weiter, und zwar immer noch unter der Leitung John Meiers,

der als Patriarch der deutschen Volkskunde von 1911 bis 1949 auch dem Verband der Vereine für Volkskunde präsidierte und durch persönliche Integrität dem Fach einen Teil des Ansehens, das im „Dritten Reich“ verloren worden war, zurückgewann. Durch Schenkung kam das Volksliedarchiv nach seinem Tod 1953 in den Besitz des Landes Baden-Württemberg. Es wurde dann beschlossen, das Archiv im Staatshaushalt zu verankern und als selbständiges Forschungsinstitut in Freiburg fortbestehen zu lassen: indirekt auch eine Weichenstellung für die Neu- bzw. Wiedererrichtung einer Volkskunde-Profsur in Baden, bei der später nicht Heidelberg, sondern Freiburg als schon ausgewiesener Volkskunde-Schwerpunkt berücksichtigt wurde.

Zu diesem Schwerpunkt hatte aber auch Johannes Künzig Freiburg wieder gemacht. Seiner Energie war es zu verdanken, daß hier zwei weitere Institute ins Leben traten und in der langen Zwischenphase bis zur Gründung des Universitätsinstituts Sammel- und Forschungsarbeit leisteten. Hohen Rang für das gesamte Fach Volkskunde erreichte Künzigs „Zentralstelle für die Volkskunde der Heimatvertriebenen“ (gegr. 1952), aus der sich das „Institut für ostdeutsche Volkskunde“ entwickelte, das heute den Namen seines Gründers trägt („Johannes-Künzig-Institut“ in Freiburg-Littenweiler). Hier wurde systematisch das Überlieferungsgut gesammelt, das die Heimatvertriebenen aus jenen Siedlungen mitbrachten, die Künzig z. T. schon vor dem Krieg besucht hatte. Für die badische Volkskunde aber wurde bedeutungsvoll, daß Künzig eine „Landesstelle für Volkskunde“ einrichtete: eine zentrale Archiv- und Forschungsstätte für die badische Volkskunde⁶⁷), wie sie Württemberg für seine Belange schon seit 1929 besaß, während es in Baden unter Fehrles Schirmherrschaft nur Ansätze dazu gegeben hatte („Landesstelle Baden“ des „Atlas der deutschen Volkskunde“ und „Badisches Flurnamenarchiv“ beim Heidelberger Volkskunde-Institut bis

1945). Was von dem Heidelberger Erbe zu sichern war, holte Künzig auf eigene Initiative nach Freiburg, um gleichzeitig mit dem Aufbau einer Bibliothek, eines Dia- und eines Tonbandarchives zu beginnen. Dazu gab es von etwa 1950 bis 1960 nur staatliche Zuschüsse sowie die ideelle Unterstützung eines Interessentenkreises, der sich ab 1957 bei Künzig zu Arbeitstagen traf und 1959 als „Verein der Freunde und Förderer der badischen Volkskunde“ (Vorsitzender Ministerialrat Karl Asal) zum Träger der Landesstelle wurde. Mit der Verstaatlichung 1960 kam jedoch der Durchbruch, und Künzig, dem ehrenamtlichen Leiter seiner beiden Gründungen, trat ab jetzt eine hauptamtliche wissenschaftliche Kraft zur Seite. Zeitweise war dies Waltraut Werner, seine unentbehrliche Helferin, die sich zugleich um das „Institut für ostdeutsche Volkskunde“ (1965 etabliert) verdient machte und heute dieses Institut leitet.

Nachdem Baden und Württemberg zahlreiche Heimatvertriebene aufgenommen hatten und deren Eingliederung ein Problem darstellte, das auch die Volkskunde anging, lagen damals ja erneut die badische und die ostdeutsche Volkskunde nicht mehr völlig auseinander, vorausgesetzt, sie wurden als Gegenwartsvolkskunde betrieben.⁶⁸) Darum bemühten sich Künzig und seine Mitarbeiter, und als es in der akademischen Volkskunde um den „populus revisus“ ging, um die genauere Betrachtung aktuellen Volkslebens, konnte nicht zuletzt Künzig von seinen Aufnahmefahrten dazu Beiträge erbringen.⁶⁹) Nachdem die Nachkriegsvolkskunde zunächst dort weitergemacht hatte, wo sie vor 1933 stehengeblieben war, regte sich seinerzeit Unbehagen über die immer noch mitgeschleppten Relikte spätromantischer Forschungstradition, über die Fixierung auf einen stets gleichen „Kanon“ volkskundlicher Forschungsobjekte⁷⁰), über die dadurch bewirkte Verengung des Blickfeldes, über die zusätzliche Dominanz des Sammelns und Beschreibens über ein analysierendes Ein-

Die Streuung der Ausgewiesenen
 Karte B. Die bunte Zusammensetzung
 der Ausgewiesenen in einem
 fränkischen Landstädtchen

HERKUNFT DER FLÜCHTLINGE IN LAUDA



Ausgabetitel von Dr. König, Flüchtlingsreferat des DStL, Centralverband Freiburg

Kartographische Anstalt Pöschel Karlsruhe

Als nach dem Zusammenbruch 1945 auch Baden zahlreiche Heimatvertriebene aufzunehmen hatte und sich dadurch die Bevölkerungsstrukturen stark veränderten, erstellte Johannes Künzig diese Karte, mit der beispielhaft die bunte Zusammensetzung der Flüchtlinge in einem badischen Landstädtchen (Lauda) aufgezeigt werden sollte

dringen ins Forschungsfeld, über eine die Sozialgeschichte vernachlässigende Kulturgeschichte, über mangelnde Kooperation mit Nachbarwissenschaften, zumal mit der Soziologie. Dies blieb nicht ohne

Rückwirkungen auch auf die Arbeit der Badischen Landesstelle für Volkskunde. Es ging nicht mehr an, hier nur das Alte, die alten Bräuche, die alten Trachten usw. zu dokumentieren, denn unübersehbar war ja, daß

diese Überlieferungen in ihr „zweites Da-sein“ getreten waren und von folkloristischen Vereinen bewußt gepflegt bzw. wiederbelebt wurden, ohne daß über die Hintergründe dieser Renaissance genügend bekannt war.⁷¹) Ebenso war ein üppiges Neuerblühen alemannischer Fastnachtzünfte, des allgemeinen Fest- und Festzugswesens⁷²), ja auch der traditionellen Wallfahrten und aktueller religiöser Kulte⁷³) zu beobachten. Auf diese veränderten kulturellen Gegebenheiten stellte sich die Landesstelle durch Setzung neuer Sammlungs- und Forschungsschwerpunkte ein.⁷⁴) 1969 hatte der Verfasser vorliegenden Aufsatzes die Stelle bei Künzig übernehmen dürfen, nachdem er bei dem Heidelberger Germanisten Gerhard Eis (Inhaber des früheren Fehrle-Lehrstuhls) promoviert hatte, mit Künzig aber schon seit dem Deutschen Volkskunde-Kongreß 1967 in Würzburg in Verbindung gestanden hatte. 1970 wurde ihm die Leitung der Landesstelle übertragen, und ab 1973 konnte er in Verbindung mit der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde bzw. deren Leiterin Irmgard Hampp die „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ herausgeben, die als Forum für eine südwestdeutsche Regionalvolkskunde unter neuen Aspekten gedacht waren (bis 1977 drei Bände). 1975 in Heidelberg für Deutsche Philologie und Volkskunde habilitiert, kam eine germanistisch-volkskundliche Lehrtätigkeit an der Universität Heidelberg hinzu, der sich 1980 die Berufung an die Universität Marburg anschloß. 1981 folgte dem Verfasser deshalb Bernhard Oeschger, ein jüngerer badischer Volkskundler mit nun schon Freiburger Studienabschluß, im Amt in der Schwaighofstr. 13 in Freiburg nach. Zur Einrichtung der Freiburger Volkskunde-Professur war es 1967 gekommen, und berufen wurde damals Lutz Röhrich, zuvor in Mainz, der nun als volkskundliche Abteilung des Deutschen Seminars ein Volkskunde-Institut⁷⁵) aufbaute (Freiburg, Maximilianstr. 15) und 1969 auch die Leitung des

Deutschen Volksliedarchives übernahm. Damit gewann die volkskundliche Erzählforschung — gleichfalls mit neuen Ansätzen und im internationalen Vergleich betrieben — in Freiburg einen Stützpunkt. Eine Arbeitsstelle Sage wurde eingerichtet⁷⁶), eine internationale Sagenkonferenz veranstaltet (September 1972), und größere Arbeiten aus der Röhrich-Schule zu erzähl- und liedkundlichen Themen kamen innerhalb der neuen Reihen „Motive. Freiburger Folkloristische Forschungen“ (1971 ff.) und „Artes populares“ (1976 ff.) heraus. Eine noch breitere Basis gewannen Forschung und Lehre, nachdem sich erstmals in Freiburg auch zwei Volkskundler habilitierten: 1973 Rolf Wilhelm Brednich (seit 1962 im Deutschen Volksliedarchiv tätig, inzwischen nach Göttingen berufen) und 1978 Dietz-Rüdiger Moser.

Ist es selbstverständlich, daß ein Universitätsinstitut die gesamte deutsche, ja z. T. die europäische Volkskunde (Europäische Ethnologie) zur wissenschaftlichen Aufgabe hat, so dürfen doch andererseits auch Beiträge zu den Aufgabenfeldern, die quasi vor der Haustüre liegen, erwartet werden. Erfreulicherweise kann vermerkt werden, daß sich das Freiburger Institut dieser Aufgabe nicht entzog. Zu nennen sind Röhrichs Studien zur Sagen- und zur Liedüberlieferung des Schwarzwaldes⁷⁷), seine und Brednichs Filmdokumentationen aus den Bereichen Brauch und Arbeitsleben in Baden und im Elsaß (in Zusammenarbeit mit dem Institut für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen, mit dem zuvor schon Johannes Künzig und Waltraut Werner kooperiert hatten), Hannjost Lixfelds wichtige Beiträge zum Folklorismus im Schwarzwald und zur kleinstädtischen Gemeindekultur am Beispiel Zell a. H.⁷⁸), Brednichs Aufsätze zu badischen Themen verschiedenster Art in den regionalen Zeitschriften und auch Mosers umstrittene Hypothesenbildungen zum Ursprung der (alemannischen und sonstigen) Fastnachtsbräuche.⁷⁹) Doktoranden steuerten monographische Darstellungen zum Brauch

des Hochzeitbittens⁸⁰), zum heutigen Brauchbestand einer Kaiserstuhl-Gemeinde (Endingen⁸¹), zur Funktion von Lied und Karikatur vor und während der Revolution 1848/49⁸²) bei oder bereiten Arbeiten zum Trachtenvereinswesen⁸³) und zu sonstigen badischen Themen vor. Schließlich sind am Institut erarbeitete Ausstellungen anzuführen. Den oberrheinischen Töpferzentren Kandern und Soufflenheim war eine solche 1981 gewidmet. Eine andere, 1977 gezeigte trug den Titel „Wyhl und Widerstand“ und hatte — was die Bandbreite der modernen Volkskunde zu bezeugen vermag — den kreativ geführten Kampf von Bauern und Weingärtnern gegen das am Kaiserstuhl geplante Atomkraftwerk zum Thema.

Unser Überblick über die badische Volkskunde in der Phase ihrer Neubelebung und Konsolidierung nach 1945 wäre jedoch unvollständig, wenn nicht noch weiterer Initiativen gedacht würde. 1949 ist auch der Landesverein Badische Heimat e. V. wiedergegründet worden. Die Zeitschrift „Badische Heimat“ erschien wieder und gewann volkskundliche Mitarbeiter wie Heiner Heimberger und Bernhard Weiß zurück, zu denen nach und nach neue Freunde der badischen Volkskunde in Nord- wie in Süd- und Mittelbaden stießen (Karl Mossemann, Karl Hillenbrand, Hermann Schilli, Paul Waibel, Gernot Umminger, Ludwig Vögely, Heinz Schmitt, Karl Kurrus usw.). Hermann Schilli veröffentlichte in der „Badischen Heimat“ ab 1951 einen Teil seiner hauskundlichen Arbeiten und schuf zugleich ein neues Standardwerk für Baden und darüber hinaus: „Das Schwarzwaldhaus“ (1953, 4. Aufl. 1982). Er war dann auch der geeignete Mann, 1963 in Gutach ein Schwarzwälder Freilichtmuseum durchzusetzen: das erste in Baden-Württemberg⁸⁴) und ein vorläufiger Ersatz für ein großes Landesfreilichtmuseum, zu dem es allerdings nicht kam.⁸⁵) Mehr tat sich im Museumsbereich auf kommunaler Ebene, und was die Heimatmuseen betrifft, so kam es nach den Gründungen des

späteren 19. Jahrhunderts sowie der 1920er Jahre geradezu zu einer dritten Gründungswelle, zumal seit den 1970er Jahren (letzte Neugründung: Dorfmuseum Pfaffenweiler 1983). Beratend wirkte dabei z. T. die Landesstelle mit, wobei zugleich ein Mitarbeiter-Netz draußen im Land aufgebaut werden konnte. Zu größeren Befragungsaktionen kam es in Baden jedoch vorerst nicht mehr: Nacherhebungen zum Badischen Wörterbuch durch Gerhard W. Baur sowie eine Fragebogen-Erhebung zu den in der Erzdiözese Freiburg bestehenden Wallfahrten vielleicht ausgenommen. Letztere wurde vom Institut für religiöse Volkskunde veranstaltet, das beim Kirchengeschichtlichen Seminar der Universität Freiburg besteht und sich seit Beginn der 1970er Jahre auch die Sammlung von Zeugnissen zur Frömmigkeitsgeschichte (Gebetbücher, Andachtsbildchen usw.) besonders angelegen sein läßt.⁸⁶)

Ausblick

Da das Sammeln und Deuten von Liedern, Sagen und Bräuchen die deutsche wie die badische Volkskunde von ihren Anfängen bis heute kontinuierlich begleitet hat, könnte es fast scheinen, als sei diese Disziplin letztlich doch die Wissenschaft von der „Volkspoesie“ und von Sitte und Brauch, jedenfalls im Kern. Dabei würde jedoch verkannt, daß sich der methodische Umgang mit den ererbten Forschungsgegenständen ganz wesentlich gewandelt hat und diese Gegenstände heute für Problembezüge stehen, denen das Fach nachspürt. Nicht mehr die Existenz ästhetisch reizvoller, über vergangene Zeiten und urtümliches Wesen informierender Traditionsgüter fordert heute die Volkskunde heraus, sondern die Einsicht, daß die Geschichte bis heute von einem gesellschaftlichen und kulturellen Kräftespiel gekennzeichnet ist, das nicht zu durchschauen ist, wenn neben den kulturellen Höchstleistungen nicht auch die Kultur der einfachen Leute betrachtet und im Gesamtzusammen-

hang — also auch von den vorgegebenen Lebensbedingungen her — analysiert wird: in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Die herkömmlichen Forschungsgegenstände sind damit nicht verabschiedet. Sie sind nach wie vor Erkenntnisobjekt, wenn auch nicht mehr in der alten Ausschließlichkeit. So darf darauf verwiesen werden, daß die in Freiburg betriebene Erzählforschung durch Lutz Röhrich und Hannjost Lixfeld mit Erfolg um eine gegenwartsnahe Variante bereichert wurde: um die Witzforschung, die sich u. a. auf ein „Witzarchiv“ mit vielen auch in Baden gesammelten Beispielen stützt und der Tatsache Rechnung trägt, daß heute nicht mehr (oder kaum noch) Märchen, Sagen und Schwänke von Mund zu Mund gehen, sondern eben Witze. Doch auch die modernen Äquivalente zum ererbten Traditionsgut oder ganz neuartige Kulturphänomene genügen heute nicht mehr, das Fach Volkskunde zu definieren. Denn dieses konstituiert sich erst sekundär durch seine Arbeitsbereiche, vorab aber durch seine Fragestellungen.⁸⁷⁾ Das heißt nun freilich nicht, daß genug gesammelt sei und nur in der Gegenwart Dokumentationslücken bestünden. Da der Volkskunde eine bestimmte historische Betrachtungsweise — alles Seiende ist ein Gewordenes — unabdingbar ist, kann sie selbst bei gegenwartskundlichen Fragestellungen auf Material aus der Vergangenheit nicht verzichten. Und erst recht natürlich nicht bei Fragestellungen, die mit dem heutigen Problembewußtsein an die Vergangenheit und ihre Kulturphänomene adressiert werden. Dieses Material aber ist auch in Baden lückenhaft geblieben. Denn da die ältere Volkskunde — im Bemühen um „Rettung“ des Vergehenden — vorwiegend auf die mündliche Überlieferung eingeschworen war, harren etwa noch die Archivbestände einer systematisch betriebenen Quellenanalyse: auch im Hinblick auf so traditionelle Gegenstände wie die Volkserzählung, das Brauchtum im Jahres- und Lebenslauf, die Tracht usw. Was aus Pfarr-, Gemeinde- und Zentralarchiven

für eine exakte, nicht auf Spekulationen bauende Geschichtsschreibung der „Volkskultur“ zu erheben ist, wurde in Bayern schon vor gut zwei Jahrzehnten dargetan.⁸⁸⁾ In Baden gab es jedoch nur einige Ansätze auf dem Gebiet der Fastnachtsforschung⁸⁹⁾ und der religiösen Volkskunde⁹⁰⁾, ehe jüngst Ernst Schneider mit seinem „Durlacher Volksleben 1500—1800“ eine aus Rechnungsbüchern, Ratsprotokollen usw. erarbeitete Durlacher Alltagsgeschichte vorgelegt hat⁹¹⁾, die man sich ähnlich auch für andere Gemeinwesen oder ganze Herrschaftsbereiche wünschen würde. Für das 19. und 20. Jahrhundert müßte die systematische Auswertung der alten Zeitungsbestände anschließen⁹²⁾, und schließlich wäre eine Bildquellenkunde auf breiterer Basis als bisher erforderlich: Haus, Tracht, Gerät usw. sind nicht nur durch die Trachten- und Genremalerei des 19. Jahrhunderts verewigt, sondern sekundär auch auf Motivbildern, Grabsteinen und Flurdenkmälern, Schützenscheiben, Städte- und Landschaftsansichten. Vor allem aber müßte die frühe Fotografie mehr Beachtung finden. Über das Noch- bzw. Nichtmehr-Trachttragen können z. B. alte Hochzeits- und Schulbilder für ganze Gemeinden Auskunft geben. Das Themenspektrum alter Fotos — zumal auch solcher, die von Laienhand aufgenommen wurden — ist jedoch noch viel größer, und es wäre schon viel gewonnen, wenn sich jedes Heimatmuseum ein entsprechend nach Themen (Ortsbild, Vereinswesen, Arbeitsleben usw.) geordnetes Foto-Archiv anlegen würde.

Den größten Nachholbedarf hat die badische Volkskunde im Bereich der materiellen Kultur, hat sie doch allzu lange — um mit einem lobend gemeinten Wort Busses zu sprechen — „den inneren Reichtum des Volkes über seine materielle Armut“ gestellt und über den poetischen Sagen und Liedern sowie der Pracht sonntäglicher Trachtenaufzüge die Mühen der Arbeit und die Not des Alltags vergessen. Wenn bäuerliches Gerät erst seit dem Umbruch zur völligen Mechanisierung

der Landwirtschaft als sammlungswürdig gilt und der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums, das 1919 das Erbe des Badischen Kunstgewerbemuseums antrat, sogar immer noch fehlt, so kennzeichnet das die Lage: allenfalls noch die (bessere) Volkskunst fand Beachtung, nicht jedoch das einfache Möbel, die Alltagskleidung, das Werkzeug des Bauern und Handwerkers. Da nicht wahrgenommen wurde, daß Kultur und Lebensweise eine untrennbare Einheit bilden, zur Lebensweise aber vor allem der Arbeitsalltag gehört, sind entsprechend arbeits- und wirtschaftskundliche Studien in der volkskundlichen Literatur Seltenheiten geblieben. Recht gut dokumentiert ist zwar das alte Schwarzwälder Hausgewerbe mit seinen Produktions- und Handelsverhältnissen, und auch über die frühe Industrie und die Situation in den Fabriken und Heimarbeiterstuben liegen Berichte vor.⁹³⁾ Sie verdanken sich jedoch dem Interesse, das die Volkswirtschaft (Nationalökonomie) und die Sozialfürsorge dem zeitgenössischen Wirtschaftsleben entgegengebracht haben⁹⁴⁾, oder sie sind — von Gotheins „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes“ bis zu Benders „Uhrenmacher des hohen Schwarzwaldes“⁹⁵⁾ — als große wirtschaftsgeschichtliche Darstellungen (mit volkskundlichem Einschlag) entstanden. Die abnehmende Bedeutung der Landwirtschaft hat der bäuerlichen Arbeits- und Wirtschaftsweise nicht die gleiche Beachtung sichern können, doch wäre es Sache der ja stark aufs Bäuerliche ausgerichteten Volkskunde gewesen, auf die hier bestehenden wissenschaftlichen Defizite hinzuweisen und — vielleicht im Verbund mit der Geographie und Agrargeschichte — eine umfassende Geschichte der Land-, Weinbau- und Forstwirtschaft in Baden zustande zu bringen. Es fehlt jedoch nicht nur an einer solchen, sondern — von Ausnahmen abgesehen⁹⁶⁾ — auch an Vorstudien und an einer vorbereitenden Bestandsaufnahme der alten bäuerlichen Arbeitstechniken und Geräte. Zwar erfragte der in Bonn angesiedelte „At-

las der deutschen Volkskunde“ ab 1965 mit drei Fragebogen auch in Baden die „alte bäuerliche Feldarbeit um 1900“, das „Lagern und Dreschen des Getreides um 1900“ sowie „Wohnen, Transport, Viehzucht, Nahrung und anderes aus der alten bäuerlichen Welt um 1910“.⁹⁷⁾ Mehr als Stichproben kamen dabei jedoch nicht zutage, und dichtere, flächendeckende Erhebungen sind bis heute eine Aufgabe der im Land selbst arbeitenden Wissenschaftler und Institutionen geblieben. Zuletzt sollte diese Aufgabe 1974 angepackt werden, als Vertreter der Landesmuseen, Landesstellen für Volkskunde und des Denkmalamtes ein Memorandum zur „Dokumentation versinkender Lebens- und Arbeitsbereiche“⁹⁸⁾ entwarfen, in dem auch die „Darstellung der bäuerlichen Welt“, wie sie einst bestanden hatte und wie sie sich im aktuellen Umbruch zeigte, gefordert war. An den fehlenden finanziellen Mitteln scheiterte jedoch der geplante Einsatz einer Projektgruppe, die exemplarische Fallstudien erarbeiten sollte.

Da die Universitätsvolkskunde andere Schwerpunkte gesetzt hat und nicht in die Bresche springen konnte, richtete sich eine neue Hoffnung auf den Museumsbereich, als die Frage eines Freilichtmuseums Baden-Württemberg akut wurde. In einem solchen Museum hätte die bäuerliche Arbeit und Wirtschaft ja mit an erster Stelle der wissenschaftlichen Aktivitäten stehen müssen, und nicht zufällig besitzt die noch beste Gerätesammlung in Baden das Freilichtmuseum in Gutach.⁹⁹⁾ Außerdem war von einer solchen zentralen Institution — mit entsprechendem Mitarbeiterstab — eine Belebung der Hausforschung zu erwarten: ein ebenso dringliches Desiderat, nachdem die Entwicklung des ländlichen Bau- und Wohnwesens in Baden unterschiedlich intensiv erforscht ist und auch neuer Gesichtspunkte bedarf.¹⁰⁰⁾ Ihren Schwerpunkt hatte die badische Hausforschung ja von jeher im Schwarzwald, doch besteht jetzt selbst hier — nach dem Tod

Hermann Schillis 1981 — eine Lücke. 1980 wurde jedoch entschieden, kein zentrales Landesfreilichtmuseum, auf einem Gelände zwischen den Landesteilen Baden und Württemberg, zu errichten, sondern ein dezentrales Museumswesen mit weiteren Freilichtmuseen nach dem Gutacher Vorbild zu fördern. Mit solchen geht es freilich in Nordbaden nur langsam voran. Die Pläne der Stadt Kraichtal, in Gochsheim ein Freilichtmuseum für den ganzen nordbadischen Einzugsbereich zu gründen, sind wieder aufgegeben. Dafür ist jetzt der hintere Odenwald am Zuge, wo an die „Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus“¹⁰¹) in Walldürn-Gottersdorf ein Freilichtmuseum für Odenwald und Bauland angeschlossen werden soll. Inwiefern solche kleineren Bauernhausmuseen die wissenschaftlichen Aufgaben, die sie vom nicht realisierten Landesfreilichtmuseum erben, erfüllen können, bleibt abzuwarten. Immerhin: guter Wille ist da. Das zeigte sich in Gutach, wo mit Dieter Kauß erstmals ein hauptamtlicher Leiter berufen wurde und wo aufgrund des Schilli-Nachlasses die Hausforschung institutionalisiert und fortgeführt werden soll. Und das zeigte sich auch im hinteren Odenwald, wo eine Bestandsaufnahme des älteren Hausbestandes erfolgte und ein spezielles Pflugmuseum mit Odenwälder Pflugtypen in Gottersdorf vor der Eröffnung steht.

Schließen sich vielleicht so auf längere Sicht die Dokumentations- und Wissenslücken im bäuerlich-handwerklichen Bereich, so ist ein gleiches für die Arbeitervolkskunde noch nicht abzusehen. Sie wird anderwärts recht intensiv betrieben¹⁰²), doch könnte es für sie auch in Baden eine Chance geben: wenn das Technische Landesmuseum, das in Mannheim entstehen soll, nicht nur den technisch-maschinellen Fortschritt zur Darstellung bringt, sondern Mensch und Maschine gleichermaßen berücksichtigt und die Industrialisierung zusammen mit ihrem sozialen Kontext vergegenwärtigt. Dabei müßten die Bedingungen am Arbeitsplatz ebenso ein

Thema sein wie die Wohn- und Wirtschaftsverhältnisse im Arbeiterhaushalt, und auch das Vereinswesen der Arbeiterschaft und die Arbeiterbewegung dürften nicht übergangen werden.

„Volkspoesie“ aus alter Zeit und Arbeiterkultur an der Schwelle zur Gegenwart: ein weiter thematischer Bogen spannt sich zwischen der einstigen und der modernen Volkskunde, und nicht minder zwischen den verschiedenen Forschungsansätzen, die heute für das Fach gültig sind und die, wie oben zum Teil angeklungen, noch weiter und bis in die Jetztzeit reichen (Folklorismus, Fremdenverkehr, mittelständische Vereins- und Gemeindekultur, Großstadtleben usw.). Was macht gleichwohl die Identität des Faches — auch in Baden — aus? Wir sprachen von der Bedeutung volkskundlicher Fragestellungen, und so muß auch hier zum Abschluß noch einmal daran erinnert werden, daß alles Nachsammeln in herkömmlichen Arbeitsbereichen — so notwendig es ist — und jedes Auffüllen neu erkannter Kenntnislücken doch nur dadurch seinen Sinn gewinnt, daß es ebenso wie alle Einzelstudien an ein Wissensbedürfnis gebunden ist, das sich auf Grundsätzliches richtet: auf die Gesetzmäßigkeiten der Kultur- und Sozialgeschichte in ihren großen und gleichwohl sehr differenzierten Abläufen. Die Volkskunde ist dabei nur Partner einer ganzen Reihe anderer Wissenschaften, aber sie hat im weiten Ausgriff auf die soziale und kulturelle Wirklichkeit durchaus eigenständige Erkenntnisbeiträge zu erbringen, und die Tatsache, daß sich Entwicklungsprozesse der deutschen oder europäischen Geschichte zeitlich und regional sehr unterschiedlich darstellen, verschafft auch einer speziellen badischen Volkskunde wissenschaftliche Relevanz. In den letzten 150 Jahren vollzog sich die Ablösung der agrarischen durch die industriell-arbeitsteilige Arbeitswelt und Gesellschaft, verbunden mit Krisenerscheinungen, deren fortschrittlicher Ausdruck nicht zuletzt die badische Revolution von 1848/49 war. Damals

wurde nichts geringeres versucht, als moderne, bürgerlich-demokratische Verhältnisse von Baden aus in ganz Deutschland in Gang zu bringen. Wie kam es dazu, und wie zu den historischen Kompromissen der Folgezeit? Welcher soziale und kulturelle Resonanzboden war den geschichtlichen Hauptakteuren vorgegeben, aus welchen Kulturtraditionen kamen Antriebe und andererseits Gegenkräfte? Welche historischen Ursachen hatte und hat die Vielzahl wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Bereiche mit ungleichmäßig entwickelten Strukturen im Land, deren Auswirkungen — in welcher Weise? — auch heute noch tief in das tägliche Leben des einzelnen eingreifen? Fragen, die nicht nur, aber die auch die Volkskunde als empirische Kultur- und Sozialwissenschaft stellt und die ihrer Arbeit auch in Baden eine Zukunftsperspektive geben.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. *Eugen Fischer*, Fünfzig Jahre Landesverein Badische Heimat, in: *Badische Heimat* 39 (1959), S. 98—110.

²⁾ Zur Entstehung des „Wunderhorns“ siehe *Richard Benz*, Die Romantik und Heidelberg, in: *Badische Heimat* 26 (= Jahresband „Heidelberg und das Neckartal“) (1939), S. 227—249. Zu den Beiträgern und zur Nachwirkung siehe *Johannes Künzig*, Geschichte des Volkslied-Interesses in Baden seit der Romantik, Diss. (Masch.) Heidelberg 1922, sowie *ders.*, Zur Geschichte der Volksliedforschung, in: *Mein Heimatland* 12 (1925), S. 147—151.

³⁾ *Othmar Meisinger*, Volkslieder aus dem badischen Oberlande. Gesammelt und im Auftrag des Vereins Badische Heimat herausgegeben, Heidelberg 1913. Zu Föppl vgl. hier das Vorwort, S. IV bis VI, sowie *Künzig* (1925) (wie Anm. 2), S. 148 f.

⁴⁾ Vgl. das Nachwort von *Lutz Röhrich* zu: *Aloys Schreiber*, Badisches Volksleben. Das Großherzogtum Baden in 12 malerischen Darstellungen von Meichelt, Nilson, Volmar und Volz (Nachdruck), Freiburg, Basel und Wien 1978.

⁵⁾ Neudruck 1978 (wie Anm. 4).

⁶⁾ So *Franz Joseph Mone* als Herausgeber der Sammlung, in: *Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters* 3 (1834), Sp. 87—93, 145—149, 255—260, 363—367. Zu *Medicus* siehe auch *Max*

Rieple, Der Sagensammler Heinrich Medicus, in: *Baden-Württemberg* 6 (1974), S. 276.

⁷⁾ Siehe *Franz Josef Gemmert*, August Schnetzler. Dichter und Schöpfer des Badischen Sagenbuches, in: *Ekkhart* 1962, S. 48—50.

⁸⁾ Zu Bernhard und Amalie Baader vgl. *Friedrich von Weech*, Badische Biographien. Dritter Theil, Karlsruhe 1881, S. 7—11.

⁹⁾ Als Reprint beide Bücher in einem Band Hildesheim und New York 1973.

¹⁰⁾ Vgl. *Robert William Rieke*, Heinrich Schreiber, 1793—1872 (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, 9), Freiburg i. Br. 1956; *Helmut Bender*, Heinrich Schreiber. Der Freiburger Historiker des 19. Jahrhunderts, in: *Schau-ins-Land* 94/95 (1976/77), S. 408—412. Ferner *J. Rauch*, Heinrich Schreiber, Freiburg i. Br. 1873, sowie *Badische Biographien*. Zweiter Theil, Heidelberg 1875, S. 281—284.

¹¹⁾ Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, Band 1 (1839), S. V.

¹²⁾ Ebenda, S. 328

¹³⁾ Ebenda, S. 319

¹⁴⁾ Vgl. *Rudolf Schenda*, Einheitlich — urtümlich — noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung, in: *Abschied vom Volksleben* (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27), Tübingen 1970, S. 124—154.

¹⁵⁾ *Gustav Schöck*, Sammeln und Retten. Zu zwei Prinzipien volkskundlicher Empirie, in: *Abschied vom Volksleben* (wie Anm. 14), S. 85—104.

¹⁶⁾ Siehe *Friedrich Pfaff*, Karl Heinrich von Fahrenberg, der Vater der badischen Volkskunde, in: *Alemannia* 28 (1900), S. 193—212.

¹⁷⁾ Nachdruck des Fragebogens dann auch bei *Pfaff* (wie Anm. 16), S. 198—212.

¹⁸⁾ Ebenda, S. 206.

¹⁹⁾ Ebenda, S. 208.

²⁰⁾ Ebenda, S. 200.

²¹⁾ Die Brauchschilderungen waren von *Aloys Schreiber* (wie Anm. 4) übernommen worden, wie auch die Bilder dazu den von Schreiber kommentierten Darstellungen von 1820/27 nachgeschaffen waren. Ein Nachdruck von Heunichs „Beschreibung des Großherzogthums Baden“ erschien als Reprint Freiburg i. Br. 1978. Das Vorwort dazu informiert über Heunich als Person, ebenso der entsprechende Artikel in: *Badische Biographien*. Erster Theil, Heidelberg 1875, S. 369 f.

²²⁾ Zu Bader siehe *Badische Biographien*. Erster Theil (wie Anm. 21), S. 30 f., sowie *Vierter Theil*, Karlsruhe 1891, S. 518.

²³⁾ Das Bild war zuerst der Skizze „Der Odenwald“ in: *Badenia* 2 (1840), S. 46—51, beigegeben

²⁴⁾ *Karl Julius Weber* bestärkte mit seinen Reise-schilderungen „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ bzw. mit deren

erstem Band, der das Großherzogtum Baden bis in die Walldürner Gegend beschreibt (Erstausgabe ohne Verfassername 1826), eher noch die alten Vorurteile. Siehe auch die Ausgabe Stuttgart 1855, Band 1, S. 218—223. — Freundlicher urteilte der Lehrer Professor Christian Ludwig Fecht (1778—1858), der 1824/25 das Frankenland bereist hatte und dort empfangene Eindrücke in der Beschreibung seiner „Reise durch das Großherzogtum Baden“ wiedergab. Siehe *P. P. Albert*, Biedermaiers Reise durch Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren 1824 und 1825 (= Zwischen Neckar und Main. Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen e. V., 14), Buchen 1933. — Diesen Reiseschriftstellern reihte sich später noch Heinrich Hansjakob mit einem Bericht von einer Fahrt in den hinteren Odenwald an („Reiseerinnerungen“).

²⁵⁾ Anlässe dazu waren die Silberhochzeit Großherzogs Friedrich I. und die Hochzeitsfeier Friedrichs II. Vgl. *Hans Rott*, Zur badischen Trachtenkunde im XVIII. und XIX. Jahrhundert, in: *Ekkhart* 6 (1925), S. 83, sowie *Heinz Schmitt*, Badische Trachtenpflege in Vergangenheit und Gegenwart, in: *Badische Heimat* 63 (1983), S. 191—197. Weiteres demnächst bei *Heinz Schmitt* in dessen Buch über Trachtenpflege in Baden (in Vorbereitung).

²⁶⁾ Das bezeugen Briefe Tutinés (freundl. Mitteilung von Dr. Heinz Schmitt, Karlsruhe, der in seinem Buch — vgl. Anm. 25 — darauf zurückkommen wird).

²⁷⁾ Aus der Einladung zur Ausstellung 1910 (Generallandesarchiv Karlsruhe, Akten 237/25816).

²⁸⁾ Zum wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund insgesamt siehe *Wolfgang Jacobeit*, Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 39), Berlin 1965.

²⁹⁾ Siehe C. H., Einiges aus den Bernauer Lehrwerkstätten für Volkskunst, in: *Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins* 14 (1911), S. 1 f.

³⁰⁾ Wie Anm. 27.

³¹⁾ *Konrad Bedal*, Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 8), Münster 1978, S. 7. — Erst Jahrzehnte später erschien dann: *Richard Schilling*, Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg i. Br. 1915. Dieses Werk zeichnet sich dadurch aus, daß es auch das Innere der Häuser und das Leben ihrer Bewohner beschreibt, also über die Hauskunde hinausgeht

³²⁾ Dazu *Rolf Wilhelm Brednich*, Heinrich Hansjakob und die Volkskunde, in: *Hansjakob-Jahrbuch*

IV (1972), S. 20—28. — Im badischen Frankenland schloß später die Schriftstellerin Augusta Bender (1846—1924) mit ihrer Autobiographie („Auf der Schattenseite des Lebens“, 1913) und anderen Schriften an, die volkskundlichen Wert besitzen. Für den Kraichgau sind ebenso die um 1900 verfaßten Jugenderinnerungen des berühmten Geographen Friedrich Ratzel (1844—1904) von volkskundlichem Belang.

³³⁾ Vgl. dazu *Fritz Reiser*, Einzelgraphiken zum Studium der Entwicklung der Tracht. Eine Übersicht unter Zugrundelegung der Sammlungen Marc Rosenberg und Alfred Schladerer, in: *Der Lichtgang* 16 (1966), S. 33—35, 42, 50—52, 58—60
³⁴⁾ *Josef August Beringer*, Badische Malerei im 19. Jahrhundert (= Baden, seine Kunst und Kultur, 4), Karlsruhe und Leipzig 1913; *Hermann Eris Busse*, Der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann (= Lug ins Land, 1), Bühl o. J.

³⁵⁾ Die „Satzungen des Volkstrachtenvereins Freiburg und Umgebung“, in: *Heinrich Hansjakob*, Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung, 4. Aufl. Freiburg i. Br. 1896, S. 30—32. Ein Tätigkeitsbericht des Freiburger Vereins findet sich in: *Dorf und Hof* 1 (1903), S. 144.

³⁶⁾ Vgl. *Hermann Heimpel*, Über Organisationsformen historischer Forschung in Deutschland, in: *Historische Zeitschrift* 189 (1959), S. 139—222, wo S. 195 ff. auch Mones wissenschaftliche Leistung gewürdigt ist.

³⁷⁾ Dazu *P. P. Albert*, Die Geschichts- und Altertumsvereine Badens, Heidelberg 1903.

³⁸⁾ Vgl. *Rudolf Schenda*, Anton Birlinger 1834—1891, in: *Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg* (= Volksleben, 5), Tübingen 1964, S. 138—158.

³⁹⁾ Ab 1900 erschien die „*Alemannia*“ zugleich als „*Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg i. Br.*“, ab 1909 als Organ des Vereins Badische Heimat.

⁴⁰⁾ *Ludwig Sütterlin*, Elard Hugo Meyer, in: *Badische Biographien*. VI. Teil 1900—1910, Heidelberg 1935, S. 74—76; zu Kluge siehe *Gerhard W. Baur*, Kluge, Friedrich, in: *Neue Deutsche Biographie* 12 (1980), S. 140 f.

⁴¹⁾ So Pfaffs Selbsteinschätzung, wie sie nachzulesen ist bei *Ernst Schneider*, Aus unveröffentlichten Briefen Dr. Fridrich Pfaffs an Dr. Franz Böhm, in: *Badische Heimat* 39 (1959), S. 111—113, hier S. 111.

⁴²⁾ So äußerte sich Meyer in einem Vortrag „Über die badische Volkskunde“ auf dem deutschen Neuphilologentag, abgedruckt in: *Verhandlungen des 6. deutschen Neuphilologentages, Hannover 1896*, S. 57—68, hier S. 58.

⁴³⁾ Dazu *Ingeborg Weber-Kellermann*, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahr-

hundreds (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung, Allgemeine Reihe, 2), Marburg 1965. Die Verfasserin wertete das Mannhardtsche Material neu aus und berichtet ausführlich über dessen Zustandekommen.

⁴⁴⁾ Wie Anm. 42.

⁴⁵⁾ Eine genaue Übersicht bei *Oskar Haffner*, Die Pflege der Volkskunde in Baden, in: *Alemannia* 33 (1905), S. 57–62, 238–240; ebenda 34 (1906), S. 75–78, 143–151. — Die Originale der Antworten sind heute — soweit noch erhalten — teils in der Badischen Landesstelle für Volkskunde in Freiburg, teils in der Arbeitsstelle des Badischen Wörterbuches an der Freiburger Universität archiviert. Weiteres Material auch im Nachlaß Pfaff in der Universitätsbibliothek Freiburg.

⁴⁶⁾ *Meyer* (wie Anm. 42), S. 60. Pfaff nahm sich gesondert eines zu edierenden badischen Liederbuches an. Um etwa die gleiche Zeit erschienen zwei bedeutsame kleinere Liedersammlungen: 1902 die von *Augusta Bender* (vgl. Anm. 32) gesammelten „Oberschefflenzer Volkslieder“ sowie im gleichen Jahr die „Volkslieder aus der badischen Pfalz“ von *Mary Elisabeth Marriage*.

⁴⁷⁾ *Schneider* (wie Anm. 41), S. 112.

⁴⁸⁾ Über die Geschichte des Badischen Wörterbuches zuletzt *Gerhard W. Baur*, Das Badische Wörterbuch, in: *Badische Heimat* 63 (1983), S. 387–394.

⁴⁹⁾ Zitiert bei *Schneider* (wie Anm. 41), S. 111.

⁵⁰⁾ Vgl. *Fischer* (wie Anm. 1), bes. S. 98 f. Pfaff veranstaltete damals eine vielbeachtete Feuerprobe an einem feuersicheren (imprägnierten) Strohdach, um auf die Erhaltung der Schwarzwälder Strohdächer hinzuwirken

⁵¹⁾ *Otto Beutenmüller*, Sachregister der vom Landesverein Badische Heimat herausgegebenen Publikationsreihen, in: *Badische Heimat* 56 (1976), S. 141–167.

⁵²⁾ Vgl. dazu auch *Dorothea Heckle*, Die heimatgeschichtliche Forschungsarbeit der Volksschullehrer im Markgräflerland seit 1900, in: *Die Markgrafschaft* 18 (1966), Heft 2, S. 8–10; Heft 3, S. 14–16; Heft 5, S. 14–16; Heft 6, S. 8–10.

⁵³⁾ Vgl. *Eugen Fehrlé*, *Heimatkunde in der Schule* (= Vom Bodensee zum Main, 8), Karlsruhe 1920.

⁵⁴⁾ Einen kursorischen Überblick über Busses Werk gibt *Emil Baader*, Hermann Eris Busse zum Gedächtnis, in: *Badische Heimat* 30 (1950), S. 5–10.

⁵⁵⁾ Vgl. auch die zahlreichen Brauch-Neubelebungen nach dem Ersten Weltkrieg und das sprunghaft ansteigende Erscheinen von Heimatbeilagen der Tageszeitungen. Dazu *Hans Heinke*, Die Heimatblätter der deutschen Tageszeitungen, in: *Archiv für Bibliographie, Buch- und Bibliothekswesen* 2 (1929), S. 172–220, hier S. 191 f.

⁵⁶⁾ *Hermann Bausinger*, Zwischen Grün und Braun. Volkstumsideologie und Heimatpflege nach dem Ersten Weltkrieg, in: *Hubert Cancik* (Hrsg.), *Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1982, S. 215–229, hier S. 217. (In dem Aufsatz sind u. a. auch Publikationen der Badischen Heimat kritisch ausgewertet).

⁵⁷⁾ Zu Baden vgl. auch *Peter Assion*, Volksbrauch in der Industriegesellschaft, in: *Badische Heimat* 55 (1975), S. 1–15.

⁵⁸⁾ Zitiert bei *Baader* (wie Anm. 54), S. 7.

⁵⁹⁾ *Eugen Fehrlé*, Die Volkskunde im neuen Deutschland, in: *Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde* 7 (1933), S. 1 f.

⁶⁰⁾ Siehe *Wolfgang Suppan*, Das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. Die zentrale Volksliedsammel- und Forschungsstelle des deutschsprachigen Raumes, in: *Badische Heimat* 49 (1969), S. 124–130.

⁶¹⁾ Wie Anm. 2 Zu Person und Werk siehe auch *Waltraut Werner*, Bibliographie der volkskundlichen Veröffentlichungen von Johannes Künzig 1922–1967, Freiburg i. Br. 1967; *dies.*, Johannes Künzig zum 80. Geburtstag, Freiburg i. Br. 1977; *Gernot Umminger*, Prof. Dr. Johannes Künzig, in: *Ekkhart* 1983, S. 137–147.

⁶²⁾ Vgl. *Johannes Künzig*, Das badische Volksliedarchiv, in: *Mein Heimatland* 12 (1925), S. 226–228. Den Aufruf zur Sammlung badischer Volkslieder, der als vierseitiges Faltblatt vertrieben wurde, siehe auch ebenda 11 (1924), S. 81–83, sowie in den Mannheimer Geschichtsblättern 25 (1924), S. 166–169. — Das badische Liedgut ist dann für die großen Editionswerke des Deutschen Volksliedarchives mitverwendet worden, zu denen *Suppan* (wie Anm. 60) zu vergleichen ist

⁶³⁾ Zu Person und Werk siehe *Peter Assion*, *Fehrlé*, *Eugen*, in: *Badische Biographien*. Neue Folge, hrsg. von *Bernd Ottmad*, Band 1, Stuttgart 1982, S. 112–114 (mit Nachweis der Primär- und Sekundärliteratur).

⁶⁴⁾ Vgl. die Rezension der Reprint-Neuaufgabe 1979 von *Peter Assion*, in: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung*, Neue Folge 11/12 (1981), S. 274.

⁶⁵⁾ Zur NS-Volkskunde siehe auch *Hermann Bausinger*, *Volksideologie und Volksforschung*. Zur nationalsozialistischen Volkskunde, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 61 (1965), S. 177–204, sowie *Wolfgang Emmerich*, *Germanistische Volkstumsideologie*. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich (= *Volksleben*, 20), Tübingen 1968 (zu *Fehrlé* hier S. 152 und 202 f.).

⁶⁶⁾ Vgl. die in Anm. 61 genannte Literatur. Daß Maurer nur „bis zur Besetzung des ebenfalls schon lange erwünschten und erwarteten Lehrstuhls für

deutsche Volkskunde“ als Leiter fungieren sollte und daß damals auch das Deutsche Volksliedarchiv an die Universität angegliedert wurde, ist dem Artikel „Institut für Volkskunde in Freiburg“ in „Der Alemanne“ vom 17. 1. 1942, S. 5, zu entnehmen. Ebenda wird auch von Maurers Lehrtätigkeit, die die Volkskunde miteinschloß, und von seiner „Forschungsstelle für alemannische Mundarten“ beim Deutschen Seminar der Universität berichtet.

⁶⁷⁾ Vgl. *Peter Assion*, Die Badische Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br., in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, 1 (1972), Heft 3, S. 21 f.

⁶⁸⁾ Vgl. etwa *Johannes Künzig*, Ostbauern bei Ofenburgh und im Hanauerland, in: Alemannisches Jahrbuch 1957, S. 321–343, oder seine für den Caritasverband Freiburg erstellte Karte „Herkunft der Flüchtlinge in Lauda“, die neu beigegeben wurde dem Sammelband: *Johannes Künzig*, Kleine volkskundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten, Freiburg i. Br. 1972.

⁶⁹⁾ *Johannes Künzig*, Volkskünstlerische Betätigungen im Jahreslauf, in: *Populus revisus*. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart (= Volksleben, 14), Tübingen 1966, S. 43–59. Auch in *ders.*, Kleine volkskundliche Beiträge (wie Anm. 68), S. 427–439.

⁷⁰⁾ Siehe *Martin Scharfe*, Kritik des Kanons, in: Abschied vom Volksleben (wie Anm. 14), S. 74–84.

⁷¹⁾ Als damals erstellte Odenwälder Fallstudie vgl. *Peter Assion*, Brauchtum im Wandel – Beobachtungen aus dem hinteren Odenwald, in: Sonderveröffentlichung Breuberg-Bund 1972. Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften, Breuberg-Neustadt 1972, S. 1–27.

⁷²⁾ *Peter Assion*, Historische Festzüge. Untersuchungen zur Vermittlung eines bürgerlichen Geschichtsbildes, in: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977, Stuttgart 1977, S. 69–86.

⁷³⁾ *Peter Assion*, Ein Kult entsteht. Untersuchungen zur Verehrung der Ulrika Nisch von Hegne am Bodensee, in: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973, Stuttgart 1973, S. 43–63. *Ders.*, Walldürner Wallfahrt heute, in: 650 Jahre Wallfahrt Walldürn, Karlsruhe 1980, S. 97–127.

⁷⁴⁾ Siehe dazu auch *Peter Assion*, Badische Landesstelle für Volkskunde, Freiburg/Br., in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. 82 (1973), Heft 1, S. 3 f. — Die Landesstelle unterstand ursprünglich dem Reg.-Präsidium Südbaden, wurde 1971 an das neugeschaffene Landesdenkmalamt Baden-Württemberg angegliedert,

1980 aber dem badischen Landesmuseum Karlsruhe angeschlossen (bei Verbleib in Freiburg).

⁷⁵⁾ Zur Grundausrüstung trugen auch Teile der Fehle'schen Bibliothek bei, die das Germanistische Seminar der Universität Heidelberg als Leihgabe überließ. Ein noch größerer Gewinn war die Privatbibliothek, die der Kluge-Schüler und ehemalige Münchener Ordinarius für Deutsche Philologie und Volkskunde Prof. Otto Basler (1892–1975) — in Freiburg im Ruhestand lebend und noch einen volkskundlichen Lehrauftrag wahrnehmend — dem Institut überließ

⁷⁶⁾ Vgl. *Gertraud Meinel*, Die Forschungsstelle „Sage“ an der Universität Freiburg i. Br., in: Forschungen und Berichte (wie Anm. 72), S. 245 f.

⁷⁷⁾ *Lutz Röhrich*, Schwarzwaldsagen, in: *ders.*, Sagen und Märchen. Erzählforschung heute, Frankfurt, Basel und Wien 1976, S. 81–100; *ders.*, Singen und Sagen im Schwarzwald, in: *Ekkehard Liehl* und *Wolf Dieter Sick* (Hrsgg.), Der Schwarzwald. Beiträge zur Landeskunde (= Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., 47), Bühl/Baden 1980, S. 285–318.

⁷⁸⁾ *Hannjost Lixfeld*, Sänger und Gemeindekultur im Schwarzwald. Kurt Kussi und das Trio „Alt Zell“ aus Zell am Harmersbach, in: Jahrbuch für Volksliedforschung 27/28 (1982/83) (= Festschrift für Lutz Röhrich zum 60. Geburtstag), S. 205–224; *ders.*, *Martin Brauch* und *Bernd Fackler*, Jugend im Kulturkonflikt. Alternatives Jugendzentrum und traditionelle Vereine in der Schwarzwaldgemeinde Zell am Harmersbach, in: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 16 (1984) (im Druck).

⁷⁹⁾ Referiert bei *Hans Moser*, Kritisches zu neuen Hypothesen der Fastnachtforschung, in: Jahrbuch für Volkskunde 5 (1982), S. 9–50.

⁸⁰⁾ *Hermann Dettmer*, Die Figur des Hochzeitsbiters (= *Artes populares*, 1), Frankfurt a. M. 1976

⁸¹⁾ *Bernhard Oeschger*, Zwischen Santiklaus und Martinsritt. Strukturen jahreszeitlicher Brauchphänomene in Endingen am Kaiserstuhl (= *Artes populares*, 5), Frankfurt a. M. 1981.

⁸²⁾ *Ulrich Otto*, Lieder und Karikaturen zum Vormärz und zur Revolution 1848/49. Diss. Freiburg i. Br. 1981.

⁸³⁾ *Ulrike Höflein*, Stellenwert der Tracht bei Funktionären der Trachtenpflege und Trachtenvereinsmitgliedern in Baden vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Arbeitstitel).

⁸⁴⁾ *Hermann Schilli*, Zur Geschichte und zum Ausbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald, in: Badische Heimat 56 (1976), S. 267–278.

⁸⁵⁾ Zum Diskussionsstand 1979 vgl. *Peter Assion*, Zur Museumsplanung in Baden-Württemberg und zur Frage eines Landesfreilichtmuseums, in: Badi-

sche Heimat 59 (1979), S. 467–479. Gegen das zentrale Museum entschieden das Kabinett 1980

⁸⁶⁾ Vgl. den Aufruf von *Klaus Welker*, Erforschung und Erhaltung von Zeugnissen der Frömmigkeitsgeschichte als Aufgabe der religiösen Volkskunde, in: Freiburger Diözesan-Archiv 91 (1971), S. 517 f. Siehe auch *dens.* und *Lothar Strüber*, Bildstock — Wallfahrt — Sakrallandschaft. Überlegungen zur Phänomenologie religiöser Flurdenkmale in der Erzdiözese Freiburg, ebenda 100 (1980), S. 542–566. Im Institut für Religiöse Volkskunde wurde außerdem inzwischen ein Katalog der badischen Wallfahrtsorte erstellt. Siehe *Rolf Metten*, Erzdiözese Freiburg, in: Kurzkataloge der volkstümlichen Kult- und Andachtsstätten der Erzdiözese Freiburg und der Diözesen Limburg, Mainz, Rottenburg-Stuttgart und Speyer (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 13), Würzburg 1982, S. 15–75.

⁸⁷⁾ Siehe dazu *Hermann Bausinger*, Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse, Berlin und Darmstadt o. J. (1971); *ders.*, *Utz Jeggle*, *Gottfried Korff* und *Martin Scharfe*, Grundzüge der Volkskunde (= Grundzüge, 34), Darmstadt 1978.

⁸⁸⁾ Zu verweisen ist auf die verschiedenen Arbeiten von *Hans Moser* und *Karl-Sigismund Kramer*.

⁸⁹⁾ *Rolf Süß*, Zur Geschichte und Gegenwart der Freiburger Fasnacht, in: Masken zwischen Spiel und Ernst. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung (= Volksleben, 18), Tübingen 1967, S. 107–133; *Herbert Berner*, Fasnet im Hegau, in: *ders.* (Hrsg.), Fasnet im Hegau und Linzgau, Konstanz 1982, S. 19–50, bes. S. 42–46 („Fasnacht und Historie“).

⁹⁰⁾ *Gotthilde Güterbock*, Kirchenrechnungen als Brauchtumsspiegel eines Odenwälder Marktflöckchens, in: Hessische Blätter für Volkskunde 57 (1966), S. 83–99 (betrifft Mudau bei Buchen).

⁹¹⁾ *Ernst Schneider*, Durlacher Volksleben 1500–1800. Volkskundliches aus archivalischen Quellen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Stadt Durlach (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, 5), Karlsruhe 1980.

⁹²⁾ Zu deren Ergiebigkeit vgl. *Peter Assion*, Buchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Spiegel der (richtig: seiner) Presse, in: 700 Jahre Stadt Buchen. Beiträge zur Stadtgeschichte, Buchen 1980, S. 163–194. Siehe auch *dens.*, Odenwälder Leben beim Übergang ins Industriezeitalter, in: Badische Heimat 60 (1980), S. 65–74.

⁹³⁾ Vgl. *Peter Assion*, Altes Handwerk und frühe Industrie im deutschen Südwesten. Ein Literaturbericht, Freiburg i. Br. 1978.

⁹⁴⁾ Siehe vor allem *Karl Bittmann*, Hausindustrie und Heimarbeit in Baden zu Anfang des XX. Jahrhunderts, Karlsruhe 1907, der die Ergebnisse der Befragung von 2000 Heimarbeiterfamilien in Baden vorlegte.

⁹⁵⁾ *Gerd Bender*, Die Uhrenmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke. 2 Bände, Villingen 1975 und 1978.

⁹⁶⁾ Etwa *Otto Bickel*, Die Landwirtschaft im 18. Jahrhundert, besonders im pfälzischen Oberamt Bretten, in: Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte 5 (1972/73), S. 9–51, oder verschiedene Arbeiten *Heiner Heimbergers* aus dem Bauland-Bereich. Vgl. dessen Schriftenverzeichnis in: *Ekkhart* 1970, S. 167–169, fortgeführt ebenda 1978, S. 155. — Beachtung für die Gerätekunde verdient aus älterer Zeit *Schilling* (wie Anm. 31) mit seinen Zeichnungen bäuerlicher Geräte des Schwarzwaldes.

⁹⁷⁾ Den Wortlaut der ersten beiden Fragebogen siehe in: Arbeit und Gerät. Tagungsbericht, hrsg. von *Wilhelm Hansen*, Münster 1968, S. 169–178. Das Material wird beim volkskundlichen Seminar der Universität Bonn verwahrt. Zu dem Unternehmen vgl. *Günter Wiegelmann*, Erste Ergebnisse der ADV-Umfrage zur alten bäuerlichen Arbeit, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 33 (1969), S. 208–262.

⁹⁸⁾ Abgedruckt bei *Assion* (wie Anm. 93), S. XXV–XXIX.

⁹⁹⁾ Vgl. *Peter Hägele*, Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Geräteführer, Gutach o. J. (ca. 1980).

¹⁰⁰⁾ Dazu jetzt *Peter Assion* und *Rolf Wilhelm Brednich*, Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten. Dörfliche Kultur vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart, Berlin, Köln und Mainz 1984. Die Notwendigkeit archivalischer Studien zum Schwarzwälder Hausbau betont speziell *Karl Heinz Schröder*, Stand und Aufgaben der geographischen Hausforschung im südwestlichen Mitteleuropa, in: *ders.* (Hrsg.), Geographische Hausforschung im südwestlichen Mitteleuropa, Tübingen 1974, S. 1–20, hier S. 13.

¹⁰¹⁾ Vgl. *Wolfgang Lerner*, Die Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus, in: Badische Heimat 63 (1983), S. 279–286.

¹⁰²⁾ Vgl. *Helmut Fielbauer* und *Olaf Bockhorn* (Hrsgg.), Die andere Kultur. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht, Wien 1982.

Badische Denkmalpflege — Denkmalpflege in Nordbaden

Versuch einer Orientierung im Jahr 1984

Peter Anstett, Karlsruhe/Pforzheim

Die Denkmalpflege in Baden hat bei aller Kontinuität große Wandlungen durchgemacht.¹⁾ Sie war nach dem letzten Weltkrieg an der Instandsetzung und Reparatur der großen Kulturdenkmale badischer Geschichte eminent beteiligt und führte dabei die Diskussion über das „Wie“ des Ausbaus brandzerstörter Innenräume, über Original, Kopie und Reproduktion mit den Kunsthistorikern, über vergangene und heutige Bedürfnisse mit den Eigentümern und Bauherren, über frühere und gegenwärtige Leistungsfähigkeit in Sachen Architektur und Gestaltung mit der Architektenschaft und über den Wert eines geschichtlichen Denkmals als anschauliche Quelle der Erkenntnis, als Vorbild, als Inhalt des Gefühls, als Wahrzeichen der Heimat mit den entscheidenden Instanzen. Die Denkmalpflege der Nachkriegszeit war den erstrangigen Denkmälern unseres Landes zugewandt. Dann folgte die Krisenzeit, die Zeit des großen Baubooms in den sechziger Jahren. Heute ist die Denkmalpflege zu einer im öffentlichen Interesse gewichtigen Sache geworden. Denkmalschutz und Denkmalpflege sind nun in aller Munde. Die früheren Gegner des „Hemmschuhs“ Denkmalpflege sind zu „Förderern“ geworden, indem sie dem Grundanliegen der Denkmalpflege, Geschichte fühlbar und erlebbar gegenwärtig zu halten, mit Neubauten im „alten Stil“ glauben Genüge leisten zu können. Und sie wundern sich, daß die

„querköpfigen“ Denkmalpfleger sich nicht auf solch fragwürdiges „Entgegenkommen“ einlassen.

Die Wandlungen der Denkmalpflege werden hier für die Freunde der Badischen Heimat dargestellt.

Der Anfang der staatlichen Denkmalpflege

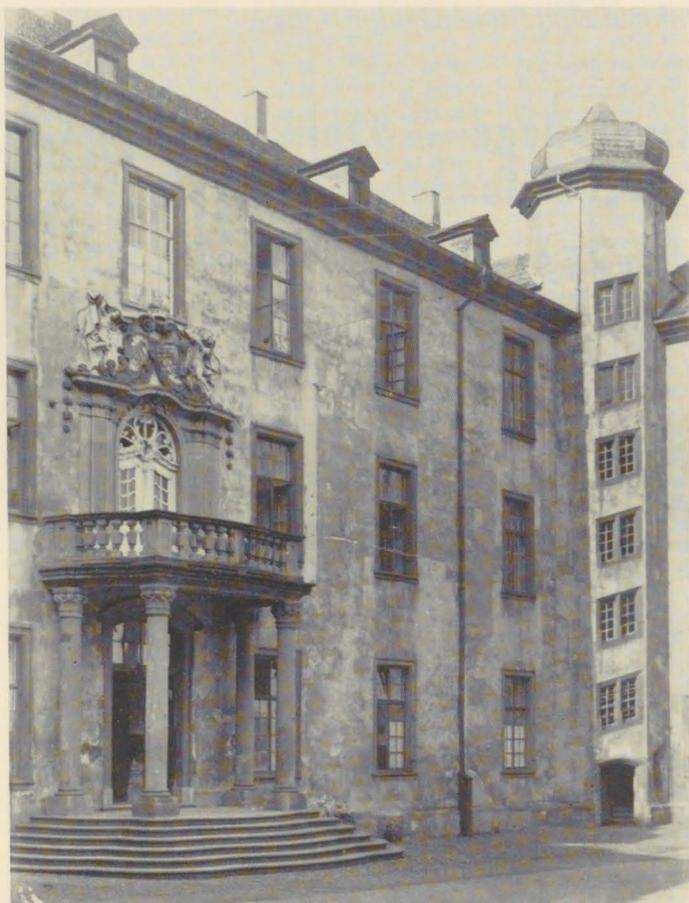
1853 ist das Geburtsjahr der staatlichen Denkmalpflege in Baden. Vorher waren es die Geschichts- und Altertumsvereine und deren initiative Mitglieder, die das Interesse an der unverfälschten Erhaltung der Geschichts- und Altertumsdenkmale bekundeten. Erster Konservator der Kunstdenkmale war *August von Bayer* (1803—1875). Er stammte aus einer Rorschacher Patrizierfamilie und hatte zuerst in Zürich und Karlsruhe Architektur, dann in München Malerei studiert und sich, nach ersten Erfolgen als Maler in München, in Karlsruhe und Baden-Baden niedergelassen¹⁾.

Die Aufgaben des dem Staatsministerium unmittelbar nachgeordneten Konservators des Großherzogtums waren wie folgt definiert:

1. Erlangung genauer Kenntnisse über Dasein und Zustand der Kunstdenkmale;
2. die Kenntnisse aufzuzeichnen und die Kunstdenkmale zu inventarisieren;
3. die Erhaltung der Kunstdenkmale zu fördern.

Das Schloß in Ettlingen im Zustand von 1935. Seit 1812 diente das Schloß als Kaserne, seit 1871 als preußische Unteroffiziersschule. 1910 wurden städtische Ämter im Schloß untergebracht, seit 1918 Notwohnungen

(Foto: LDA Karlsruhe)



Bayers konservatorische Sorge war nicht allein auf die Kunstdenkmale gerichtet: Bereits 1853 versandte er einen Fragebogen, der sich auch auf ur- und frühgeschichtliche Denkmale im Lande erstreckte.

Seit 1875 folgte *Ernst Wagner* (1832–1920) Bayer im Amte nach. Vorher Erzieher des Erbprinzen, wurde er gleichzeitig mit dem Amt des Konservators auch mit der Direktion der großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe betraut. Ab 1876 stand ihm der Direktor der Kunstgewerbeschule *Gustav Kachel* (gest. 1886) für das Gebiet der Baudenkmalpflege

zur Seite, eine Aufgabe, die *Wagner* 1882 wieder selbst zu übernehmen hatte, jedoch gleichzeitig einen Baubeamten in der Person des Architekten *Philipp Kircher* (1848–1921), dem späteren Direktor der Baugewerkeschule in Karlsruhe, zur Hilfeleistung zugeteilt bekam. Dieser Schritt führte zur Einrichtung eines Konservators der kirchlichen Altertümer. Dieses Amt hatten die Freiburger Universitätsprofessoren und katholischen Geistlichen *Franz Xaver Kraus* (1840–1901), seit 1910–1949 *Josef Sauer* und anschließend *Hermann Ginter* bis zu seinem Tode 1966 inne.²⁾

Die Denkmalpflege nach 1918

In der Republik Baden wurde die Denkmalpflege als Staatsaufgabe der Staatsbauverwaltung, nämlich den Bezirksbauinspektionen (den heutigen Staatlichen Hochbauämtern) unter Leitung des Finanzministeriums (Fritz Hirsch) übertragen. — Der Bereich der archäologischen Denkmalpflege entglitt dadurch staatlicher Zuständigkeit. Es entstand ein Vakuum bei der Sicherung und Erforschung der Bodendenkmäler. 1922 wurde auf Hinweis des Freiburger Geologen Wilhelm Deecke vom Badischen Kultusministerium ein „Ausschuß für die Ur- und Frühgeschichte Badens“ einberufen. Dieser schuf im Land ein „Oberpflegersystem“, das in Ermangelung einer staatlichen Dienststelle für diesen wichtigen Fachbereich und bis zur Gründung eines selbständigen Landesamts für Ur- und Frühgeschichte in Karlsruhe im Jahr 1939 mit allen Unzulänglichkeiten die Belange der archäologischen Denkmalpflege in Baden zu betreuen hatte.³⁾ — 1924 beschloß der Ausschuß für die Ur- und Frühgeschichte die fortlaufende Veröffentlichung von Fundberichten, die nach der Zustimmung des Landesvereins Badische Heimat in der Zeitschrift „Mein Heimatland“ erscheinen konnten, bis 1925 mit den „Badischen Fundberichten“ ein eigenes Publikationsorgan geschaffen wurde.

Die Gründung eines badischen Landesamts

1934 wurde das Landesamt für Denkmalpflege wieder gegründet, und mit ihm nahm die in der Zeit der Bauverwaltungs-Denkmalpflege fast ganz unterbrochene Inventarisierung der Kunstdenkmale ihren Fortgang. Dieses neue Landesamt führte zwar ein eigenes Dienstsiegel, hatte aber keinen eigenen Leiter, sondern war dem Badischen Landesmuseum und dem dortigen Leiter *Hans Rott* zugeordnet. 1935—1939 war *Otto Linde* (1871—1958) Geschäftsführer des Landesamts für Denkmalpflege im Nebenamt. Die Aufgaben der Baudenkmalpflege und der In-

ventarisierung oblagen schon in dieser Zeit *Emil Lacroix* (1905—1965), der 1950 zum Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Karlsruhe berufen wurde. Er, der 1965 verunglückte, ist allen als „der Denkmalpfleger“ in Erinnerung geblieben. — 1939 kam es dann zur Trennung der Bau- und Kunstdenkmalpflege von der archäologischen Denkmalpflege mit der Einrichtung eines Landesdenkmalamtes Karlsruhe (Leiter: *Karl Wulzinger*) und — allerdings nur auf dem Papier — eines Landesamtes für Ur- und Frühgeschichte Karlsruhe (Leiter: *Friedrich Garsche* (1909—1974), mit einer Außenstelle in Freiburg, zwei Behörden, die nach Abschluß des Westfeldzuges 1940 nach Straßburg verlegt wurden.

Die Situation nach 1945: Denkmalpflege in Nord- und Südbaden

Nach dem Ende des letzten Weltkriegs war das alte Land Baden, wie bekannt, in eine amerikanische und eine französische Besatzungszone geteilt. In der französischen Besatzungszone entstand das neue Land Baden mit Regierungssitz in Freiburg.

Der Wiederaufbau sowohl der Bau- und Kunstdenkmalpflege als auch der archäologischen Denkmalpflege in den nunmehr getrennten Landesteilen verlief in Freiburg mit den „neuen“ badischen Ämtern unter eindeutig günstigen Voraussetzungen. Dort, in einem der kleinsten und wahrscheinlich ärmsten aller Bundesländer, genossen die Landesämter für Denkmalpflege und Heimatschutz und für Ur- und Frühgeschichte die Zuwendung der Landesregierung unter dem Ministerpräsidenten *Leo Wohleb* und die engagierte Förderung des Ministerialrats beim Badischen Ministerium für Kultus und Unterricht in Freiburg *Karl Asal*.

In einer Zeit, als man sich nicht nur von der jüngsten schlimmen Vergangenheit des Dritten Reichs mit trauernder Betroffenheit und Abscheu oder wegen der Betroffenheit infolge politischen Engagements oder Mitläu-

ferschaft abwandte, sondern auch, nach den Absichten der westlichen Paktstaaten von der Vergangenheit der „Krone“ und der Geschichte des Landes, als man mit der unreflektierten Parole: nicht Wiederaufbau, sondern Neuanfang wie in allen deutschen Ländern so auch in Baden die durch den Luftkrieg angeschlagenen Schlösser unserer Landesfürsten als fast peinliche Vergangenheit oder den absolutistischen, auf das Schloß im Zentrum ausgerichteten Fächergrundriß der nordbadischen Landeshauptstadt Karlsruhe zu beseitigen vorhatte, da ging von der (süd-)badischen Hauptstadt Freiburg der erste Impuls für ein modernes Denkmalschutzgesetz aus: Das badische Volk hat durch den Landtag am 12. Juli 1949 das „Landesgesetz zum Schutze der Kulturdenkmale (Badisches Denkmalschutzgesetz)“ beschlossen, das am 16. April 1949 in Kraft trat. Karl Asal ist der Vater dieses ersten Denkmalschutzgesetzes der Nachkriegszeit. Das Grundanliegen des Gesetzes hatte, wie eine Verkündung in gehobener Sprache formuliert, folgenden Wortlaut:

„Als Kulturdenkmale gelten Werke oder Gebilde von Menschenhand, die der Allgemeinheit erhalten zu werden verdienen, insofern sie Erkenntnisquellen für Wesen, Werden, Leben, Schaffen oder Schicksale einer menschlichen Gemeinschaft bilden oder indem sie Gefühle und Gemüt zu beeindrucken und vorbildhaft oder sonst erzieherisch zu wirken vermögen, sei es durch künstlerische Gestaltung, meisterliche Ausführung, Eigenart oder Alter, sei es durch die mit ihnen verknüpften Erinnerungen, durch die Vermittlung einer lebendigen Anschauung vom schöpferischen Walten und Wandel der Kultur oder als Wahrzeichen und Werte der Heimat. Sie beschränken sich auf den Bereich körperlicher Gegenstände; im übrigen können sie, beweglich oder unbeweglich, alten oder neuen Ursprungs sein, auf eine bestehende oder der Vergangenheit angehörige Gemeinschaft sich beziehen und für sich allein oder in ihrer Zusammenfassung zu

Gruppen oder Sammlungen Denkmalwert besitzen. Im Bereich der Ur- und Frühgeschichte werden ihnen auch menschliche Überreste von wissenschaftlicher Bedeutung zugerechnet.“ (§ 2 Badisches Denkmalschutzgesetz)

In einer Zeit, als das besiegte Deutschland seine Vergangenheit — ausgenommen die schönen Künste — zu vergessen suchte, gebot Baden Achtung vor der Vergangenheit. Das im Bereich Südbaden von 1949 bis 1971 gültige Badische Denkmalschutzgesetz ist für die Denkmalschutzgesetze der Bundesländer Schleswig-Holstein von 1958 und Baden-Württemberg von 1971 vorbildlich geworden.

Denkbar ungünstig war dagegen die Lage in der nördlichen Hälfte von Baden, die zusammen mit dem ebenfalls amerikanisch besetzten Nordwürttemberg das Land Württemberg-Baden zu bilden hatten. In den alten Landesteilen waren die alten Landesämter für Denkmalpflege unverbunden tätig, in Karlsruhe *Emil Lacroix*⁴), in Stuttgart *Richard Schmidt* mit je einem wissenschaftlichen Mitarbeiter für die Bau- und Kunstdenkmalpflege (*Heinrich Niester*) und für die Bodendenkmalpflege (*Albrecht Dauber*) zur Seite, Dreimannbetriebe also hier wie dort, die sich der Diskussion um die Art und Weise der Instandsetzung kriegsbeschädigter Denkmäler und dem Druck der Neubauwelle unter Einsatz aller Kräfte zu stellen hatten.

Denkmalpflege im vereinigten Bundesland Baden-Württemberg

Als 1952 das Land Baden-Württemberg gebildet wurde, fanden sich die selbständigen Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in Karlsruhe, Freiburg, Stuttgart und Tübingen und das Staatliche Amt für Ur- und Frühgeschichte Freiburg als den Regierungspräsidien Nordbaden, Südbaden, Nordwürttemberg und Südwürttemberg-Hohenzollern



Das Schloß der Markgräfin Augusta Sibylla in Ettlingen. Die Fassade des Innenhofes nach der Wiederherstellung der Fassadenmalerei von Antonio Colomba nach Befunden

(Foto: LDA Karlsruhe)

nachgeordnete Behörden vor. In jedem der vier Zuständigkeitsbereiche gab es andere Rechtsgrundlagen für die denkmalpflegerische und archäologische Tätigkeit. Einzig in Nordbaden waren für die, im Zuge des Wiederaufbaus der kriegsbeschädigten historischen Stätten und Städte arbeitsgewichtige, Bau- und Kunstdenkmalpflege alle alten Rechtsgrundlagen entfallen. Bei Erlass einer Bauordnung für das Land Baden-Württemberg im Jahre 1964⁵⁾ hatte man zwar die in der Württembergischen Bauordnung von 1910 verankerten Denkmalschutzbestimmungen⁶⁾ prolongiert, aber schlicht vergessen, die Schutzbestimmungen der alten Badischen Landesbauordnung von 1907⁷⁾ in Kraft zu halten! Diese Tatsache ist für die allgemeine Bewertung des öffentlichen Anliegens Denkmalschutz in dieser Zeit (in Karlsruhe, aber nicht nur dort) symptoma-

tisch. Denkmalschutz vergessen, das ist auch eine Denkwürdigkeit.

Denkmalpflege im Regierungsbezirk Nordbaden

Die nordbadische Baudenkmalpflege der Zeit von 1965 bis 1972 trieb Denkmalpflege allein auf der Grundlage der Verfassung des Landes Baden-Württemberg vom 11. November 1953⁸⁾ mit der Kraft der Überzeugung und der Förderung durch nicht unwesentliche Subventionen, welche vorherrschend die Kirchen beider Konfession und die Gemeinden gerne annahmen. Diese im Rechtsbereich schlechten Voraussetzungen muß man kennen, um zu verstehen, warum viele für die Interessenlage der Denkmalpflege engagierte Gutachten der Konservatoren dieser Zeit nicht die Beachtung fanden,

die ihnen sachlich gesehen zuzumessen war. Im Konflikt mit anderen Interessen unterlag die Denkmalpflege in vielen, auch beachtlichen Fällen.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Leistungen der Dreimanndenkmalfpflege im Regierungsbezirk Nordbaden in der Zeit nach 1945, in der sogenannten Wiederaufbauzeit darzustellen.⁹⁾ Da uns jedoch vielfach aus dem Bewußtsein entschwunden ist, welche Kulturdenkmale unseres Landes von herausragender Bedeutung als z. T. schwerstgeschädigte Brandruinen den letzten Krieg überdauerten und mit der Beratung der Denkmalpflege wieder mit Form und Leben erfüllt werden mußten, seien hier nur einige Wiederausbauten genannt:

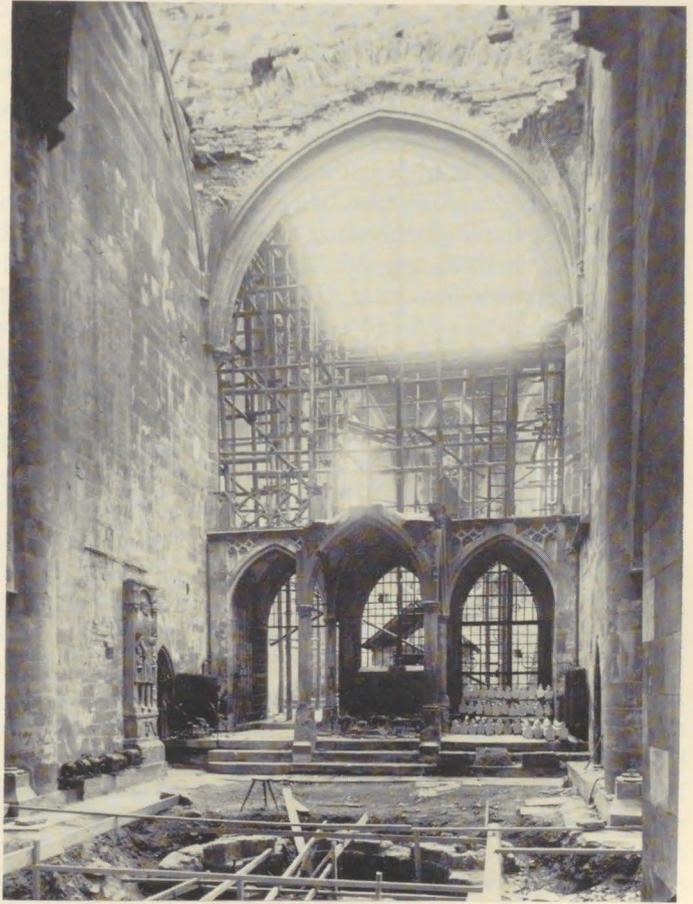
In *Karlsruhe* das Schloß zum Badischen Landesmuseum, die kath. Stadtkirche St. Stephan und die evang. Stadtkirche am Marktplatz von Friedrich Weinbrenner, die Finanzkanzlei (das heutige Regierungspräsidium) von Heinrich Hübsch, die übrigen Bauten am Zirkel, die Staatliche Kunsthalle, die Orangerie, das Naturkundemuseum, das Markgräfliche Palais Friedrich Weinbrenners und das Erbgroßherzogliche Palais (heute Bundesgerichtshof) Josef Durms, die alten Bauten der Technischen Universität, die kleine Kirche von Wilhelm Jeremias Müller, das ehem. Stefaniabad Weinbrenners in Beiertheim, die Kirchen in Hagsfeld, Rintheim und Kleinsteinbach — in *Bruchsal* das Schloß des Fürstbischofs Damian Hugo von Schönborn und die spätmittelalterliche Liebfrauenkirche — in *Mannheim* das Schloß zur Universität, die Jesuitenkirche, die Konkordienkirche und die Untere Pfarreikirche St. Sebastian der Barockzeit — und in *Pforzheim* die mittelalterliche Schloßkirche, die Altstädter Kirche, die Franziskuskirche, der Chor der Barfüßerkirche, die evang. Kirche in Dillweissenstein und das Bezirksamtsgebäude mit seinem Jugendstilturm. —

Diese Erfolgsliste darf nicht die Baudenkmäler von hoher Bedeutung in Vergessenheit geraten lassen, deren erhalten geliebene

Teile man zugunsten neuer Nutzungen oder einfach nur aus Kostengründen vollends abgeräumt hat. Schmerzlicher Verlust ist der Abbruch des Badischen Ständehauses in Karlsruhe, erbaut 1820/22 von Friedrich Weinbrenner und Friedrich Arnold, dessen Brandruine auf Beschluß des Baden-Württembergischen Landtags 1961 abgebrochen wurde. Noch heute ist der Standort dieses Denkmals badischer Geschichte des frühen 19. Jahrhunderts auf dem Wege zur politischen Mitentscheidung des Volkes unbebaut. Die unmittelbare Nachkriegsepoche 1945 bis 1975 ist also nicht nur durch die großen Leistungen des Wiederausbaus der Denkmäler der Geschichte und der Kunst bis zum Klassisismus des frühen 19. Jahrhunderts gekennzeichnet, sondern auch durch die Beseitigung von Erhaltungswertem. Im Denkmalschutzjahr 1975 zog Bundespräsident Walter Scheel aufgrund der Feststellungen des Europarats Bilanz. Er wies eindringlich und mahnend darauf hin, „daß in der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren nach 1945 mehr historische Bausubstanz zerstört worden ist als während des Zweiten Weltkriegs. Unsere Städte und Dörfer stehen in Gefahr, gesichtslos und geschichtslos zu werden.“¹⁰⁾ Die ungeheueren Zerstörungen vieler unserer Städte im Zweiten Weltkrieg, der verlorene Krieg, die hieraus resultierenden Umsetzungen der ostdeutschen Bevölkerung in den Westen, der Zwang rasch zu bauen, in neuem Geiste, unter Einsatz immer größerer Baumaschinen, die noch neue Demokratie und die neue Technik führten im allgemeinen Baubetrieb die Hand zur Auslese. Deutschland sollte sowohl politisch als auch baulich völlig neu erstehen. Die Denkmalpfleger standen dabei mit dem Rücken zur Wand und zogen sich stellenweise auf „Traditionsinseln“ zurück, aber sie resignierten nicht, weil sie zutiefst davon überzeugt waren, daß der Aufbruch in eine neue Zeit nicht zum Totalverlust der Vergangenheit eines Volkes und seiner Werke, des Gedächtnisses vorausgehender Leistungen, der Erkenntnis-

Die Schloßkirche in Pforzheim mit den Zerstörungen des Jahres 1945. Zustand Juli 1948

(Foto: LDA Karlsruhe)



quellen geschichtlicher Zeugnisse führen darf, da sich sonst eine letztlich psychisch gefährliche Fundamentlosigkeit für alles Neue ergäbe. Die sechziger Jahre sind gekennzeichnet von Wertvorstellungen, in welchen „das Alte“ kaum Bedeutung hatte, zumindest aber dann als wertlos angesehen wurde, wenn es „neuen Werten“ im Wege stand. Diese Grundeinstellung bestimmte die Entscheidungen nach Anhörung des Denkmalpflegers.

Die Bau- und Kunstdenkmalpflege der ersten Generation nach dem Kriege in Nordbaden ist mit den Namen *Emil Lacroix* und *Heinrich Niester* verbunden, so wie die ar-

chäologische Denkmalpflege dieser Zeit durch *Albrecht Dauber* geprägt worden ist. — Sie haben die Denkmalpflege vorangetrieben nach Maßgabe des Personals, der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel für Subventionen und Grabungen im Regierungsbezirk. Sie haben Entscheidungsprozesse über Erhaltungen oder Unverträglichkeiten zu beeinflussen gesucht, nicht immer mit Erfolg, aber diejenigen, die diese Nachkriegszeit nicht oder nicht bewußt erlebt haben und die deshalb die Bedingungen dieser Zeit und der Denkmalpflege nicht kennen, können ihnen Mißerfolge nicht anlasten. In den Akten der Baudenkmalpflege in Karlsruhe ist der enga-

gierte Einsatz der Denkmalpfleger für Werte und Erhaltungswürdigkeit historischer Bauten dokumentiert, die dann doch — Entscheidungen anderer Behörden im Veränderungsdruck — entweder abgebrochen oder heute selbstverständliche Bestandteile unserer gebauten Umwelt geworden sind: Nach ihrer Instandsetzung unter der Beratung und mit der finanziellen Förderung der Denkmalpflege schützen sich diese Bauten nun selbst. Heute werden sie im größten Veränderungsdruck erhalten, weil die historischen Bauten das Interesse und die Zuwendung einer breiten Öffentlichkeit besitzen. Insofern waren die Konservatoren in Baden wie überall von Erfolg und Mißerfolg gezeichnete Sachwalter des öffentlichen Interesses einer Gesellschaft, die sich von Heimat, von seelischen Bedürfnissen und Vergangenheit radikal abgewandt hatte.

Im Rückblick wird man heute feststellen können, daß die nach wissenschaftlichen, z. T. archäologischen Methoden in die erhaltene Brandruinen hineinrekonstruierten Denkmalausbauten uns heute, die wir auf die Entscheidungen, Leistungen und Taten der ersten Nachkriegsgeneration zurücksehen, mehr zusagen als die Ausbauten im Geiste der zeitgenössischen Architektur im Kontrastprogramm. Die rekonstruierten Bauten sprechen wieder als historische Zeugnisse zu uns, auch mit dem komplettierten Teil ihrer Denkmalsubstanz, soweit dieser genau rekonstruiert ist. Zwei Beispiele aus vielen können dies belegen: Die 1945 aufs Schwerste getroffene *Schloß- und Stiftskirche St. Michael in Pforzheim*, die dank des unermüdlichen Einsatzes meines Vorvorgängers im Amte Emil Lacroix und der Unterstützung einer von der Pforzheimer Bevölkerung getragene „Stiftung der Freunde der Schloßkirche“ — einer ersten Bürgerinitiative in Angelegenheiten des Denkmalschutzes nach dem Krieg — 1957 wieder ihrer gottesdienstlichen Bestimmung übergeben werden konnte und das *Schloß der Schönborn in Bruchsal*, das vom Land Baden-Württemberg und seiner Bau-

verwaltung bei der Oberfinanzdirektion Karlsruhe und dem Staatlichen Hochbauamt in Bruchsal (bis auf letzte restauratorische Arbeiten in einigen Räumen) in wesentlichen Teilen, so auch das vom Architekturkenner Georg Dehio als „die Krone aller Treppenhäuser des Barockstils“ bezeichnete Treppenhäuser des Barockstils hergestellt und am 28. Februar 1975 wieder eingeweiht und nun zur kulturellen Nutzung der Bevölkerung übergeben werden konnte. Im Bruchsaler Schloß konnten aufgrund der hervorragenden Dokumentationslage sogar die Fresken des oberschwäbischen Barockmalers Johann Zick¹¹⁾ in der Flachkuppel des Treppenhauses¹²⁾ und im Fürstensaal¹³⁾ durch die bewährte Hand von Karl Manninger aus Pöcking sowie im Marmorsaal durch Wolfram Köberl aus Innsbruck mit immenser Genauigkeit nachgeschaffen werden. Damit wurde im Bereich der Rekonstruktion historischer Räume im Vergleich zu anderen, mehr frei nachempfundenen Versuchen an andern Orten Optimales geleistet. Allerdings vermochte die zeitgenössische Kunstgeschichte ihre Bedenken gegen die Rekonstruktion großer Kunst der Malerei nicht aufzugeben.¹⁴⁾ Dagegen wird die Rekonstruktion des mittelalterlichen Kirchenraumes in Pforzheim heute uneingeschränkt als „vorbildlich“ gefeiert.¹⁵⁾

Dagegen sind die Teilrekonstruktionen der *evang. Stadtkirche Friedrich Weinbrenners in Karlsruhe*, 1953—1957 mit einer Neugestaltung des Inneren durch Horst Linde¹⁶⁾ oder der *kath. Stadtkirche St. Stephan* von Weinbrenner durch Hans Rolli¹⁷⁾ 1949 bis 1951 typische Entscheidungen der ersten Wiederaufbauzeit nach dem Kriege, die für das Verhältnis dieser Zeit zur Geschichte und ihren baulichen Dokumenten unter dem Aspekt: Erhalten (nur wirklicher Werte) und Gestalten (nach den neuen Bedürfnissen dieser Zeit) wichtig werden für die noch nicht geschriebene Geistesgeschichte unseres Nachkriegsdeutschlands.

Die Denkmalpfleger sind die Sachwalter der Geschichte, der Kunst und der Heimat, wenn es um deren Zeugnisse im öffentlichen Raum geht. Daß für die Denkmalpfleger der Nachkriegszeit aller deutschen Bundesländer die unter dem Motto: nur „wirkliche“ Werte zu betreibende, nur noch auf Einzeldenkmale gerichtete Denkmalpflege unbefriedigend war, versteht sich von selbst. Sie konnten die Verantwortung, die sie in Vertretung aller spürten, äußern und taten dies mit Nachdruck. Doch sie konnten es nicht ändern, daß unsere Städte und Dörfer „unorganischer, häßlicher und unpersönlicher“ wurden.¹⁸⁾ Ungebremster, allgemein verbreiteter Fortschrittsglaube räumte der Zukunft fast absolute Priorität ein und schuf gleichzeitig die Belastungen unserer Umwelt und unseres gebauten Umfeldes, mit denen die zweite Nachkriegsgeneration leben und fertig werden muß.

Ensembleschutz in Nord- und Südbaden

Der Schutz einer Mehrheit von Bauten, die selbst nicht Denkmal sein müssen, die aber in ihrer Ensemble-Wirkung geschichtlich aussagekräftig und deshalb erhaltenswürdig sind, entspricht einer älteren Forderung der Denkmalpfleger. Diesem Grundanliegen der Konservatoren hat das Badische Denkmalschutzgesetz von 1949 mit den §§ 34–37 erstmals entsprochen. Schon in der Badischen Landesbauordnung von 1935 war die Beeinträchtigung geschichtlich oder künstlerisch wertvoller Straßen- oder Ortsbilder untersagt. Aufgrund des Denkmalschutzgesetzes konnten nun in Südbaden Ortsbilder definitiv unter Denkmalschutz gestellt werden, auch dann, wenn dies die (fortschrittsgläubige) Gemeinde nicht wünschte.

Der Gesamtanlagenschutz wirkte sich besonders in den sogenannten Erholungsgemeinden, aber nicht nur dort, bemerkenswert positiv aus.

In Nordbaden war vor 1972, vor Inkrafttreten des baden-württembergischen Denkmal-

schutzgesetzes, an Ensembleschutz nicht zu denken, zumindest nicht als Verordnung des Staates für eine Gemeinde. Daß in Ladenburg das Interesse an einer Erhaltung des ganzen historischen Ortskerns schon in dieser Zeit mehr und mehr Platz gegriffen hat, ist der Wirksamkeit der Mitglieder des Heimatbundes, dem Stadtpfleger Dr. Berndmark Heukemes und dem Bürgermeister Reinhold Schulz zu verdanken. Vergleichbare Ansätze einer Ensemblepflege gab es ferner noch in Dilsberg (Gde. Neckargemünd) und in Bau Schlott (Gde. Neulingen, Enzkreis).

Denkmalschutz nach neuen Maßstäben

Am 1. Januar 1972 trat endlich das Denkmalschutzgesetz des Landes Baden-Württemberg in Kraft, dessen Erlaß die Kirchen beider Konfessionen in Wahrung ihrer durch den § 11 (Kulturdenkmale, die dem Gottesdienst dienen) berührten Interessen rund 10 Jahre verhindert hatten.¹⁹⁾ In Südbaden, im Gültigkeitsbereich des Badischen Denkmalschutzgesetzes von 1949, war kirchliches Eigentum vom staatlichen Denkmalschutz befreit. Diese Freistellung wollten die Kirchen beider Konfessionen für das ganze Land erreichen. Sie wurde, das ist gegenüber dem Badischen Denkmalschutzgesetz ein Fortschritt, bis heute nicht gewährt.²⁰⁾

Man kann sich heute fragen, ob die Städte und Dörfer unseres Landes heute anders aussehen würden, wenn das 1962 erstmals beratene Denkmalschutzgesetz zur Zeit des großen Baubooms in den sechziger Jahren bereits in Kraft gewesen wäre. Diese Frage ist Vergangenheitstheorie, denn angesichts der durch den Bauboom verursachten Abbrüche hat niemand nach dem Erlaß des Denkmalschutzgesetzes geschrien, nicht einmal die Denkmalpfleger, weil sie am besten wußten, wie sie mit ihren Bewahrungsversuchen von den damaligen Zeitgenossen, auch in den schließlich entscheidenden Behörden als „romantische Rauschebärte“ belächelt wurden.



Das Großherzoglich Badische Amtshaus in Baden-Baden, 1842/43 von dem Weinbrenner-Schüler Friedrich Theodor Fischer erbaut, sollte 1978 abgebrochen werden. Nun wird das Gebäude in ein großes Badehotel einbezogen. Zehn Jahre lang wurde sein Abbruch betrieben. Nur das Denkmalamt betrieb unbeirrt seine Erhaltung. 1979 beschloß die Landesregierung, daß nicht abgebrochen werde

(Foto: LDA Karlsruhe, Aufnahme A. Westermann)

Das neue Denkmalschutzgesetz, das zweite Landesgesetz in der Bundesrepublik Deutschland, wurde auf der Woge eines aufgrund der Nachkriegserfahrungen rapide wachsenden öffentlichen Interesses an der Erhaltung von Werten und körperlichen Werken der Geschichte, der Kunst und der Heimat erlassen, die dann 1975 im „Jahr des Denkmalschutzes“ ihren Höhepunkt fand. Die große Bauwelle und die mit ihr verbundene Abbruchwelle hatten ihre Ergebnisse gezeitigt. Das Verbliebene verlangte nach ei-

nem rechtlich fundierten Denkmalschutz, der die Interessen der Allgemeinheit mit den Interessen der Eigentümer, bzw. Besitzer in angemessener Weise, ohne unzumutbares Sonderopfer des Betroffenen, zu ordnen sucht mit dem Ziel, Denkmäler zu erhalten, selbst dann, wenn die Eigentümer nicht erhalten wollen.

Für das vordem „gesetzlose“ Nordbaden gab es im Bereich des Denkmalschutzes folgende neue Fakten:

- Alle Bau-, Kunst- und Kulturdenkmale standen nun wieder unter Schutz, sofern dieser aus Gründen des öffentlichen Interesses zu fordern und zu begründen ist. Dieser Schutz ergibt sich aus der Generalklausel des § 2. Es bedarf keiner Eintragung in ein Denkmalsbuch, in ein Verzeichnis oder in eine Denkmalliste. Diese wichtige Generalklausel hat die Novellierung des Denkmalschutzgesetzes vom 6. Dezember 1983²¹⁾ überstanden.
- Auch das Innere der Baudenkmäler steht unter Denkmalschutz.²²⁾
- Auch Sachgesamtheiten, etwa die Gartenstädte in Karlsruhe oder Mannheim, stehen kraft Gesetzes seit 1. Januar 1972 unter Denkmalschutz.
- Das Regierungspräsidium in Karlsruhe wird als höhere Denkmalschutzbehörde ermächtigt, durch Rechtsverordnung Gebiete, die nach begründeter Vermutung bedeutende Bodendenkmale bergen, zu Grabungsschutzgebieten zu erklären. Grabungen und Nachforschungen bedürfen dann der Genehmigung des Landesdenkmalamtes.
- Dagegen sind nun nicht alle Straßen- und Ortsbilder gegen Beeinträchtigungen geschützt, wie zur Zeit der Gültigkeit der Badischen Landesbauordnung vor 1965, sondern nur die vom Regierungspräsidium erklärten Gesamtanlagen. Da Rechtsverordnungen zum Schutze von Straßen-, Platz- und Ortsbildern gegen wesentliche Veränderungen des bestehenden Bildes nur „im Einvernehmen“ mit der Gemeinde möglich waren, ist der „Ensembleschutz“ vom Belieben der Gemeinde abhängig gemacht. — Seit Inkrafttreten des novellierten Denkmalschutzgesetzes am 1. Januar 1984 ist es in konsequenter Fortsetzung der Zuständigkeitsdelegation von Staatsaufgaben an die Städte und Gemeinden nun Angelegenheit der Gemeinden selbst, Schutzverordnungen für ihr Ortsbild zu erlassen. Der Staat hat sein Recht völlig aufgegeben,

„staatlichen“ Denkmalschutz für Gesamtanlagen zu verordnen.

- Wie sehr sich andererseits das Erhaltungsinteresse auf alle Objekte von Bedeutung im wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Sinn, nicht nur auf Objekte von besonderer Bedeutung ausgeweitet hat, läßt sich daran erkennen, daß die Denkmäler, die in den aufgrund von § 34 der Badischen Landesbauordnung von 1907 angelegten Verzeichnissen geführt wurden, unter besonders intensiven Schutz gestellt wurden.²³⁾ Jede Maßnahme an diesen „eingetragenen“ Denkmalen ist genehmigungspflichtig. Außerdem sind, wie schon mit der Badischen Landesbauordnung, erhebliche Beeinträchtigungen ihrer Umgebung nicht zu genehmigen.²⁴⁾

In Südbaden, im Gültigkeitsbereich des Badischen Denkmalschutzgesetzes von 1949, haben sich dagegen nur im Bereich des Denkmalschutzes für Kirchen, die vom staatlichen Denkmalschutz befreit waren, Verbesserungen ergeben. — Im Bereich der Ensemble-Denkmalpflege war allerdings ein vom guten Willen der Gemeinde unabhängiger, sachgerechter Ortsbildschutz fernerhin nicht mehr möglich. — Das Maß der Bestrafung wurde bei (vorsätzlicher) Zerstörung eines Kulturdenkmals von bis zu einem Jahr Gefängnis auf maximal DM 20 000,— zurückgenommen. Um Verstößen gegen den Denkmalschutz nicht länger den Charakter einer Bagatelle zu geben, wurden die Geldbußen mit der am 1. Januar 1984 in Kraft getretenen Gesetzesnovellierung auf bis zu DM 100 000,—, in besonders schwierigen Fällen bis zu DM 500 000,— angehoben.²⁵⁾

Das wichtigste Ergebnis des Denkmalschutzgesetzes im ganzen Land, nicht nur im denkmalrechtlosen Nordbaden, war die Klärung der Zuständigkeit im Genehmigungsprozeß für oder gegen die Erhaltung des Kulturdenkmals. Mit dem Gesetz wurden eigene Denkmalschutzbehörden geschaffen, die mit

der Fachbehörde Landesdenkmalamt in rechtlich vorgezeichneter Weise zusammenzuarbeiten haben. Ihnen, nicht dem Landesdenkmalamt, obliegt der Geschäftsbereich Denkmalschutz in Zuständigkeit und Verantwortung. Dies muß jedem badischen Denkmal- und Heimatfreund mit Nachdruck gesagt werden, der sich wegen Denkmalabbrüchen beschwerdeführend an das Denkmalamt wendet: Die Entscheidungen fallen nicht im Denkmalamt, sondern in den Denkmalschutzbehörden. Dort liegt die Verantwortung.

Denkmalschutzbehörden sind seit Inkrafttreten der Änderung des Denkmalschutzgesetzes vom 6. Dezember 1983²¹⁾ am 1. Januar 1984

- die Gemeinden, die auch Zuständigkeit im Baurecht besitzen,
- die Landratsämter,
- die Regierungspräsidien,
- das Innenministerium.

Diesen Denkmalschutzbehörden steht das Landesdenkmalamt als Fachbehörde gegenüber, in seiner Wirksamkeit nach außen ebenfalls mit den Kompetenzen einer Denkmalschutzbehörde ausgerüstet, wenn es darum geht, widerrechtliche Abbrüche (mit polizeilichem Verfügungsrecht) zu unterbinden. — Nur die unterste Ebene der Denkmalschutzbehörden ist in ihren Entscheidungen an die begründeten, auf Erhaltungswürdigkeit und Erhaltungsfähigkeit bezogenen Gutachten des Landesdenkmalamtes gebunden. Kommt das erforderliche „Einvernehmen“ zwischen der unteren Denkmalschutzbehörde und dem Landesdenkmalamt nicht zustande, entscheidet die Aufsichtsbehörde nach „Anhörung“ des Landesdenkmalamtes. Zwölf Jahre nach Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes kann festgestellt werden, daß die Zuständigkeitszuweisung der Denkmalschutzaufgaben an eigene Behörden sich bewährt hat, wenn diese Behörden die sich aus dem Denkmalschutzgesetz ergebende Verantwortung für die Erhaltung und Pflege

der Kulturdenkmale unseres Landes fühlen und zu übernehmen imstande sind. Dies ist letztlich eine Frage der Bildung der in diesen Behörden tätigen Beamten.

Auch der vom Denkmalschutz betroffene Bürger hat mit der Devolutiv-Regelung der Zuständigkeit im Entscheidungsverfahren über sein Eigentum den Vorteil mehrfachen Vortrags seiner Interessen auf den verschiedenen Entscheidungsebenen. Er kann in jeder Phase die Entscheidung der Gerichte anrufen.

Da in einem Rechts- und Kulturstaat nicht nur die Denkmäler der Kultur und der Geschichte, sondern auch das Eigentum staatlichen Schutz genießen, entscheiden die Denkmalschutzbehörden über

- die Schlüssigkeit des denkmalamtlichen Gutachtens zur Erhaltungswürdigkeit und Erhaltungsfähigkeit;
- die Zumutbarkeit des Erhaltungsansinens aus Gründen des öffentlichen Interesses;
- etwaige Entschädigungsforderungen;
- Kollisionen des öffentlichen Interesses Denkmalschutz mit anderen öffentlichen oder privaten Interessen in einem (möglichst) objektiven Abwägungsprozeß.

An den zunehmend schwierigen Aufgaben des Denkmalschutzes wirken also viele Behörden mit, die mit dem Landesdenkmalamt korrespondieren. Um 1960 waren die Angelegenheiten des Denkmalschutzes ohne Ansehen und deshalb ungeliebtes Geschäft von Beamten im Wartestand auf Beförderung oder im Abstellgleis einer erhofften Karriere. Heute sind diese Positionen nur noch bei einigen unteren Denkmalschutzbehörden ausgesprochen schwach besetzt. Es versteht sich von selbst, daß in diesen Bereichen die Abwägungs-Entscheidungen nicht befriedigen. Denkmalschutz hat generell mit „Qualitäten“ zu tun, mit Qualitäten unserer strapazierten Umwelt; Abwägungen im Denkmalschutz dagegen meist mit „Quantitäten“. Diese Schwierigkeit tritt dann auf, wenn ein

historisches Gebäude auf einem großen Grundstück in schöner Lage einer neuen Wohnanlage weichen soll. Jenes wird dann zum Ärgernis, da diese doch ein dringendes Bedürfnis nach Wohnungen, Renditen und Arbeitsplätzen erfüllt.

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Mit Inkrafttreten des neuen Denkmalschutzgesetzes am 1. Januar 1972 sind die selbständigen, den Regierungspräsidien nachgeordneten Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in Karlsruhe (seit 26. August 1853 bzw. 7. Dezember 1934) und Freiburg (seit 1948) und das Staatliche Amt für Ur- und Frühgeschichte Freiburg (seit 1946) als Außenstellen in das dem Kultur-, dann dem Innenministerium in Stuttgart nachgeordneten Landesdenkmalamt Baden-Württemberg mit Präsidialsitz in Stuttgart eingegliedert worden. Die badische Denkmalpflege ist zu einer Landesdenkmalpflege in Baden geworden.

Ein Jahr später, am 1. Januar 1973, gingen im Rahmen einer Neuordnung des Landes Baden-Württemberg im Zuge der Kreisreform einige Gebiete des aus dem 1806 gebildeten Großherzogtum hervorgegangenen Landes Baden in die ehemals württembergische Verwaltung hinüber, so das Gebiet der ehem. Grafschaft Löwenstein-Wertheim mit der Stadt Wertheim am Main, Eppingen und Gemmingen, das heute von Stuttgart aus betreut wird, während große Gebiete Württembergs, so das Klostergebiet Maulbronn mit der Fauststadt Knittlingen, mit Mühlacker, Neuenbürg, Bad Herrenalb, Bad Liebenzell, Wildbad, Calw, das berühmte Kloster Hirsau, Nagold, die Klosterstadt Alpirsbach, das uralte landwirtschaftliche Kulturgebiet des Gäu um Horb am Neckar und das altwürttembergische Freudenstadt heute von Karlsruhe aus bearbeitet werden. Auch zwischen den nord- und südbadischen Bezirken, Ergebnisse der Besetzungszonen, gab es Verschiebungen der Verwaltungsgrenzen: So ist der Landkreis Rastatt und der Stadtkreis Ba-

den-Baden, sowie der alte Landkreis Bühl mit der Stadt Bühl zur Hälfte, also das Baden-Badener wie auch das Baden-Durlacher Kernland ganz in die Zuständigkeit der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes überführt worden, insoweit selbstverständliche Regulierungen, da doch Karlsruhe vor der Tür liegt. —

Die reiche Kulturlandschaft der übernommenen, ehemals württembergischen Gebiete sind in Karlsruhe allseits in guten Händen, auch in der Denkmalpflege. Der von Karlsruhe aus zu betreuende Zuständigkeitsbereich des Landesdenkmalamtes hat also über die alten Landesgrenzen Badens hinweg außerordentlich zugenommen.

Die Gründung eines Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg als einer direkt dem Ministerium nachgeordneten Landesoberbehörde bezeugt das Gewicht, das der Denkmalpflege in unserem Land nun neu zugemessen wurde. Zur längst erforderlichen Personalvermehrung kam es seinerzeit leider nicht. Diese Notwendigkeit wurde sogar verneint. Lediglich die Stelle des Leiters des vormaligen Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Stuttgart wurde zum Präsidenten angehoben.

Die badischen Denkmalämter in Karlsruhe und Freiburg blieben zwar erhalten, wurden aber Außenstellen der Zentrale in Stuttgart, die sich seitdem um die Einheit der Denkmalpflege müht, eine Aufgabe, die bei vier weit auseinanderliegenden Dienststellen im Lande nicht einfach ist.

Partner der Denkmaleigentümer und der Denkmalschutzbehörden sind, soweit die Gemeindereform nicht neue Zuordnungen geschaffen hat, die alten Ämter, die neuen Außenstellen geblieben. Sie sind zuständig für

- die Denkmalfeststellung im Einvernehmen mit den Denkmalschutzbehörden,
- die Denkmalbetreuung,
- die Beratung der Eigentümer,
- Die Zustimmung im denkmalrechtlichen Verfahren,

- die Bezuschussung der denkmalbedingten Mehrkosten,
- die Grabungen und Funde und
- die Flächenplanungen

in ihrem (neuen) Regierungsbezirk. Welche der alten Zuständigkeiten nun im Zuge der Bildung eines Landesdenkmalamtes nach Stuttgart abgezogen worden sind, bedarf hier keiner weiteren Darstellung, da die Gesprächspartner des Denkmalamtes Karlsruhe dies nicht wahrnehmen, solange der in der ersten Zeit des Landesdenkmalamtes angestrebte Zentralismus nicht weitergehend Platz greift.

Die Denkmalpflege der zweiten Nachkriegsgeneration

Die Denkmalpflege der zweiten Generation nach dem letzten Weltkrieg hat in zunehmendem Maß das Bedürfnis, in die Breite zu wirken. Sie fußt auf einem allgemein fühlbaren Interesse. Das Interesse ist heute vielfach so stark, daß die Denkmalpfleger die Erwartungen nicht erfüllen können, schon bei der Terminierung eines Beratungsgesprächs vor dem Denkmalobjekt.

Die Phase der Reparatur von Kriegsschäden durch die erste Generation wird mit dem 1983 durch das Land Baden-Württemberg begonnenen Bau des Renaissanceschlusses Gottesau in Karlsruhe, ehemals ein Bauwerk von Johannes Schoch, als Musikhochschule endgültig abgeschlossen sein. Dieser Bau wird in der äußeren Gestalt, die er finden wird, einmal das letztlich nicht ganz abgesicherte Ergebnis eines architekturgeschichtlichen Rekonstruktionsauftrags, zum zweiten das Ergebnis der heute sich verbreitenden Anschauung, daß auch die Geschichte und ihre Dokumente herstellbar sind, mit welchen Mitteln auch immer. Denn der Bau, den man zu rekonstruieren sucht, ist seit 1689 nur noch in einigen wenigen Teilen existent.

Im Kirchenbau fällt allgemein auf, daß die in der ersten Generation im „Geschmack“ die-

ser Zeit durchweg geweißelten, entornamentierten und auf das „Wesentliche“ beschränkten Kirchen des 19. Jahrhunderts heute mit Hilfe der Denkmalpflege zurückrestauriert werden. Die große Weiß- oder Graumacherei hat zu Ergebnissen geführt, deren Beseitigung zugunsten einer beachtlichen, zum Teil schablonierten Farbigkeit jetzt von den Kirchengemeinden vehement gewünscht wird. Die Bildwerke, der Dekor des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, selbst einfache Quadermalerei, haben in einer Zeit totaler Ornamentlosigkeit auch angesichts der Verluste, die die Einstellung der 60er Jahre mit sich brachte, neue Wertigkeit. Man erkennt die Taten und Leistungen dieser Zeit nun historisch, nicht nur auf dem Podest einer radikalen Kunsttheorie, die diese „Schnörkel“ aus der Zeit der Jahrhundertwende bilderstürmerisch beseitigte. Die Zeit der Großväter wird entdeckt und, wo weggestrichen, wieder aufgedeckt und restauriert, gerne akzeptiert. Der gotisierende „Historismus“, aufgekommen bei dem Großherzoglichen Oberbaudirektor und Klassizisten Friedrich Weinbrenner, fortgesetzt von seinem Schüler und Nachfolger Heinrich Hübsch und von Friedrich Eisenlohr, dann der romanisierende Historismus und der Renaissance-Historismus z. B. des Polytechnikum-Professors Josef Durm, dem wir u. a. das Erbgroßherzogliche Palais in Karlsruhe verdanken, sind heute nicht mehr die von der Kunsttheorie des 1. Viertels des 20. Jahrhunderts verdammten Kunstrichtungen, die mit Kitsch und Schwulst gleichgesetzt werden. Noch vor zwanzig Jahren bescheinigte man der Zeit ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts im Bereich der Architektur, Plastik, Malerei und Möbelschreinerei Kunstlosigkeit, Kopistentum und Ekklektizismus. Damit waren die Produkte dieser Epoche höchst gefährdet, denn auch die Denkmalpfleger waren verstellt von der Kunsttheorie unseres Jahrhunderts.

Die Denkmalpflege hat sich — dem allgemeinen Bewußtsein weit voraus — dieser Bauten

etwa gleichzeitig mit der Kunstgeschichte angenommen. Nun entstanden und entstehen an Universitäten Forschungsarbeiten über die großen Vertreter des Historismus Friedrich Theodor Fischer, Josef Durm und über den größten Vertreter des Jugendstils in Karlsruhe: Hermann Billing.

Der Historismus ist heute eine anerkannte Kunst, obgleich einige Vertreter der Denkmalschutzbehörden ihre auf die Schulzeit zurückzuführenden Vorurteile noch immer weiter transportieren. Dies muß kritisch gesehen werden, da diese alten Vorurteile in Entscheidungen über Erhaltung oder Abbruch noch immer Platz greifen können.

Mit der allgemeinen Anerkennung des Historismus, die sich z. B. in Mannheim mit der Erhebung des historistischen Wasserturms Halmhubers von 1885/86 zum Wahrzeichen der Stadt zeigte, hat sich das Arbeitsfeld der Denkmalpflege außerordentlich ausgeweitet. Sie wendet sich den großartigen Palais, Villen und Stadthäusern dieser Zeit in Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg und Baden-Baden ebenso zu, wie den zahlreichen Kirchenbauten, Rathäusern und Bahnhöfen im ganzen Land. Die Erhaltung der historistischen Stadterweiterungen in ihrem besonderen Charakter ist eine arbeitsintensive Aufgabe des Landesdenkmalamtes.

Das unmittelbar nach dem Kriege von den Wissenschaftlern der Kunstgeschichte, von den Architekten und auch von den Denkmalpflegern angestrebte Prinzip der „Stilreinheit“, die das Restaurierungskonzept bestimmte, gehört seit etwa 10 Jahren der Vergangenheit an. Wir sehen und würdigen heute die Taten und Ergebnisse des Handelns aller Zeiten der Geschichte, auch der neueren Geschichte. Die in den Jahren 1957–1971 durchgeführte Restaurierung des Kaiserdomes in Speyer wird heute sowohl begeistert gewürdigt als auch als „präparathaft“ kritisiert. Die unter dem 1969 verstorbenen Baugeschichtslehrer der TH Karlsruhe *Arnold Tschira* 1964–1969 durchgeführte Restaurierung der spätromanischen Abteikir-

che in *Schwarzach* mit der Reduktion der in der Barockzeit erweiterten Seitenschiffe auf die ursprüngliche romanische Form²⁶) gehört als typisches Beispiel in diese Zeit. Das ebenfalls auf Stilreinheit angelegte Restaurierungskonzept ist durch die in Anlehnung an sichere Befunde geschaffene Farbigkeit des Innenraums allerdings stark gemildert. Heute hat man im Bewußtsein, daß nicht jede Generation das beseitigen darf, was ihr, aus welchen zeitbedingten Gründen auch immer, nicht gefällt. In der Summe wäre ein Kahlschlag das zu erwartende Ergebnis.

Die zweite Nachkriegsgeneration hat sich der Erhaltung historischer Substanz verschrieben, der generellen, umfassenden Erhaltung, gleich ob sichtbar oder — überlagert — verborgen. Sie arbeitet ohne Vorurteile, ohne vorschnelle Urteile und ohne Auslese nach unreflektierten Wertbeurteilungen. Trotzdem geht historische Substanz weiter unwiederbringlich verloren, weil sie zerfällt oder weil sie den Erfordernissen der Nutzung oder angeblicher Nichtnutzbarkeit geopfert werden muß.

Die lange Jahre leerstehende katholische Kirche in *Rastatt-Niederbühl*, ein Bau des späten 18. Jahrhunderts, ist gefallen. Dagegen sind die Abbruchanträge für die ebenfalls wegen Neubauten nicht mehr genutzten Kirchen in *Bretten-Büchig* und *Wilferdingen* (Gde. Remchingen-Wilferdingen, Enzkreis) vom Regierungspräsidium als der höheren Denkmalschutzbehörde rechtswirksam abgelehnt. Man wird für diese Bauten neue Nutzungen finden müssen. — Die vom Abbruch bedrohte Kirche in *Eichtersheim* (Gde. Angelbachtal-Eichtersheim, Rhein-Neckar-Kreis) ist als Atelier des weit über unser Land hinaus bekannten und bedeutenden Bildhauers Jürgen Goertz hervorragend umgenutzt. Hier arbeitet ein moderner Bildhauer in einem historischen Raum und Rahmen, den er mit liebevoller Sorgfalt und großem Verständnis instandgesetzt hat.

An den großen herausragenden Kirchen in Nordbaden, meist aus empfindlichem Sand-

stein errichtet, greift ein Problem, immer deutlicher erkennbar, um sich: das Problem der Zerstörung des Natursteins durch den sauren Regen. Bei einigen Bauten, die 300, ja 600 Jahre stehen, sind im Laufe der Jahrhunderte nur vergleichsweise kleine Schäden aufgetreten, die mit einfachen Mitteln restauriert wurden. Nun setzen die Auswirkungen der Industrialisierung am ganzen Bauwerk ein. Der durch Abgase angereicherte Regen zerfrißt die Steine umfänglich seit 50 Jahren stärker als die Bewitterung seit 250 Jahren vorher. Vorkehrungen können nicht getroffen werden. Die Verursacher sind zum Problem geworden für Natursteinbauten, für Natursteinbildwerke, für den Wald und für die Bevölkerung in dichtbesiedelten Industrieländern.

Es ist nicht möglich, hier die wichtigen Erhaltungsmaßnahmen im nordbadischen Raum aufzuzählen oder die Ergebnisse archäologischer Untersuchungen darzustellen. Dieser also in jeder Weise unvollständige Bericht sucht vielmehr einige Schlaglichter zu setzen, um den Geschäftsbereich eines Denkmalamtes in den achtziger Jahren zu verdeutlichen: Zur traditionellen Tätigkeit des Denkmalamts gehörte die Betreuung des Schlosses der Markgräfin Augusta Sybilla in *Ettlingen*, das nach jahrzehntelanger Instandsetzung aus einer Kaserne wieder zum Schloß, zum kulturellen Zentrum der Stadt verwandelt werden konnte, indem man die verbliebenen Reste seiner ehemaligen künstlerischen Ausstattung — in der Hauptsache die kostbaren Bandelwerkstückdecken — zum barocken Raumentsemble ergänzt hat, eine Maßnahme, in deren Kosten sich die Stadt als Eigentümerin des Schlosses und das Land aus Mitteln der Denkmalpflege geteilt haben.

Auch andere Schlösser im Lande, teilweise ausgesprochene Sorgenkinder des Landesdenkmalamtes, wurden durch eine auf die Denkmalbelange abgestimmte Umnutzung und Instandsetzung erhalten, so das Schloß in *Eichtersheim* zum Rathaus der Gemeinde

Angelbachtal-Eichtersheim und das Schloß in *Michelfeld* zum Privathaus. Das Schloß Karlsburg, das Residenzschloß der Durlacher Markgrafen seit Karl II. in *Karlsruhe-Durlach*, nur noch als „Kaserne“ im Bewußtsein der Karlsruher, wird gegenwärtig saniert und als Kulturzentrum Durlach neue Verwendung finden. Das Neue Schloß in *Baden-Baden*, das Markgraf Max zu veräußern gedenkt, bereitet dem Land und der Denkmalpflege Sorge hinsichtlich seiner Verwendung und seiner Behandlung in Zukunft. Das kurfürstliche Wasserschloß in *Mosbach-Lobrbach* wird gegenwärtig mit großen Anstrengungen von einer Gruppe junger Idealisten Zug um Zug der Aussichtslosigkeit einer Erhaltung im Ganzen entrisen. Diese Schritt vor Schritt vorangetriebene Instandsetzung gleicht einer Robinsonade. — In *Baden-Baden* konnte mit dem Vortrag des Denkmalamts das Großherzoglich-Badische Amtshaus, die spätere Polizeidirektion, von Friedrich Theodor Fischer 1842/42 errichtet, mit einer Entscheidung des Kabinetts vom 6. 2. 1979 erhalten werden. Dieses Gebäude wird nun in eine Hotelplanung einbezogen. — In *Eberbach* konnte das interessante spätmittelalterliche und in *Stein* (Gde. Königsbach-Stein, Enzkreis) das barocke Badhaus, in *Mosbach* das schönste Fachwerkhaus der Renaissancezeit im Lande, das sog. Palm'sche Haus von 1601 und in *Heidelberg* die historische Stadthalle erhalten, saniert und für heutige Ansprüche ausgestattet werden. — In *Schwetzingen* wurden die schönsten Häuser am Marktplatz vor dem Schloß, das Gasthaus zum Goldenen Hirsch und das ehemalige Wohnhaus des Baumeisters Franz Wilhelm Rabaliatti saniert. Dabei konnte der historische Charakter dieser Barockhäuser durch befundgetreue Rekonstruktion von Einzelheiten bis zur Farbfassung des Äußeren hin verdeutlicht werden. — Das Schwetzingener Schloß, seit einigen Jahren der Besichtigung entzogen, hat große Reparaturen im statischen Bereich hinter sich. Nach der Fertigstellung wird es hier möglich sein, ein

Schloß mit seiner Ausstattung aus der Zeit der badischen Großherzöge zu erleben. Im Schwetzingen Schloßgarten mußte das Land als Unterhaltungsträger beginnen, die Lindenalleen wegen altersbedingter Baufähigkeit zu erneuern, eine Maßnahme, die wegen der Eingriffe in den Grünbestand von der Bevölkerung kritisch begleitet wird. Es kann im Schwetzingen Schloßgarten allerdings nicht darum gehen, jeden grünen Busch zu erhalten, sondern den Garten in seiner Sachgesamtheit als ein Kunstwerk von großartiger Wirkung und Aussagekraft: als Kulturdenkmal. Der Schwetzingen Garten ist nicht nur ein Freizeitangebot für Waldgänger, sondern ein Kulturangebot für den Freizeitbürger. Leider ergeben sich hier immer wieder unnötige Interessenskonflikte bei der Erörterung der Erhaltungsziele, obwohl das Landesdenkmalamt im Denkmalschutzjahr 1975 ein internationales Symposium mit dem Thema: „Historische Gärten und Anlagen“ veranstaltet hat, mit dem Ziel, hier die Belange und Interessen des Denkmalschutzes darzustellen. — In *Mannheim* entstand das große Marktplatzdenkmal mit der Figurengruppe des Bildhauers Peter van den Branden von 1719 und seinem hohen Brunnensockel von 1767 nach mühsamer Eliminierung der Ergebnisse dilettantischer Reparaturen bei der dringenden Instandsetzung seiner Architektur und Bildhauerei durch den Ladenburger Bildhauer und Restaurator *Hans Volker Dursy* aus Stücken in neuer Pracht. — Das stark durch die Neckaruferbebauung bedrängte, durch Auszug der Feuerwehr vom Abbruch bedrohte Gebäude der Alten Feuerwache am Neckarufer der Nordstadt, ein markanter Bau des Mannheimer Jugendstils, dessen Turm ein Stadtzeichen ist wie der Jugendsturm des Bezirksamtes in Pforzheim, konnte aufgrund des denkmalpflegerischen Votums gegen die Meinung Vieler erhalten, durchgebaut, wieder mit einem Dach in der ursprünglichen Form versehen und für kulturelle Zwecke umgenutzt werden. — Hunderte von Steinbauten und

Fachwerkhäusern im Lande sind saniert und mit allerdings sehr wechselndem Geschick den heutigen Wohnervartungen angepaßt worden. Erfolgsadditionen dürfen allerdings nicht blind machen für die Tatsache, daß sich die Baudenkmäler unseres Landes Tag für Tag entweder durch die von Denkmalschutzbehörden getroffenen Entscheidungen oder aber durch Substanzzerfall infolge Nichtnutzung vermindern. An den Denkmälern selbst vermindert sich der Anteil historischer Substanz durch erforderlichen Austausch. Das Dorf, nicht als Thema der Verschönerung, sondern als Aufgabe der Dorfentwicklung, bereitet der Denkmalpflege große Sorgen wegen der Umstrukturierung der Landwirtschaft. Von den Hofanlagen verbleibt allenfalls das Wohnhaus und in wenigen Fällen der Stall. Die heute nicht mehr genutzte Scheune wird abgebrochen, wenn Unterhaltungsmaßnahmen erforderlich werden oder der Umzug in einen Neubau angestrebt wird. Damit verändert sich die dörfliche Struktur auch im baulichen Bereich, der historisch gewachsen ist. Die Dörfer werden mehr und mehr zu Vorstädten mit etwas größerem Grünanteil. Die seit 20 Jahren laufende maschinenbedingte Umstrukturierung des Dorfes kann die Denkmalpflege nicht aufhalten. Selbst wenn die Dörfer durch Rechtsverordnung des Regierungspräsidiums unter Denkmalschutz gestellt sind²⁷⁾, wie etwa Seckenheim²⁸⁾, wird es nicht gelingen, die dort ortsbildbestimmenden großen Tabakscheuern zu erhalten.

Die Beachtung des historisch geprägten baulichen Ensembles, der Gesamtanlage einer Straße, eines Platzes, eines Ortes war in Nordbaden ebenso wie in Württemberg nur über bebauungsplanerische Festlegungen und Satzungen möglich. Der Erfolg solcher baulitplanerischen Regelungen wird z. B. im fränkischen Dinkelsbühl und andernorts spürbar: Ein derart konsequentes Interesse an der Erhaltung des Ortsbildes wird nur in *Ladenburg* spürbar. In *Dilsberg* (Stadt Neckargemünd, Rhein-Neckar-Kreis) und in

Bauschlott (Gde. Neulingen, Enzkreis) sind Ansätze erkennbar. Die historischen Gesamtanlagen *Ladenburg* und *Gernsbach* sind seit 1983 unter Denkmalschutz gestellt.²⁹⁾ In *Karlsruhe-Durlach*, *Heidelberg*, *Mosbach*, *Nekarkargemünd-Dilsberg* und *Neulingen-Bauschlott* u. a. müssen die Gemeinden erst noch bewegt werden, ihren historischen Ortskern nicht nur pfleglich zu behandeln, sondern diesen konsequent unter Denkmalschutz zu stellen. Auch dieses ist ein denkmalpflegerisches Ziel. Man wird dies tun, sobald die gewählten Vertreter in den Gemeinderäten, sobald die Verwaltungen der Städte und Gemeinden und die Bürgermeister im Lande erkannt haben, daß Denkmalschutz keine Maßnahme gegen die „Sachzwänge“ und „Forderungen“ der Gegenwart ist, sondern eine Maßnahme für die Qualität der Zukunft ihres Ortes.

Archäologische Denkmalpflege

Durch den allgemeinen Bau- und Sanierungsbetrieb im Lande ist die archäologische Denkmalpflege gleichfalls voll beschäftigt. Sie ist personell außerstande, auf jede Fundmeldung mit einer Grabung zu reagieren. Trotzdem ist es gelungen, das landesgeschichtliche Wissen anhand der Bodenerkundungen zu vertiefen und zu verbreitern.

Das römische *Ladenburg* ist Grabungsschwerpunkt. In *Osterburken* (Neckar-Odenwald-Kreis) ist ein zweites römisches Militärbad aufgedeckt und in einer Halle konserviert worden. Der Fund hervorragender Weihesteine römischer Soldaten in situ ist ein Gewinn für den dem Stadtbild durch einen modernen Brückenbau zugefügten Schaden. In *Ettlingen* konnten die Kenntnisse um die Frühgeschichte der Martinskirche und der römischen Siedlung in diesem Bereich abgeordnet werden. In *Stettfeld* (Gde. Ubstadt-Weiher, Landkreis Karlsruhe), *Wiesenbach* (Rhein-Neckar-Kreis), *Baden-Baden*, *Hokkenheim* (Rhein-Neckar-Kreis), in *Elztal-Neckarburken* (Neckar-Odenwald-Kreis)

und in *Pforzheim* führten Grabungen des Landesdenkmalamtes zu wichtigen Ergebnissen. — Die Archäologie des Mittelalters hat in *Eschelbronn* (Rhein-Neckar-Kreis) eine bisher nicht bekannte mittelalterliche Wasserburg, in *Bruchsal* die ehemalige Bischofsburg und in *Wiesenbach* eine bisher nicht bekannte dreischiffige Propsteikirche mit Krypta unter der alten katholischen Kirche freigelegt. Das mittelalterliche Kloster auf dem *Heiligenberg* bei Heidelberg wurde anlässlich einer finanziell überwiegend vom Land³⁰⁾ und von der Stadt getragenen Sanierung der zerfließenden Ruine erneut untersucht.³¹⁾ Hier wird man nach der wissenschaftlichen Bearbeitung mit der Publikation neuer Erkenntnisse zu diesem frühen Denkmal unseres Landes rechnen können. Es werden erstmals die Ergebnisse aller bisherigen Grabungen zur Darstellung kommen.

Ausblick

Die Denkmalpflege, insbesondere die Baudenkmalpflege, hat heute mehr und mehr Anlaß, ihren Standpunkt und ihre Ziele zu erklären. Sie droht sonst zum großen Mißverständnis zu werden. Laut Meinungsumfragen bejahen über 90 Prozent der Bevölkerung die Denkmalpflege. Dabei wird nicht untersucht, was unter Denkmalpflege verstanden wird. Wenn man einen Querschnitt zieht durch viele Beratungsgespräche landauf landab, so ist zu erkennen, daß die Denkmalpflege für die „Schönheit der Bauten“ oder für „die schönen Bauten“ für zuständig gehalten wird. Andererseits macht der Denkmalpfleger immer wieder die Erfahrung, daß der historisch geprägte Bau, zumal im verlotterten Zustand, nicht als Denkmal angesehen wird. Die Generalklausel des Denkmalschutzgesetzes unseres Landes, die besagt, daß alle Denkmäler unter Schutz stehen³²⁾, kommt erst gar nicht zur Anwendung, es sei denn, es bestehen Hinweise in Form von Denkmallisten. Ein denkmalrechtliches Verfahren wird erst gar nicht angestrengt, weil

(vorgeschützte oder tatsächliche) „Unwissenheit“ als Entschuldigungsgrund dient. Politische Zielsetzungen wie „weniger Staat, mehr Freiheit“³³⁾ machen den Staat zu einem freiheitsbeschränkenden Ungeheuer und den Bürger zu einem die große Freiheit suchenden Willkür-Gebraucher. Das Verlangen der Denkmalpflege, das Eigentum zum Wohle der Allgemeinheit zu gebrauchen³⁴⁾ — Grundlage des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege im demokratischen Rechtsstaat — wird heute in unserem Land als staatlich diktierte Unfreiheit in der Verfügungsgewalt über „das Eigentum“ empfunden. In diesem Spannungsfeld steht heute der Konservator mehr denn je, da er vermehrt auf erhaltungswürdige Objekte im Lande hinweist, die nicht von selbst und nicht jedem sofort einleuchtend als Kulturdenkmäler erkennbar sind. Er ist es, der für die Allgemeinheit, d. h. für uns alle die Denkmäler benennt. Er tut dies aufgrund des vorwiegend im Landesdenkmalamt und in den Denkmalräten in Karlsruhe, Freiburg, Stuttgart und Tübingen³⁵⁾ zusammengefaßten Spezialwissens. Der Konservator muß sagen, wo Kulturdenkmale sind, und er ist es, der den Denkmalwert auf der Grundlage der Definitionen des Denkmalschutzgesetzes zu begründen hat. Für die Erhaltung im öffentlichen Interesse gibt es wissenschaftliche, künstlerische oder heimatgeschichtliche Gründe.³⁶⁾ Die mit Begründungen abgesicherten Hinweise führen dann zu den Entscheidungen der Denkmalschutzbehörden über Denkmaleigenschaft und Denkmalerhaltung. Es versteht sich von selbst, daß der Denkmalpfleger für jeden Denkmaleigentümer dankbar ist, der aus freien Stücken und aus eigener Überzeugung mit dem Denkmalamt positiv zusammenarbeitet und dessen Rat und (im Rahmen des möglichen) dessen finanzielle Hilfe annimmt. Das sind die Hauseigentümer, die auch in der Zeit ohne Denkmalschutz in Nordbaden selbstverständlich mit der Denkmalpflege zusammengearbeitet haben.

Das Maß der Denkmalpflege im Lande wird durch die finanziellen Zuwendungsmöglichkeiten und das handelnde Personal des Landesdenkmalamtes bestimmt. Jeder der in der Baudenkmalpflege tätigen Konservatoren hat im Durchschnitt zwei große Kreise³⁷⁾ zu betreten. Er betreibt dieses in Teilen selbstverständliche, in Teilen sehr umstrittene Geschäft ohne jeden nennenswerten Unterbau im Amt bis hin zur Klärung der schon komisch anmutenden Fragen ob der Denkmaleigentümer „vorsteuerabzugsberechtigt“ ist! — Der Konservator ist schlichtweg für alles zuständig. Nur die Entscheidung über die Denkmalerhaltung hat man ihm abgenommen. Er hat qualifiziert begründet auf Denkmalwerte aufmerksam zu machen; er erklärt einer Gemeinde, warum die „originale Wiedererrichtung“ eines abgebrochenen Denkmals keine denkmalpflegerische Maßnahme ist; er spricht mit Architekten über die Angemessenheit von Instandsetzungsmaßnahmen mit dem Ziel, die immer häufiger angestrebte „Totalauskernung“ des Denkmals abzuwenden; er berät mit Restauratoren und Sachverständigen über den Denkmalbestand und die zur Sanierung anzuwendende Therapie; er leitet denkmalrechtliche Verfahren ein, nimmt zu diesen Stellung, beeinflusst Entscheidungsprozesse, rechnet Zuschüsse, stellt Steuerbescheinigungen aus, prüft Rechnungen und Nachweise und tritt vor Gerichten als Gutachter oder Zeuge auf. Es darf hier verdeutlicht werden, daß Denkmalpflege heute eines ungeheueren persönlichen Einsatzes bedarf. Der Baudenkmalpfleger, stets auf der Grundlage seiner Überzeugungskraft in Streitgespräche zugunsten der Denkmalerhaltung verwickelt, gewinnt heute nur Anfeindung, keine Anerkennung. Im ständigen Streß zugunsten der Denkmale im Lande fühlt er sich — trotz gelegentlicher Worte der Zuwendung von politischer Seite — alleine gelassen mit seinem öffentlichen Auftrag, als Einzelkämpfer im Amtsverband. Die Denkmalpflege auch unseres Landes hat sich angesichts des mit der wirtschaftlichen

Prosperität zusammenhängenden, ungeheuren Veränderungsdrucks von einem obrigkeitlichen Mäzenatentum durch die Wirksamkeit des Denkmalschutzgesetzes zu einer rechtsbezogenen Tätigkeit entwickelt, die auch dann stattfindet — selbstverständlich im Rahmen des Zumutbaren —, wenn keine Zuschußmittel zur Verfügung stehen würden. Zuschüsse sind eine freiwillige Leistung des Landes.³⁸⁾

Die kulturpflegerische Aufgabe, Denkmalwerte unseres Landes, unserer Geschichte, unserer Heimat zu erhalten, bedarf in der heutigen Ordnung der Gesellschaft und des Staates einer Lobby. Daß diese heute fehlt, gereicht der Denkmalpflege und den Denkmalpflegern mehr und mehr zum Nachteil. Hier kann der Denkmalpfleger nur hoffen

- auf die Denkmaleigentümer, die vertrauensvoll mit „ihrem“ Denkmalpfleger zusammenarbeiten;
- auf die Geschichts-, Kunst- und Altertumsvereine im Lande und ihre Mitglieder und, wie Ladenburg lehrt (siehe oben S. 499);
- auf die Heimatbünde und das Engagement ihrer Mitglieder. Auch der Verein Badische Heimat hat hier eine konkrete Aufgabe zugunsten des gemeinsamen Anliegens der Bewahrung von Werten der Vergangenheit für die Zukunft.

Dieses gemeinsame Anliegen Denkmalpflege ist nicht Luxus, auf den man verzichten kann. Denkmalpflege ist Kulturpflege. Kultur ist heute kein „Überbau“, sondern Grundlage eines menschenwürdigen Lebens im Zeitalter der Maschine.

Anmerkungen

¹⁾ Zur Geschichte der Denkmalpflege in Baden vergleiche Emil Lacroix: Hundert Jahre staatliche Denkmalpflege in Baden. In: Erhalten und Gestalten, 100 Jahre Denkmalpflege in Baden. Badische Werkkunst 1954, Heft 1/2, S. 3 ff.; — Hubert Krins: Die Gründung der staatlichen Denkmal-

pflege in Baden-Württemberg. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1983, S. 34 ff.; Ausstellungskatalog August von Bayer, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe 1975

²⁾ Vgl. hierzu Wolfgang Stopfel: Das Amt des Konservators der kirchlichen Denkmäler in Baden. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1983, S. 105 ff.

³⁾ Zur Entwicklung der archäologischen Denkmalpflege in Baden vgl. August Eckerle: Bodenforschung und Denkmalpflege; ein Jahrhundert Altertumskunde in Baden; — Albrecht Dauber: Zur Geschichte der archäologischen Denkmalpflege in Baden. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1983, S. 47

⁴⁾ 1945 war Arthur Valdenaire, 1946 der TH-Professor Otto Haupt kommissarischer Leiter des Landesdenkmalamtes Karlsruhe

⁵⁾ Landesbauordnung Baden-Württemberg in der Fassung vom 6. 4. 1964 (Ges. Bl. S. 151)

⁶⁾ Art. 97 (Württ. Reg. Bl. S. 333)

⁷⁾ § 34, in der Fassung von 1935 (GVBl. S. 187)

⁸⁾ Artikel 86 LVerf. BW

⁹⁾ Vgl. hierzu Badische Heimat 1951, H. 1

¹⁰⁾ Eine Zukunft für unsere Vergangenheit. Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland. Katalog zur Wanderausstellung 1975—1976. München 1975

¹¹⁾ 1707—1762, stammt aus der Gegend von Ottoberen

¹²⁾ 1966/67

¹³⁾ 1969/70

¹⁴⁾ Für die Bedenkenverwalter sei darauf hingewiesen, daß die Fresken auch von ihren Nachschöpfern signiert und datiert sind

¹⁵⁾ So z. B. im Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio, Baden-Württemberg, bearbeitet von Friedrich Piel. München 1964, S. 375 und in: Reclams Kunstführer: Baden-Württemberg von Herbert Brunner und Alexander von Reitzenstein. Stuttgart 1979⁷, S. 509

¹⁶⁾ Später Ministerialdirigent im Finanzministerium und damit oberster Baubeamter unseres Landes, Professor der Technischen Universität Stuttgart

¹⁷⁾ Später Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes in Heidelberg

¹⁸⁾ So Bundespräsident Scheel im Katalog zur Ausstellung „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“, vgl. Anm. 10

¹⁹⁾ Vgl. hierzu Hans Dörge: Das Recht der Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Kohlhammer Kommentar Stuttgart 1971, S. 104. — Das Gesetz ist im Gesetzblatt für Baden-Württemberg Ges. Bl. 1971, S. 209 veröffentlicht

²⁰⁾ Die Entlassung der Kirchen aus dem staatlichen Denkmalschutz könnte vom Gesetzgeber nur

akzeptiert werden, wenn diese eigene Vorschriften zum Schutz der kirchlichen Kulturdenkmale erlassen und eine eigene Denkmalpflege-Organisation aufbauen würden. — Die seinerzeitigen Bedenken haben sich als unnötig erwiesen. Der staatliche Denkmalschutz erweist sich als eine wirksame Einrichtung gegen die Polyphonie der Laiengremien oder gegen allzu zeitbedingte Theologie zur Wahrung der Geschichtlichkeit, der Tradition und der „Ewigkeit“ eines kirchlichen Bauwerks

²¹⁾ Ges.Bl. 1983, S. 797 (Novellierung vom 6. Dez. 1983)

²²⁾ § 34 Badische Bauordnung hat nur Veränderungen am Äußeren von Bauwerken oder Bauteilen untersagt

²³⁾ § 12 DschG

²⁴⁾ § 15 Abs. 3 DschG

²⁵⁾ Im Nachbarland Rheinland-Pfalz DM 2 000 000,—, in Hessen, Nordrhein-Westfalen und im Saarland DM 1 000 000,—

²⁶⁾ Im sorgfältigen Abwägungsprozeß wegen der statischen Labilitäten

²⁷⁾ Gem. der bis zum 31. 12. 1983 gültigen Fassung des Denkmalschutzgesetzes vom 25. 5. 1971 (Ges.Bl. S. 209) § 19. — Seit 1. 1. 1984 sind die Gemeinden für den Denkmalschutz ihrer Gesamtanlage selbst zuständig, vgl. Neufassung des Denkmalschutzgesetzes vom 6. 12. 1983 (Ges.Bl. S. 797)

²⁸⁾ Verordnung des Regierungspräsidiums Karlsruhe als höhere Denkmalschutzbehörde zum

Schutz der Gesamtanlage „Mannheim-Seckenheim“ vom 18. 10. 1983 (Ges.Bl. 1983, S. 679)

²⁹⁾ Verordnung des Regierungspräsidiums Karlsruhe als höhere Denkmalschutzbehörde zum Schutz der Gesamtanlage „Ladenburg“ vom 1. 12. 1983 (Ges.Bl. 1983, S. 829). — Verordnung „Gernsbach“ vom 18. 10. 1983 (Ges.Bl. 1983, S. 683)

³⁰⁾ Mittelfristiges Schwerpunktprogramm für die Denkmalpflege Baden-Württemberg. Vom Landtag 1979 beschlossen. Es stehen 1,44 Millionen DM für Grabung, Sanierung und wissenschaftliche Auswertung zur Verfügung

³¹⁾ Vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg (Dr. Peter Marzloff)

³²⁾ § 2 DschG

³³⁾ So im Wahlkampf zur Landtagswahl 1984

³⁴⁾ Art. 14 Abs. 2 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. 5. 1949

³⁵⁾ Gem. § 4 DschG. — Vgl. hierzu Peter Anstett: Der Denkmalrat, seine Aufgaben und seine Geschichte. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1983, Sonderheft 2, S. 74 ff.

³⁶⁾ § 2 DschG

³⁷⁾ Stadt- oder Landkreise

³⁸⁾ Vgl. Richtlinien des Innenministeriums für die Gewährung von Zuschüssen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern vom 3. 12. 1980. GABl. 1980, S. 1229, Abs. 1

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“: Der erste Satz der Fontaneschen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, vom Autor durch die Deklaration als Zitat nachdrücklich betont, könnte auch Hebels Kalendergeschichten, Kellers Zürcher Novellen, Hölderlin vaterländischen Gesängen oder Heines „Wintermärchen“ als Motto und Leitmotiv dienen: In jedem Fall geht es darum, das Vertraute aus Abstand wahrer der Sicht als bemerkenswert, besonders und überraschend zu deklarieren und dem scheinbar Selbstverständlichen mit Hilfe nüchterner Distanzierung jene Objektivität zu verleihen, die der Autochthone, der niemals draußen war, notwendig verfehlt, weil er zu jenen gehört, von denen Hölderlin sagt, sie säßen „falsch anklebend der Heimath und der Schwere spottend der Mutter ewig im Schooße“.

Nur die Poesie der Ausfahrer, Exilierten und Vertriebenen kann adäquat beschreiben, was Heimat ist — nicht Dichtung der Nesthocker, die ihr heimeliges Glück im Winkel besingen, Provinzialität für Bodenständigkeit halten und dabei noch glauben, die großen, ihrem Land treu gebliebenen Sänger der Heimat, von Hebel bis Fontane, für sich reklamieren zu können. Der Autor der Kalendergeschichten aber, um ihn als ersten zu nennen, war kein alemannischer Idylliker, sondern ein Weltmann und Sohn der Aufklärung, der französischen Revolution verpflichtet und eingeschworen auf kosmopolitische Ideale wie Urbanität und Toleranz, die ihn, Johann Peter Hebel vom Wiesental, zum Verteidiger der Juden und Anwalt der outcasts und Häretiker machte.

Heimat-Verpflichtung und Weltbürgerlichkeit schließen einander nicht aus: ja, sie bedingen sich gegenseitig . . . in welchem Ausmaß, das beweist — Exempel Nummer zwei — Theodor Fontane, ein Autor, der schon dank seiner Anglophilie unter allen deutschen Schriftstellern vor 1900 der „großstädtischste“ war und eben deshalb den Geist der Provinz, mit seinem Nebeneinander von Idealität und Lächerlichkeit, wie kein zweiter auf den Begriff bringen konnte. Da fuhr einer weit aus, litt unter Heimweh, da plagte sich einer ab, fern von Berlin, den Havelseen und allen Schlössern Brandenburgs, und wußte doch genau, daß ohne Heimweh, ohne Sich-Umtun in der Fremde, ohne große Fahrt und Segel-Setzen in fremden Gefilden Heimat nicht zu haben ist: „Die Fremde . . . lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt uns auch richtig sehen. Sie gibt uns . . . daß Maß für die Dinge.“

Walter Jens, Nachdenken über Heimat,
FAZ 9. 6. 1984, Bilder und Zeiten

Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg

Wolfgang Stopfel, Freiburg

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges endete auch die Tätigkeit des Badischen Landesdenkmalamtes. Im französisch besetzten Südbaden mußte eine neue Denkmalpflegeorganisation aus dem Nichts aufgebaut werden. Allerdings hatte der Konservator der kirchlichen Baudenkmäler, Josef Sauer, seinen Wohnsitz in Freiburg. Bis zu seinem Tode im Jahre 1949 hat er wohl sein altes Amt de facto weiter ausgeübt. Beim Badischen Landeskulturamt wird das Badische Landesamt für Denkmalpflege und Heimatschutz gegründet. Die hohe Wertschätzung der Denkmalpflege im neu entstandenen Land Baden belegt der Erlaß des Landesgesetzes zum Schutze der Kulturdenkmale im Juni 1949, des ersten deutschen Denkmalschutzgesetzes nach dem Kriege. Bemerkenswert ist die enge Verbindung, die man zwischen Denkmalpflege und Heimatschutz sieht. Die Bezeichnung des Amtes „für Denkmalpflege und Heimatschutz“ wird sogar noch nach der Umbenennung in „Staatliches Amt“ nach der Gründung Baden-Württembergs bis 1955 beibehalten. Das seit 1953 erscheinende Nachrichtenblatt der Öffentlichen Kultur- und Heimatpflege, das bald immer stärker zu einem Organ der Denkmalpflege wird, erscheint zuerst als Beilage der Zeitschrift des „Bund Heimat- und Volksleben“; selbst das Denkmalschutzgesetz schließt Bestimmungen des Heimatschutzes ein: „Es trägt ferner dafür Sorge, daß augenfällige Kulturwidrigkeiten im baulichen Erscheinungsbild unserer Städte und Dörfer beseitigt werden.“ Es ist nicht ganz unerheblich, sich diese Ausgangssituation der Denkmalpflege nach dem Kriege im heutigen Re-

gierungsbezirk Freiburg noch einmal ins Gedächtnis zu rufen, denn bis heute bestimmt sie hier die Vorstellung vieler Bürger von den Aufgaben der staatlichen Denkmalpflege und begründet eine Erwartungshaltung, die auf völlig andere organisatorische und rechtliche Voraussetzungen trifft. Davon wird noch die Rede sein. Als weitere Denkmalschutzbehörden werden im Gesetz von 1949 genannt das Landesamt für Ur- und Frühgeschichte, das Landesamt für Museen, Sammlungen und Ausstellungen (das später nahezu stillschweigend im Denkmalamt aufgeht), das Landesarchivamt und das Landesamt für Bibliotheken.

Über viele Jahre hinweg bestand das Badische Landesamt für Denkmalpflege und Heimatschutz aus 1, 2, zuletzt 3 Personen. Es verfügte aber über ein mehr oder weniger effektives Netz von Kreisstellen für Denkmalpflege und Heimatschutz. Die ehrenamtlichen Leiter dieser Kreisstellen waren in einigen Fällen in Personalunion die Leiter der entsprechenden Bezirksbauämter. Unter Franz Hitzel in Konstanz, Alois Ehrlich in Schopfheim und Ulrich Wielandt in Donaueschingen waren durch diese Personalunion die Kreisstellen natürlich auch organisatorisch in der Lage, effektiv Denkmalpflege zu betreiben.

Daß bei starken Persönlichkeiten sich die Gewichte von der im Gesetz vorgesehenen Hilfskraft für Berichterstattung und Raterteilung zu einer Stellung hin verschieben konnten, die dem von 1920 bis 1936 in Baden bestehenden Zustand nahe kamen, als die Vorstände der Bezirksbauämter gleichzeitig Konservatoren der öffentlichen Bau-



Als Kulturdenkmal erhalten und modernisiert! Schwarzwaldhof in Gutenbach

(Foto: Schnitzer)

denkmäler waren, ist naheliegend. Aber auch ohne den organisatorischen Hintergrund der Bauämter haben einzelne Leiter anderer Kreisstellen unermüdlich und sehr erfolgreich im Sinne der Denkmalpflege gewirkt. Nach dem Tod von Josef Sauer und dem Erlass des Denkmalschutzgesetzes gab es im Denkmalamt die Stelle eines Konservators der Kunstdenkmäler der katholischen Kirche. Bis zu seinem Tode im Jahre 1966 hat Monsignore Hermann Ginter diese Stelle innegehabt. Denkmalpflege an Objekten, die im Eigentum der katholischen Kirche standen, war die ihm zustehende Aufgabe, auf deren Respektierung er bei aller Kooperationsbereitschaft streng bestand. Der Verfasser erinnert sich noch gut an das Telefongespräch, in dem ihm, dem jungen Neuling, dies für das Kreuz des Nikolaus Gerhaerd in Baden-Baden unmißverständlich klargemacht wurde. Das segensreiche Wirken des

unermüdlich fleißigen und einsatzfreudigen Hermann Ginter war immer von dem Gedanken getragen, daß gerade die katholische Kirche mit ihrer großen Tradition eine besondere Verpflichtung zur Pflege der Baudenkmäler auch auf Kosten von Tagesbedürfnissen habe. Dass nach seinem Tode seine Stelle nicht wieder erneuert wurde, beweist das Vertrauen der Kirchenbehörde in Objektivität und Sachkenntnis der Konservatoren im Denkmalamt.

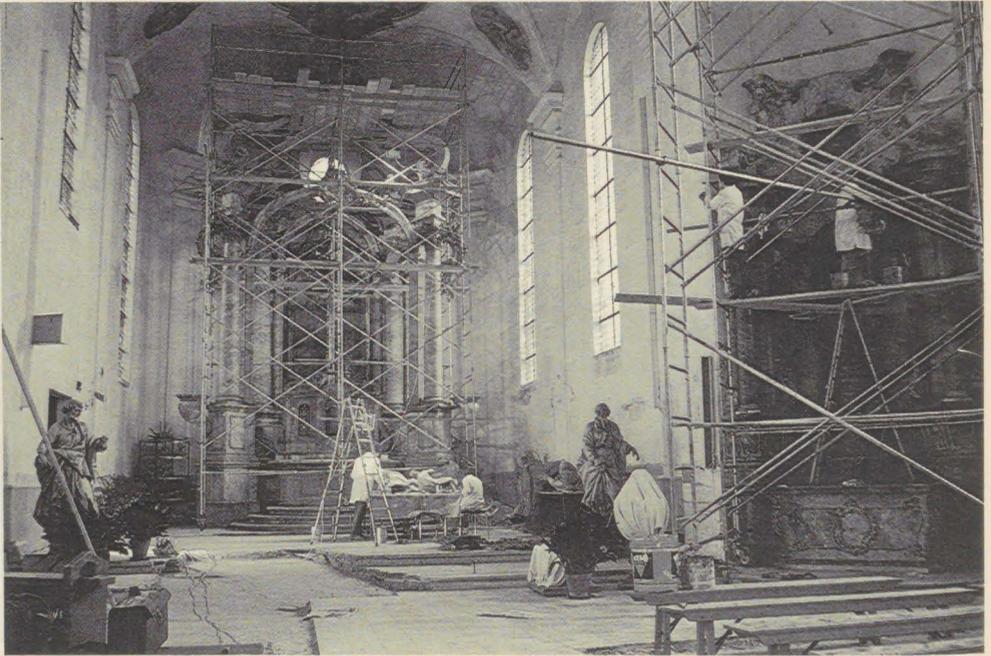
Nach Hans Reinhold und Josef Schlippe übernahm 1956/57 Martin Hesselbacher die nun wie die Schwesterämter in Karlsruhe, Stuttgart und Tübingen „Staatliches Amt für Denkmalpflege“ genannte Behörde. In seine Amtszeit fällt eine im Vergleich zu vielen anderen Behörden sehr bescheidene, aber doch stetige Personalvermehrung.

Im Text des badischen Denkmalschutzgesetzes wurde der Begriff des Kulturdenkmals in

allen seinen Erscheinungsformen in einem sehr umfangreichen und fundierten Absatz beschrieben. Kulturdenkmale wurden unmittelbar durch das Gesetz unter Schutz gestellt, ohne daß es dazu eines gesonderten Verwaltungsaktes oder etwa einer Auflistung bedurft hätte. Nur als verstärkte Sicherung war die Möglichkeit einer Eintragung als Kulturdenkmal vorgesehen. Um der besseren Information der Öffentlichkeit willen und um die Verwaltung zu vereinfachen, begann das Freiburger Amt jedoch schon am Ende der 50er Jahre mit der Zusammenstellung von Denkmallisten, die in Zusammenarbeit mit den Landratsämtern erstellt und in großen Auflagen hektographiert wurden. Diese Denkmallisten trugen sehr dazu bei, das Bewußtsein für den Umfang des historischen Erbes in dieser an Kulturdenkmalen so reichen Landschaft wachzurufen, wurden aber teilweise auch als endgültiges Verzeichnis aller unter das Gesetz fallenden Objekte verstanden, was sie ja nicht sein sollten und konnten. Immerhin sind die damals erschienenen Listen der Kreise Offenburg, Emmendingen, Freiburg und Konstanz noch in vielen Bücherschränken zu finden. Sie sind inzwischen historische Dokumente für dasjenige Kulturgut, was seit dem Erscheinen der Listen verloren ging, aber auch für eine gewandelte Einstellung etwa zu den Objekten des letzten Jahrhunderts, die in den Listen der 60er Jahre noch kaum vertreten waren. Erstaunlich ist aber noch immer, in welchem Umfang die einfache, gut gestaltete, für das Bild unserer Heimat so wichtige Bauern- und Bürgerhausarchitektur in diesen Listen erscheint. Das Problem des „erweiterten Denkmalbegriffs“, des Blickes der Denkmalpflege über die traditionellen Kategorien von Schloß, Kirche und Rathaus hinaus, das immer wieder als der entscheidende Wandel in den Denkmalämtern in den letzten Jahrzehnten dargestellt worden ist, stellte sich in Südbaden nicht. Der übergreifende Gedanke des Kulturerbes, der hinter dem Gesetz stand, war Richtschnur der Arbeit des Landesamtes.

Zu seiner Aufgabe gehörte nach der stillschweigenden Vereinnahmung des Landesamtes für Museen auch die Betreuung der Heimatmuseen. Bei der Einrichtung vieler solcher Museen, bei der Sammlung des durch die Kriegswirren verstreuten Kulturgutes hat das damalige Landesamt ideelle und materielle Hilfe gewährt. Der Ankauf des Vogtsbauernhofes durch den ehemaligen Kreis Wolfach und die Einrichtung des Freilichtmuseums mit allen Typen des Schwarzwaldhauses durch Hermann Schilli geschahen in engster vertrauensvoller Zusammenarbeit mit dem Denkmalamt. Es kostete unendliche Mühe, die Mittel für den Anfang dieser Einrichtung freizumachen, an deren so glänzende Zukunft damals kaum jemand glauben wollte.

Bei dem geschilderten Gesamtcharakter des Badischen Denkmalschutzgesetzes war es nur zu verständlich, daß mit ihm auch zum ersten Mal der „Ensembleschutz“ in ein deutsches Denkmalschutzgesetz eingeführt wurde. Zwar läßt sich eine solche Tradition im badischen Bauordnungsrecht schon seit dem 19. Jahrhundert verfolgen, und die Bauordnungen der Stadt Freiburg enthalten seit 1910 Ensembleschutzbestimmungen; für das Denkmalrecht wurde mit der Möglichkeit, Straßen-, Platz- und Ortsbilder, die in ihrer Gesamterscheinung als Kulturwerte anzusehen sind, zu schützen, eine Entwicklung eingeleitet, der sich alle späteren Denkmalschutzgesetze in der Bundesrepublik Deutschland anschlossen. Der Eintragung solcher Ortsbilder — den Begriff „Ensemble“ enthält das Gesetz nicht, wurde große Aufmerksamkeit gewidmet. Bis zur Aufhebung des Gesetzes wurden 19 Gesamtanlagen geschützt, beginnend mit Meersburg am Bodensee. In vielen, vielen Besprechungen, Vorträgen vor den jeweiligen Gemeinderäten konnte erreicht werden, daß die Eintragung in aller Regel auf Antrag der Gemeinde erfolgte, nicht nur nach deren Anhörung, wie es das Gesetz erlaubt hätte. 1958 folgte das Denkmalschutzgesetz in Schleswig-Holstein



Die Barockkirche von Niederschopfheim während der Restaurierung

(Foto: Panowsky)

in vielen Zügen dem badischen. Am 1. 1. 1972 trat das Baden-Württembergische Denkmalschutzgesetz in Kraft; für drei Regierungsbezirke ein völliges Novum, für den Regierungsbezirk Freiburg Fortschreibung einer bestehenden Rechtslage, was der nunmehrigen Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes die Arbeit sicher in mancher Beziehung erleichtert hat.

Der Erlaß des Denkmalschutzgesetzes und die Regionalreform hatten aber auch einschneidende Veränderungen in der Organisationsform und dem Zuständigkeitsbereich des Freiburger Amtes zur Folge. Gegründet wurde das zentrale, das ganze Land umfassende Landesdenkmalamt Baden-Württemberg mit Sitz in Stuttgart. Die bisherigen Denkmalämter in den anderen Regierungsbezirken wurden Außenstellen dieses Landesdenkmalamtes. Die bisherigen Ämter für

Ur- und Frühgeschichte wurden als Abteilung eingegliedert, zeitweilig auch als Abteilung Volkskunde die ehemaligen Landesstellen für Volkskunde. Mit der späteren Zuordnung des Landesdenkmalamtes vom Kultus zum Innenministerium verlor es die Zuständigkeit für die Volkskunde und für die Betreuung der nichtstaatlichen Museen und Freilichtmuseen. Durch die Regionalreform kam die Zuständigkeit für die ehemaligen Kreise Stockach und Überlingen mit dem nördlichen Bodensee-Ufer an die Außenstelle Tübingen, die Betreuung eines Gebietes im Norden, das im wesentlichen die ehemaligen Kreise Rastatt und Bühl und Baden-Baden umfaßte, an die Außenstelle Karlsruhe. Mit den Kreisen Rottweil und Tuttlingen wurde Freiburg nun für Gegenden zuständig, deren traditionelle Orientierung zum Verwaltungszentrum Tübingen nach Osten hin gerichtet war.

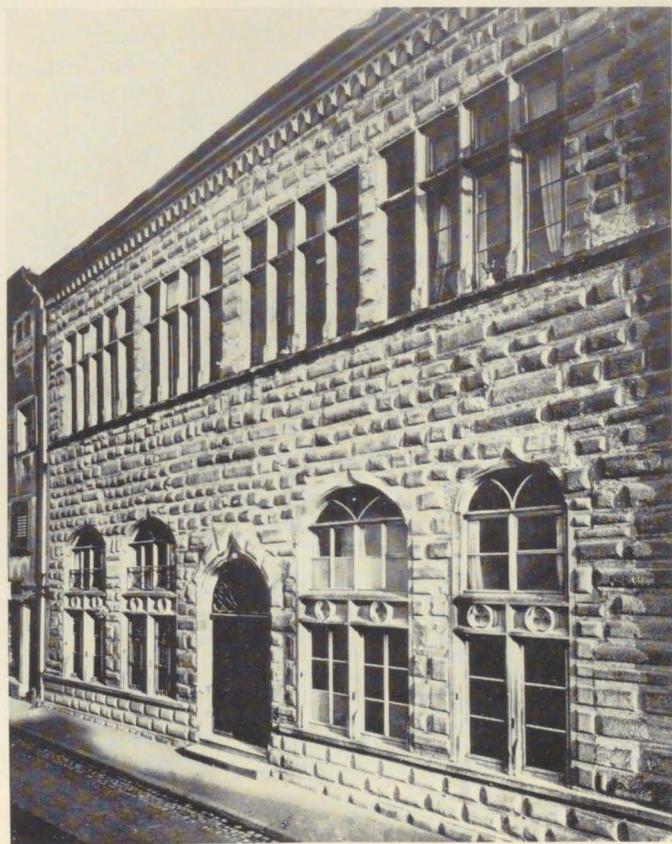
Ziel der Schaffung des Landesdenkmalamtes war ein höherer Wirkungsgrad der Denkmalpflege in organisatorischer Hinsicht, die Schaffung zentraler Einrichtungen und eine landeseinheitliche Handhabung der Denkmalpflege. Daß regionale, historisch begründete Eigenheiten der einzelnen Außenstellen des Landesdenkmalamtes auch heute noch sicher festzustellen sind, ist bei einer der Historie verpflichteten Fachbehörde eigentlich nur richtig und selbstverständlich.

Das besondere Interesse von Parlament und Landesregierung an der Denkmalpflege, das sich im Erlaß des Gesetzes zum ersten Mal manifestierte, hat angehalten. Die zur Verfügung stehenden Zuschußmittel der Denk-

malpflege haben sich im letzten Jahrzehnt auch im Regierungsbezirk Freiburg vervielfacht; allerdings darf dabei die Relation zu den gestiegenen Baupreisen nicht vernachlässigt werden. Der Personalstand ist heute so, daß für die Bau- und Kunstdenkmalpflege für je ein oder zwei Kreise ein Gebietskonservator zur Verfügung stehen kann. Sie betreiben gleichmäßig das ganze Areal des Regierungsbezirkes, wobei zu den entferntesten Punkten, Konstanz am Bodensee und Sulz am Neckar, Fahrzeiten zwischen vier und fünf Stunden pro Arbeitstag je nach Witterung in Kauf genommen werden müssen.

Die Arbeit der Denkmalpflege sollte nicht an den durch die Presse bekannten spektakulä-

Haus „Zur Katz“ in Konstanz, vom Steinzerfall bedroht
(Foto: Rettich)



ren Restaurierungen gemessen werden, sondern an dem eher verborgenen Wirken in Tausenden von kleinen Entscheidungen, Hinweisen, Verhinderungen und Förderungen, die dazu beigetragen haben, daß vieles in unserem Regierungsbezirk, was uns die Vergangenheit hinterlassen hat, erhalten geblieben ist, obwohl sein Abbruch oder seine Veränderung schon beschlossen worden war — daß vieles in seiner alten Schönheit erneuert werden konnte, was durch Beschädigung, Vernachlässigung, Beeinträchtigung so unansehnlich geworden war, daß es in der Öffentlichkeit in vielen Fällen vergessen schien. Vielleicht ist es eine der historisch begründeten Besonderheiten der Freiburger Außenstelle des Landesdenkmalamtes, daß hier eine besonders starke Streuung der Zuschußmittel jedes Jahr erneut festzustellen ist. Die Erhaltung und Restaurierung der kleineren, aber für die Kulturlandschaft so wichtigen Gebäude ist immer als eine der vordringlichen Aufgaben gesehen worden.

Es ist sicher nicht möglich, die Fülle dieser Erhaltungs- und Restaurierungsmaßnahmen, die in das Bild unserer Städte und Dörfer eingegangen sind und es mitbestimmen, hier auch nur im Ansatz aufzuzählen. Es kann überhaupt nicht Aufgabe dieses Beitrages sein, einen Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit des Freiburger Denkmalamtes unter seinen verschiedenen Bezeichnungen seit seiner Gründung zu geben. Das Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, hervorgegangen aus dem Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden und noch jahrelang von dessen Redakteur Rudi Keller betreut, ist ein selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus bewundertes Publikationsorgan. Mit seiner Auflage von jetzt 20 000 Exemplaren, die kostenlos abgegeben werden, ist es noch immer beispielhaft. Seine Beiträge sagen wohl mehr über die vielfältigen Aufgaben der Denkmalpflege und ihre Bewältigung aus als jährliche Listen der betreuten Objekte.

Wenn nun noch einige spezielle Objekte denkmalpflegerischer Bemühung mit ihren Problemen genannt werden sollen, so sind einige Grundvoraussetzungen denkmalpflegerischer Arbeit in Baden-Württemberg und damit auch im Regierungsbezirk Freiburg zu beachten: Das Landesdenkmalamt ist im wesentlichen eine beratende Fachbehörde; Entscheidungen über die Zulässigkeit eines Vorhabens, über Abbruch oder Erhaltung eines Kulturdenkmals, über erlaubte oder nicht gestattete Arbeiten werden von der zuständigen Verwaltungsbehörde getroffen. Die Verwaltungsbehörde ist untere bzw. höhere Denkmalschutzbehörde.

Das Landesdenkmalamt führt selbst grundsätzlich keine baulichen oder Restaurierungsmaßnahmen durch und vergibt auch keine Aufträge für solche. Alle Bau- und Restaurierungsmaßnahmen werden unter der Leitung und vollen Verantwortung von freien Architekten oder von Baubehörden durchgeführt. Die Konservatoren des Landesdenkmalamtes beraten und arbeiten oft sehr intensiv und lange an Vorbereitung und Durchführung von Restaurierungen mit. Die Zusammenarbeit mit den staatlichen Hochbauämtern Konstanz, Rottweil, Freiburg, den Erzbischöflichen Bauämtern Konstanz und Freiburg, dem Evangelischen Kirchenbauamt Karlsruhe und den Stadtbauämtern der großen Städte kann eigentlich nur als außerordentlich erfreulich charakterisiert werden.

Auch die Zusammenarbeit mit einer sehr großen Zahl privater Architekten ist gut. Dabei ist das merkwürdige Phänomen zu beobachten, daß es im Regierungsbezirk Freiburg im Gegensatz zu anderen Ländern und besonders auch zu der benachbarten Schweiz kaum Architekten gibt, die sich auf denkmalpflegerische Aufgaben spezialisiert haben. Erwähnt werden muß noch die Zusammenarbeit mit Planungsbehörden und Planungsbüros in der Regional-, Stadt- und Gebietsplanung. Auf der Ebene der Planung werden in vielen Fällen Weichen für Denkmalerhal-



Oberzell auf der Reichenau mit den wertvollsten Wandgemälden, an denen Sicherungsarbeiten im Gange sind

(Foto: LDA)

tung oder Denkmalzerstörung gestellt; die Auswirkung solcher Planung zeigt sich oft viele Jahre später. Für die Betreuung aller Planungen im gesamten Regierungsbezirk ist in der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes ein Konservator vorhanden.

Das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz begrenzt die Tätigkeit von Denkmalpflege und Denkmalschutz auf das Kulturdenkmal, an dessen Erhaltung ein öffentliches Interesse besteht, ganz klar und eindeutig. Weder von der Bewahrung gleichzustellender Werte noch von der Beseitigung augenfälliger Kulturwidrigkeiten im baulichen Erscheinungsbild unserer Städte und Dörfer ist noch die Rede wie im alten badischen Gesetz. Die Wichtigkeit solcher umfassend beschriebener Aufgaben ist sicher unbestritten; als Aufgabe staatlicher Denkmalpflege werden sie nicht mehr angesehen. Trotzdem ist das Aufgabenspektrum der Denkmalpflege noch umfassend genug.

Ein Kulturdenkmal unbeschädigt in vollem Umfang zu erhalten, den Originalbestand zu restaurieren, ist die schönste, im Grunde auch die am wenigsten problematische Aufgabe der Denkmalpflege. Viele solche Restaurierungsmaßnahmen konnten im Regierungsbezirk unter großer öffentlicher Anteilnahme abgeschlossen werden oder sind noch im Gange. Bei Kirchen reichen sie von der frühesten Zeit, der Glöcklehofkapelle in Bad Krozingen oder St. Georg in Reichenau-Oberzell, bis zu den Barockkirchen etwa in Hilzingen, Hofweier, Merdingen und zum Dom von St. Blasien, bei den Schlössern vom großen Residenzschloß in Rastatt, das als Enklave noch von der Außenstelle Freiburg betreut wird, bis zu den kleinen Landschlössern um Freiburg oder im Bodenseegebiet. Sehr viel größer ist die Zahl der restaurierten Bürger- und Bauernhäuser im Schwarzwald, am Bodensee, im Markgräflerland, in den bedeutenden alten Städten Konstanz, Rottweil, Villingen und Freiburg, in Kleinstädten und auf den Dörfern.

Bei Kirchen ist es inzwischen fast selbstverständlich geworden, daß auch die Ausmalungen und Ausstattungen des vergangenen Jahrhunderts den gleichen Schutz und die gleiche Sorgfalt verdienen wie frühere Gestaltungen. Die Kirchen von Bonndorf, Bräunlingen, Hammereisenbach, Bollschweil, Oberrotweil und — nach langer Diskussion — nun auch Gengenbach stehen hierfür als Beispiel. Auch die Kirche von Bettmaringen gehört hierhin, für deren Restaurierung wie für viele andere Objekte Mittel aus dem zusätzlichen Schwerpunktprogramm Denkmalpflege der Landesregierung zur Verfügung standen.

Die mit ihren umfangreichen Emporen erhaltenen evangelischen Kirchen Weinbrenners in Kandern und Vörsstetten können aber nicht vergessen machen, daß in den vergangenen Jahrzehnten sehr viele der aus evangelischer Zeit stammenden Emporeneinbauten in ältere Kirchen des Markgräflerlandes, oft auf ultimative Forderung der Kirchengemeinden hin, entfernt wurden. Hier ist erst in den letzten Jahren ein Wandel eingetreten. Aber eine ganze Gruppe charakteristischer Beispiele, die das Anpassen älterer Kirchen an den evangelischen Predigtgottesdienst widerspiegeln, wurde dezimiert. Ähnliches galt lange Zeit für die Kanzeln — oder mindestens die Kanzeltreppen — in katholischen Kirchen.

Die Anpassung von Chorräumen katholischer Kirchen an die gewandelten liturgischen Anforderungen nach dem Vaticanum wurden mit viel Aufwand an Überlegung und Planung in manchen Fällen ohne großen Verlust historischer Substanz gelöst. Eine jahrhundertelange Entwicklung des christlichen Kirchenbaues mit dem Chorraum und dem Hochaltarretabel im Chor als Zielpunkt findet ihre Entsprechung jedoch nur in einer Liturgie, bei der die Messe vom gegen den Hochaltar gewandten Priester zelebriert wird. Für die Zelebration versus populum ergibt sich zwangsläufig eine Diskrepanz zwischen dem Vollzug der Liturgie und den ar-



Restauriert und vorbildlich in der Substanz erhalten, Biedermeierhaus in Freiburg

(Foto: LDA)

chitektonischen Gegebenheiten, die nur durch einen Kompromiß überdeckt werden kann. Die anfänglich mehrfach praktizierte Lösung, den alten Chor für den neuen Versus populum-Altar völlig auszuräumen, ist inzwischen als unbefriedigend kaum noch im Gespräch.

Größere Probleme bereitet die Erhaltung eines Kulturdenkmals, wenn sich der Nutzungswandel auf das ganze Gebäude bezieht. Aber auch diese schwierige Aufgabe konnte in vielen Fällen befriedigend gelöst werden. Nur wenige Beispiele seien hier stellvertretend genannt: Das Franziskanerkloster in Villingen wurde zu Konzerthaus und Museum umgebaut, ähnlich das Kapuzinerkloster in Haslach im Kinzigtal. In Freiburg sind das Colombischloß als Museum für Ur- und Frühgeschichte und das Jesuitenschloß als Tageserholungsstätte Beispiele für einen außerordentlich gut gelungenen Kompromiß zwischen Erhaltung des Kulturdenkmals und

neuer Nutzung. Daß aber auch ehemalige Wirtschaftsgebäude neuen Nutzungen zugeführt werden können, ohne daß ihr ursprünglicher Charakter völlig verloren geht, beweisen der Umbau der riesigen Scheune in Immendingen-Ippingen in ein Wohnhaus, der Umbau des Schafstalles im Vaihinger Hof bei Rottweil in ein Erholungsheim und der Umbau der Zehntscheuer in Küssaburg-Rheinheim in eine Bankfiliale. Auch für die Anpassung von Schwarzwaldhöfen an eine geänderte landwirtschaftliche Nutzung mit modernen Betriebseinrichtungen gibt es einige Lösungen, bei denen der Hof „funktioniert“ oder umgenutzt ist, ohne daß das Kulturdenkmal, bei selbstverständlichen Kompromissen, zerstört worden wäre. Es ist zu hoffen, daß solche Beispiele Schule machen werden.

Als Kulturdenkmal ist in der Regel das ganze Gebäude anzusehen. In vielen Fällen ist die Erhaltung der inneren Raumdisposition und die Erhaltung von inneren Ausstattungen

mindestens ebenso wichtig für den Charakter des Kulturdenkmals wie die Fassade.

Daß Innenräume erhalten werden, ist bei repräsentativ ausgestatteten Sälen selbstverständlich. So wurde etwa in jüngster Zeit der Fürstensaal im Kloster St. Peter, der Festsaal im Margarethengebäude in Waldkirch restauriert, ohne daß sich die Nutzung ändern würde. Aber auch bei geänderter Nutzung war die Erhaltung oder Wiedergewinnung ursprünglicher Innenräume möglich, so beim Colombischloß in Freiburg, beim Saal der Junggesellenzunft in einem Wohnhaus in Waldshut oder beim Haus des Gastes, dem ehemaligen Salzspeicher in der Saline Bad Dürheim.

Es ist die Regel, daß Innenraumdispositionen am ehesten erhalten werden können, wenn die neue Nutzung der ursprünglichen möglichst ähnlich ist. Das müßte bedeuten, daß Umbauten über ein für das Kulturdenkmal erträgliches Maß nicht hinausgehen würden, wenn eine ursprüngliche Wohnnutzung ganz oder teilweise beibehalten wird.

Das ist möglich, wie viele Beispiele in Freiburg, in Engen, in Konstanz, in Villingen und anderswo beweisen. Es setzt aber eine Planung voraus, die aufgrund einer genauen Bestandsaufnahme Nutzungsmöglichkeiten, Kompromißmöglichkeiten und technische Möglichkeiten untersucht. Wenn natürlich vor einer solchen Untersuchung in einem Kulturdenkmal Wohnungen mit völlig geänderter Grundriß vor Beginn der Bauarbeiten verkauft werden, dann ist eine spätere Berücksichtigung des Bestandes nur sehr schwer noch möglich. Um so mehr ist zu bedauern, daß offensichtlich noch zu wenige Architekten die Sanierung von Kulturdenkmälern als eine lohnende und befriedigende Bauaufgabe ansehen.

Eine ganze Reihe von Umbauten eines Kulturdenkmals für eine neue Nutzung befinden sich in der Planung, so für das Ritterhaus in Offenburg, das Schlosserhaus in Emmendingen, die Entenburg in Pfohren und die Gebäude der ehemaligen Abtei Petershausen in

Konstanz. Hier sollten in Zusammenarbeit von Architekt und Denkmalamt gute Lösungen erarbeitet werden können.

Auch für den Statiker sollte die Beschäftigung mit dem Erhalt von Kulturdenkmälern, nicht mit dem Neubau mit vorgeklebter Kullisse, eine lohnende Aufgabe sein. Sie verlangt Flexibilität, Ideenreichtum und auch ein gewisses Vertrauen in die Tatsache, daß ein Gebäude, das seit dreihundert Jahren steht, seine Standfestigkeit unter Beweis gestellt hat, auch wenn man sie nicht berechnen kann.

Eine zweite, sehr schöne und lohnende Aufgabe für Statiker ist es, stabilisierende Konstruktionen für gefährdete Baudenkmäler zu entwickeln, die möglichst wenig und möglichst unsichtbar in den alten Bestand eingreifen.

Große Sorgen bereitet der Denkmalpflege auch im Regierungsbezirk Freiburg die fortschreitende und immer schneller vor sich gehende Zerstörung von Natursteinoberflächen. Die notwendigen Auswechslungen am Freiburger Münster, die Tatsache, daß die Wenzinger-Figuren im Park von Ebnet so angegriffen sind, daß sie nicht mehr im Freien stehenbleiben können, sondern kopiert werden müssen, sprechen eine deutliche Sprache. Noch gravierender als beim roten Sandstein sind die Schäden an dem weichen grünen Sandstein, der im Umkreis des Bodensees verwendet wurde. Die Münster in Konstanz und Radolfzell, die Stephanskirche in Konstanz, die Kirche in Reichenau-Mittelzell und das Münster in Säkingen verloren oder verlieren ihre originale Oberfläche, ohne daß vorläufig eine Möglichkeit besteht, dem Verfall Einhalt zu gebieten. Die berühmte Rustica-Fassade des Hauses zur Katz in Konstanz von 1424, eine der frühesten nördlich der Alpen, zerfällt zu Staub. Einer ähnlichen Bedrohung der mittelalterlichen Glasfenster konnte durch Vorsorgemaßnahmen begegnet werden. In einem Zehnjahresprogramm erhielten die Fenster des Freiburger Münsters eine Außenschutzverglasung,

die bisher in der Lage war, alle weiteren Schäden an den Glasfenstern zu verhindern. Nahezu alle übrigen mittelalterlichen Scheiben im Regierungsbezirk, etwa in Lautenbach, Elzach, Bleibach und an anderen Orten wurden ebenfalls durch Außenschutzverglasungen geschützt.

Die so begrüßenswerte neue Zuwendung zu den Altstädten hat, begünstigt auch durch steuerliche Bevorzugung, das Kulturdenkmal in der Stadt als Wohn- und Geschäftshaus wieder interessant gemacht. Es gibt schon außerordentlich gelungene Beispiele von Restaurierungen, auch Erweiterungen und Adaptionen von Kulturdenkmälern, die trotz Kompromissen an eine moderne Nutzung ihren Charakter bewahren konnten. Noch aber fehlt weithin das Bewußtsein, daß Bauen in den engen Parzellen der Altstadt auch neue Methoden verlangt. Das Einbauen von Tiefgaragen oder das Zusammenlegen mehrerer alter Häuser zu einer gemeinsamen Nutzung ermöglicht in den seltensten Fällen die Erhaltung eines Kulturdenkmals. Immer wieder wird dann schließlich doch der Abbruch verlangt, im vermeintlich günstigsten Falle mit der Wiedererrichtung einer Kopie der alten Fassade vor einem mit dem alten Haus nicht mehr übereinstimmenden Neubau, im ungünstigsten Fall mit der inzwischen auch schon wieder in der ganzen Bundesrepublik auswechselbaren „Altstadarchitektur“ mit Erkerchen, Fensterchen und Giebelchen. Der Verlust an Gestaltqualität innerhalb einer Altstadt ist dadurch vielleicht geringer geworden, der Verlust an erhaltenswerten Kulturdenkmälern gegenüber dem Ersatz durch die vielgeschmähten „Betonklötze“ nicht.

Die Möglichkeit des Schutzes von Gesamtanlagen sieht das Baden-Württembergische Denkmalschutzgesetz ebenso wie das ehemalige badische vor. Der Begriff der Gesamtanlage geht über den des Kulturdenkmals hinaus, denn in einer Gesamtanlage gelten die Bestimmungen zu ihrem Schutz auch für Gebäude, die nicht Kulturdenkmal sind. Im Regierungsbezirk Freiburg sind auch nach 1972

noch eine ganze Reihe von Gesamtanlagen unter Schutz gestellt worden, vorwiegend die wohl erhaltenen Kerne kleinerer Städte und Dörfer. Von den wichtigen großen Altstädten im Regierungsbezirk hat nur Konstanz vorläufig einen Gesamtanlagenschutz, in Freiburg dürfte er unmittelbar bevorstehen, auch in Rottweil wird eine entsprechende Satzung wohl bald erlassen werden. Die am 1. Januar dieses Jahres in Kraft getretene Novellierung des Denkmalschutzgesetzes sieht nämlich nun vor, daß die Unterschutzstellung von Gesamtanlagen als städtische Satzung erfolgt. In der Beratung der Gesetzesnovelle wurde ausgeführt, daß gerade das hervorragend geeignet sei, das Bewußtsein auch in den kommunalen Gremien gegenüber dem Denkmalschutz zu wecken. Wenn das zutrifft, werden in den nächsten Jahren sicherlich viele weitere Gemeinden solche Satzungen beschließen, mit denen sie demonstrieren, daß sie die Erhaltung unserer unschätzbaren historischen Stadtbilder zu ihrer Sache gemacht haben. Denkmalpflege ist ja nicht nur Sache des Landesdenkmalamtes, ebenso wie Hygiene nicht nur Sache des Gesundheitsamtes ist.

Im Vorwort zur Zeitschrift „Propyläen“ schreibt Johann Wolfgang von Goethe im Jahre 1799: „Alle Kunstwerke gehören als solche der gesamten gebildeten Menschheit an und der Besitz derselben ist mit der Pflicht verbunden, Sorge für ihre Erhaltung zu tragen.

Wer diese Pflicht vernachlässigt, wer mittelbar oder unmittelbar zum Schaden oder zum Ruin derselben beiträgt, ladet den Vorwurf der Barbarey auf sich und die Verachtung aller gebildeten Menschen jetziger und künftiger Zeiten wird seine Strafe seyn.

Freylich kann man sagen, daß der Schade selten vorsätzlicher Weise, vielmals aus Nachlässigkeit, oft sogar aus gutem Willen, meistentheils aber aus Unverstand, angerichtet werde; dadurch vermindert sich aber das Unheil, welches schon geschehen und noch täglich geschieht, nicht im geringsten.“

Bäume sind Heiligtümer. Wer mit ihnen zu sprechen, wer ihnen zuzuhören weiß, der erfährt die Wahrheit. Sie predigen nicht Lehren und Rezepte, sie predigen, um das Einzelne unbekümmert, das Urgesetz des Lebens.

Ein Baum spricht: In mir ist ein Kern, ein Funke, ein Gedanke verborgen, ich bin Leben vom ewigen Leben. Einmalig ist der Versuch und Wurf, den die ewige Mutter mit mir gewagt hat, einmalig ist meine Gestalt und das Geäder meiner Haut, einmalig das kleinste Blätterspiel meines Wipfels und die kleinste Narbe meiner Rinde. Mein Amt ist, im ausgeprägten Einmaligen das Ewige zu gestalten und zu zeigen.

Ein Baum spricht: Meine Kraft ist das Vertrauen. Ich weiß nichts von meinen Vätern, ich weiß nichts von den tausend Kindern, die in jedem Jahr aus mir entstehen. Ich lebe das Geheimnis meines Samens zu Ende, nichts anderes ist meine Sorge. Ich vertraue, daß Gott in mir ist. Ich vertraue, daß meine Aufgabe heilig ist. Aus diesem Vertrauen lebe ich.

Wenn wir traurig sind und das Leben nicht mehr gut ertragen können, dann kann ein Baum zu uns sprechen: Sei still! Sei still! Sieh mich an! Leben ist nicht leicht, Leben ist nicht schwer. Das sind Kindergedanken. Laß Gott in dir reden, so schweigen sie. Du bangst, weil dich dein Weg von der Mutter und Heimat wegführt. Aber jeder Schritt und Tag führt dich neu der Mutter entgegen. Heimat ist nicht da oder dort. Heimat ist in dir innen, oder nirgends.

Wandersehnsucht reißt mir am Herzen, wenn ich Bäume höre, die abends im Wind rauschen. Hört man still und lange zu, so zeigt auch die Wandersehnsucht ihren Kern und Sinn. Sie ist nicht Fortlaufenwollen vor dem Leide, wie es schien. Sie ist Sehnsucht nach Heimat, nach Gedächtnis der Mutter, nach neuen Gleichnissen des Lebens. Sie führt nach Hause. Jeder Weg führt nach Hause, jeder Schritt ist Geburt, jeder Schritt ist Tod, jedes Grab ist Mutter.

So rauscht der Baum im Abend, wenn wir Angst vor unsern eigenen Kindergedanken haben. Bäume haben lange Gedanken, langatmige und ruhige, wie sie ein längeres Leben haben als wir. Sie sind weiser als wir, solange wir nicht auf sie hören. Aber wenn wir gelernt haben, die Bäume anzuhören, dann gewinnt gerade die Kürze und Schnelligkeit und Kinderhast unserer Gedanken eine Freudigkeit ohnegleichen. Wer gelernt hat, Bäumen zuzuhören, begehrt nicht mehr, ein Baum zu sein. Er begehrt nichts zu sein, als was er ist. Das ist Heimat. Das ist Glück.

Hermann Hesse — Bäume

(Aus: Betrachtungen und Gedichte mit Photographien von Imme Techentin, Insel Taschenbuch 455, 1984)

Neue Naturschutzgebiete in den Regierungsbezirken Karlsruhe und Freiburg

Helmut Schönamsgruber, Waldbrunn

Zumindest seit dem Europäischen Naturschutzjahr 1970 ist in unserer Bevölkerung das Bewußtsein gewachsen, es müsse mehr für den Schutz von Natur und Umwelt, vor allem aber für die Erhaltung von Lebensräumen für bedrohte Tier- und Pflanzenarten geschehen.

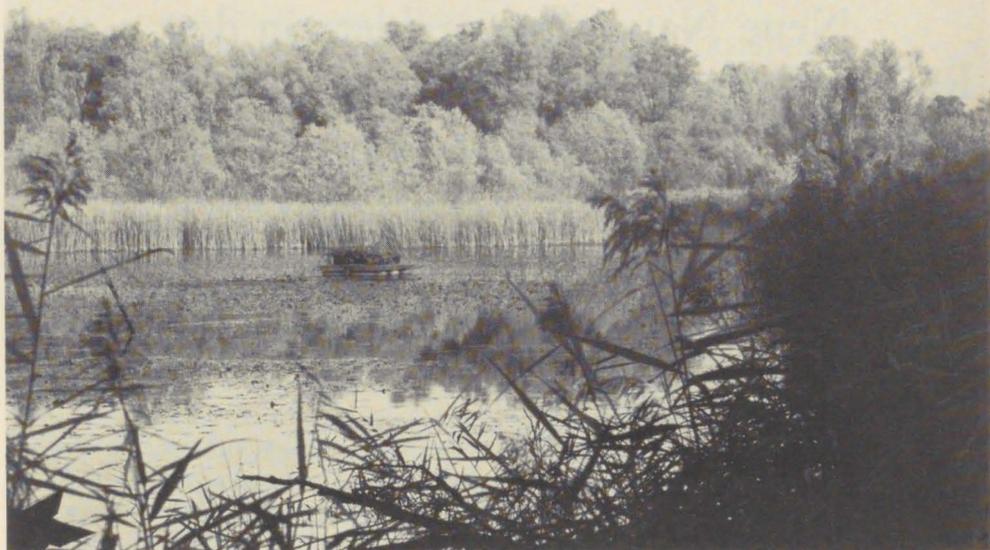
Dies ist freilich im Grunde nichts Neues, denn die Geschichte des Naturschutzes in Baden ist schon von Anfang an, etwa in den Baumdenkmälern im ehemaligen Großherzogtum gekennzeichnet vom Bemühen, Unersetzlichem Schutz zu gewähren.

Regierungsbezirk Karlsruhe

Die ältesten Naturschutzgebiete, die nach dem Reichsnaturschutzgesetz gesichert wurden, sind im *nordbadischen Raum* der „Reliktföhrenwald auf dem Heppenstein“ im Bereich der Städte Elztal und Mosbach, der schon 1939 unter Schutz gestellt wurde, ferner „Schwanne-Wald“ in den Gemarkungen Limbach und Waldbrunn im Odenwald, „Orchideenwiese“ nahe Elztal, „Henschelberg“ bei Mosbach, „Margaretschlucht“ bei Neckargerach, sowie „Zwerrenberg“ mit der bekannten Reiherkolonie nahe Zwingenberg, alle von 1940. Noch länger steht der Bereich „Wüstnächstenbach und Haferbukel“ bei Weinheim unter Schutz, nämlich seit 1937, er umfaßt eine Bergnase auf Pleistozän über Granit mit wärmeliebenden Baum- und Gebüschgesellschaften, sowie Trockenrasen. Das sind freilich nur wenige Beispiele von

insgesamt bis 1973 sichergestellten 27 Naturschutzgebieten mit 2509 Hektar Fläche oder 0,36% der Gesamtfläche des Regierungsbezirkes Karlsruhe, eine recht klein anmutende Zahl. Doch finden sich darunter sehr wertvolle Gebiete, die unterschiedlichste Vegetation aufweisen, eine artenreiche Tierwelt beherbergen oder auch als Zeugnisse der Erdgeschichte bedeutsam sind.

Einige Beispiele mögen das verdeutlichen. „Reiß- und Kuckucksinsel“ nahe Mannheim umschließen Altwasser des Rheins, Auwälder und Auwiesen. Ähnliches gilt für die „Ketscher Rheininsel“ mit Wildobstvorkommen und Wildrebe. Einzigartig sind die „Sandhäuser Dünen“ mit den letzten Resten wenig berührter Binnendünen, die wärmeliebenden Arten Zuflucht gewähren. Das „Torfloch im Mörsch“ und das „Weingartener Moor“ sind letzte Vorkommen einst weiter verbreiteter Moore und Sumpfflächen im Oberrheintal. Rheinaltwässer und Auwälder umschließen die Gebiete „Altrhein-Königssee“ bei Liedolsheim und „Rottlichwald“ bei Durmersheim. Geschützt sind Seen und Weiher, wie etwa der bekannte „Glaswaldsee“ bei Schapbach, der „Roßweiher“ nahe Maulbrunn und der „Wilde See — Hornisgrinde“ mit seiner reizvollen Umgebung, den einstigen Weideflächen um Seekopf, Altsteigerkopf und Hornisgrinde. Dieser Bereich steht im übrigen schon seit 1911 in Teilen unter Schutz als forstliches „Banngebiet“ mit damals 469 Hektar.



Auwald bei Rappenhöf

(Foto: Friedrich Keller)

Das sind freilich nur wenige Beispiele, umfassende Übersichten finden sich im „Verzeichnis der Naturschutz- und Landschaftsschutzgebiete des Landes Baden-Württemberg“, das in Lose-Blatt-Form von der Landesanstalt für Umweltschutz — Institut für Ökologie und Naturschutz — in Karlsruhe herausgegeben wurde.

Seit 1973 hat die Zahl und Fläche der Naturschutzgebiete im Regierungsbezirk Karlsruhe sich mehr als verdoppelt, Ende 1983 waren 58 Gebiete mit 3676 Hektar oder 0,59% der Fläche des Regierungsbezirkes unter Schutz; in diesem Jahr kam noch unter anderem das große und besonders wertvolle Gebiet „Rastatter Rheinaue“ mit 845 Hektar Fläche dazu. Darauf soll später eingegangen werden.

Die einzelnen Landkreise des Regierungsbezirks sind mit unterschiedlichen Anteilen bei den Naturschutzgebieten vertreten. Ende

1983 stand der Landkreis Freudenstadt an der Spitze mit 2,3% der Fläche, am Ende rangierte der Neckar-Odenwaldkreis mit 0,16%.

1982 wurden teils endgültig, teils einstweilig im Karlsruher Regierungsbezirk insgesamt 11 Gebiete als Naturschutzgebiet sichergestellt. Sie verteilen sich fast regelmäßig vom Rhein-Neckar-Kreis im Norden bis zum Landkreis Freudenstadt im Süden und umschließen eine Fläche von etwa 1020 Hektar. Damit kamen flächenmäßig fast 33% hinzu oder insgesamt rund 0,6% der Regierungsbezirksfläche stehen unter strengem Naturschutz.

Es sind außerordentlich verschiedenartige Gebiete, die geschützt wurden, sie haben große Bedeutung für zahlreiche Pflanzen- und Tierarten, die heute stark bedroht sind. Großflächige Auwälder mit Altarmen des Rheins umschließt das Naturschutzgebiet



Hoblob-Hochmoor

(Foto: Friedrich Keller)

„Rußheimer Altrhein“ mit 532 Hektar, das in einer gleichnamigen Monographie dargestellt wurde. Besonders artenreiche, bedeutende Feuchtwiesen finden sich um Schwetzingen. Sie wurden im Naturschutzgebiet „Schwetzinger Wiesen — Edinger Ried“ auf zwei Jahre befristet einstweilig sichergestellt im Juli 1982. In diesem Bereich finden sich als Besonderheit Gehölzstreifen, meist entlang von Gräben sowie im nördlichen Teil ausgewachsene Silberweiden. Zahlreiche Vogelarten, darunter sehr selten gewordene, haben hier gute Brutgelegheiten.

Auf der Gemarkung Schönbrunn liegt das Naturschutzgebiet „Todtenbronnen“, ein naturnahes Quellgebiet mit Pflanzengesellschaften feuchter bis nasser Standorte und beginnender Flachmoorbildung. Zwei Bäche entspringen im Gebiet selbst, das zeitweilig breitflächig von Oberflächenwasser überflutet wird. Reich ist die Flora, ebenso sind

zahlreiche Insekten und Kleinkrebse in den Tümpeln anzutreffen, die ehemalige Bombentrichter sind und auch wertvolle Laichgewässer für Amphibien bieten.

In den Naturschutzgebieten „Kraichbachniederung“ und „Malscher Aue“, die beide einstweilig sichergestellt wurden, treffen wir Reste von Flußauen des Kraichgaues mit naturnaher Kulturlandschaft, die noch Feuchtgebietscharakter aufweist. An den Rändern der Kraichbachniederung finden sich Flachmoorreste, bedeutsam ist vor allem der Lebensraum für eine artenreiche Vogelwelt, auch als Durchgangsstation für Zugvogelarten. Auch für die „Malscher Aue“ trifft die Besonderheit eines hervorragenden Feuchtgebietes zu mit sehr unterschiedlichen Lebensraumtypen, sowie letzten zusammenhängenden großen Schilf-, Seggen- und Hochstaudenflächen. Aber auch höher gelegene Hangpartien sind bedeutsam als Reviere sel-

tener Vogelarten wie Dorngrasmücke und Neuntöter.

Zwischen Muggensturm und Malsch liegt der „Federbachbruch“, ein Rest der einstigen Kinzig-Murg-Rinne mit der typischen Pflanzenwelt feuchter Standorte und der zugehörigen Tierwelt. Hier finden sich Lebensräume für gefährdete Tierarten, besonders Amphibien und Vögel. Einen Gegensatz dazu bilden die Trocken- und Halbtrockenrasen der „Ersinger Springenhalde“ in der Gemeinde Kämpfelbach des Enzkreises im Bereich aufgelassener Weinberge, Gärten und Streuobstflächen, die durch verschiedene Gehölze reich gegliedert sind und zahlreichen seltenen Vogelarten gute Brutgelegenheiten bieten. Die Flora ist sehr artenreich und weist etliche Seltenheiten auf.

Eine sehr typische Wacholderheide am Rande des Neckartales ist der „Kugler Hang“ oberhalb von Horb. Neben Trockenrasen finden sich dort Heckenbestände mit einzelnen Bäumen; auf den trockenen bis halbtrockenen Standorten blühen zahlreiche seltene Arten, etwa Küchenschelle, Frühlingsfingerkraut und Schlüsselblumen. Sehr reichhaltig ist die Tierwelt mit vielen Insekten, zahlreichen insektenfressenden Vögeln, Greifvögeln, Sängern, aber auch Reptilien und Säugern. Besonders wichtig ist die Tatsache, daß sich ein solcher intakter Lebensraum so nahe bei einer Stadt halten konnte. Es bleibt zu hoffen, daß dies auch künftig der Fall sein wird.

Zwei aufgelassene Steinbrüche, nämlich „Sulzbach“ bei Weinheim und „Kirchhardter Berg“ nahe Sinsheim sind „Lebensräume aus zweiter Hand“. Der „Kirchhardter Berg“ konnte allerdings nur einstweilig sichergestellt werden, er schließt neben der durch Trockenheit geprägten Steinbruchwand auch Waldflächen ein, sowie wärmeliebende Saumgesellschaften mit sehr reicher Flora. Die Abbausohle wechselt von feucht bis periodisch austrocknend. Im „Steinbruch Sulzbach“ finden wir das Bindeglied zwischen den Trocken- und Halbtrockenrasen des

Baulandes und jenen des Rheinhessischen Bereiches. Eine sehr reiche Flora kennzeichnet die verschiedensten Lebensräume, wärmeliebende Arten dominieren.

Ein „Paradies von Menschenhand“ liegt im „Erlachsee“ auf der Gemarkung Karlsruhe vor uns. Unter Beratung durch die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege schuf die Stadt Karlsruhe in dankenswerter Weise auf einer alten Trockenbaggerungsfläche, die noch aus der Vorkriegszeit stammte ein Gewässer mit flachen Böschungen, Steiluferteilen, Buchten, Halbinseln und Inseln, die zusammen sehr abwechslungsreiche Lebensräume bieten, die binnen kurzer Zeit von zahlreichen Tier- und Pflanzenarten besiedelt wurden. Zwei Beobachtungsplattformen ermöglichen eine ungestörte Natur- und Tierbetrachtung, ein Rundweg ermöglicht einen genußreichen Spaziergang. Das ist besonders wichtig in solchem Großstadtbereich, in dem es wirklich zu den Seltenheiten gehört, daß eine Kiesgrube ausschließlich der Erhaltung natürlicher Artenvielfalt dient. Ihre Ergänzung fanden die eben genannten Naturschutzgebiete durch 11 weitere, die im Jahre 1983 verordnet wurden. Dabei handelte es sich allerdings teilweise um die Neufassung oder Erweiterung von 3 schon bisher bestehenden Gebieten, nämlich „Reißinsel“ im Stadtkreis Mannheim, „Ketscher Rheininsel“, die viermal größer an Fläche wurde und „Waldmoor-Torfstich“ mit fünffacher Fläche.

Von Nordosten nach Südwesten beziehungsweise Süden wurden folgende Gebiete völlig neu geschützt: Im Neckar-Odenwald-Kreis auf Gemarkung Rosenberg ein Waldstandort mit zahlreichen Holzarten, das Gebiet „Schönhelden“, das sich durch großen Orchideenreichtum auszeichnet. In der Vergangenheit wurden hier immer wieder — schon damals rechtswidrig — Pflanzen ausgegraben und damit letztlich vernichtet.

Die Stadt Mannheim besitzt im Naturschutzgebiet „Bei der Silberpappel“, unmittelbar am Rheinufer gelegen einen typischen und na-

turnahen Auenbereich und eine Altrheinschlut, die parallel zum Rhein verläuft. Die Pflanzenwelt und die Form des Geländes werden auch heute noch unmittelbar vom Wasserstand des Rheins beeinflusst, Überflutungen kommen vor. Daraus resultieren sehr interessante Lebensräume mit schmalem Röhrichsraum, der von Schilf, Rohrglanzgras und Gelber Schwertlilie geprägt wird. Meist sind jedoch Silberweiden und Korbweiden zu finden. Im höheren Teil treffen wir Eichen-Ulmen-Wald und an den höchsten Geländeerhebungen Ulmen mit Hainbuchen. In diesem Gebiet gilt es, den starken Erholungsdruck durch die nahe wohnende Bevölkerung in geordnete Bahnen zu lenken, damit dieser schutzwürdige Bereich erhalten bleiben kann.

Von überragender Bedeutung ist das Schutzgebiet „Wagbachniederung“ auf den Gemarkungen Altlußheim, Neulußheim, Oberhausen-Rheinhausen und Waghäusel. Das einstige Flachmoor war früher weitbekannt wegen seiner reichen Orchideenbestände. Die Überstauung der Flächen mit Abwässern der angrenzenden Zuckerfabrik veränderte die Landschaft völlig; sie ist heute ein Feuchtgebiet von internationalem Rang und eine hervorragende Wasservogel-Lebensstätte. Die entstandenen Biotope sind sehr vielseitig, sie umschließen sowohl ausgedehnte Schilfbestände wie freie und bewachsene Schlammflächen, Streuwiesen und Riede. Insgesamt wurden bisher 245 Vogelarten beobachtet, von denen 85, zum Teil gefährdete Arten, in der Niederung brüten. Statt der ursprünglich vorgesehenen vollständigen Auffüllung werden nun nur die südlichen Bereiche und zwar wesentlich höher aufgefüllt, damit bleibt der nördliche Teil als unersetzlicher Lebensraum erhalten.

Beim „Schützinger Spiegel“ handelt es sich um einen nach Süden exponierten Steilhang am Strombergstrand mit einem bunten Wechsel von Halbtrockenrasen mit Wäldern und Waldsäumen auf Bunten Mergeln und Stubensandstein. Im Einvernehmen mit den

Teilnehmern einer Flurbereinigung, der Flurbereinigungs- und Landwirtschaftsverwaltung wurde dieser wertvolle Bereich von der Umlegung ausgenommen. Schwierigkeiten entstanden bei der Angleichung des rebflurbereinigten Geländes an das Schutzgebiet, die mittels flach abfallender Böschung und einer Trockenmauer gut gelöst werden konnten. Es ist dies ein hervorragendes Beispiel dafür, wie auch — analog der „Eichgasse“ in Bickensohl im Kaiserstuhl — bei gegenseitiger Gesprächsbereitschaft inmitten einer neu gestalteten Reblandschaft ein Naturschutzgebiet erhalten oder neu geschaffen werden kann. Mit einer Größe von über 15 Hektar ist damit ein hervorragender Lebensraum entstanden, der vielen Pflanzen- und Tierarten zusagende Bedingungen bietet.

Ganz andere Verhältnisse treffen wir im Bereich des Naturschutzgebiets „Tiefach und Eichenlach“ im Bereich der Gemeinden Au am Rhein, Durmersheim und Elchesheim-Iltingen. Hier findet sich eine etwa 1,5 Kilometer lange ehemalige Flußrinne, die nur an einer Stelle noch offenes Wasser zeigt, das restliche Gebiet ist mehr oder weniger verlandet. Dadurch entstanden Lebensräume für viele Pflanzen der Feuchtgebiete und für Tiere, denen dieses Milieu zusagt. Von Schwimmblattgewächsen reicht die Vegetationszonierung über Röhrichte, Seggenbestände bis zu Feuchtwiesen, die Uferzonen sind auwaldartig ausgebildet. Mit der Unterschutzstellung wurde ein weiterer wertvoller Bereich entlang des Rheines endgültig gesichert.

Im Naturschutzgebiet „Stockerbachtal“ auf Gemarkung Freudenstadt wird der Mittellauf des gleichnamigen Baches geschützt, der noch eine sehr schöne naturnahe Ausprägung zeigt. Quellstaudenfluren säumen die Ufer, es schließt sich ein galeriewaldähnlicher Erlen-Eschenbestand an, den Auengrund bilden unterschiedlich nasse Wiesen und Hochstaudenfluren, die meist nicht mehr bewirtschaftet werden und deshalb von

Zeit zu Zeit gezielte Pflege erfordern, sollen sie nicht zuwachsen.

In der Neckarau bei Eutingen und Horb liegen die „Wertwiesen“, ein fast gänzlich verlandeter Altarm des Neckars, der durch Druckwasser sehr reich mit Feuchtigkeit versorgt wird und recht unterschiedliche Standorte aufweist. Große Flächen werden von Seggen eingenommen, daneben finden sich dichte Schilfbestände, besonders am Weiher. Damit entstand ein Lebensraum für eine vielfältige feuchtigkeitsliebende Tierwelt mit zahlreichen Vögeln, Amphibien, Libellen und anderen Wasserinsekten.

In allerneuester Zeit, nämlich 1984 wurden drei weitere, besonders wertvolle Naturschutzgebiete ausgewiesen und verordnet. Davon ist die „Rastatter Rheinaue“ das größte Gebiet, es liegt im Bereich der Stadt Rastatt und der Gemeinden Iffezheim und Steinmauern und umschließt eine Fläche von etwa 845 Hektar. Die dortige Rheinaue bietet einen Naturraum von ganz besonderer Schönheit und Eigenart, sie ist ein Rest der einst weiter verbreiteten Überflutungsaue mit heute noch intakter Flußdynamik in der sogenannten Furkationszone, also jenem Bereich, in dem sich der Rhein früher in zahlreiche einzelne Arme verzweigte. Die Standorte wechseln außerordentlich, vom Silberweidenwald reichen die Gesellschaften, abhängig von Grundwasserstand und Überflutung beziehungsweise Mikrorelief höherer Bereiche bis zum Eichen-Ulmenwald.

Eine artenreiche Vegetation zeichnet dieses Gebiet aus, zahlreiche Gewässer und deren Randzonen bieten hervorragende Lebensräume für seltene und zum Teil vom Aussterben bedrohte Tierarten. Die französische Gemeinde Münchhausen als Eigentümer von 18 Hektar Wald hat sich in einer von der Karlsruher Forstdirektion aufgestellten Schonwalderklärung verpflichtet, analog den Waldbehandlungsrichtlinien Waldränder aus einheimischen Baumarten wie Silberpappel, Silberweide, Stieleiche, Wildobstarten, sowie Sträuchern zu erhalten und zu pflegen. Mög-

liche Konflikte mit den Sportfischern wurden dadurch beseitigt, daß bestimmte Zonen für die Ausübung dieser Sportart zugelassen wurden. In einem Pflegeplan und durch Einzelanordnungen werden die erforderlichen Schutz- und Pflegemaßnahmen für dieses große Gebiet festgelegt.

Mit einer Fläche von 6 Hektar ist auf der Gemarkung Sulz am Eck, Stadt Wildberg, die „Hülbe bei Sulz“ geschützt worden, ein wertvolles Feuchtgebiet mit artenreicher Tier- und Pflanzenwelt. Als Laichgebiet für Amphibien hat es besondere Bedeutung, deshalb wurde auch der angrenzende artenreiche und standortgerechte Laubmischwald als Lebensraum, als Nahrungsfläche und für das gesicherte Überwintern in den Schutz einbezogen.

97 Hektar Fläche umschließt das Naturschutzgebiet „Bruch bei Stettfeld“ nahe Ubstadt-Weiher mit weitläufigen wechselfeuchten bis nassen Schilf-, Seggen- und Wiesenflächen. Gebüsche und Erlenwaldstücke gliedern das Gebiet, das eine hervorragende Bedeutung als Brutraum für Vögel, aber auch als Zufluchtsstätte gefährdeter Pflanzen und zahlreicher bedrohter Tiere besitzt.

Damit geschah im Bereich des Regierungsbezirks Karlsruhe schon etliches, um dem immer rascher sich vollziehenden Verlust an Lebensräumen naturnaher Prägung zu begegnen, aber vieles ist in den kommenden Jahren im Zuge des Schutzkonzeptes zu tun, wobei es entscheidend darauf ankommt, daß unsere Bürger verstehen, daß es sich nicht um Maßnahmen handelt, die einzelne Naturschützer, vielleicht, um ihrem Hobby frönen zu können, anregen, sondern um eine Art „Arche Noah“, die unseren Mitgeschöpfen ein Weiterleben gestattet. Dabei werden die Ergebnisse der in den letzten Jahren von zahlreichen freiwilligen Mitarbeitern landesweit durchgeführten Biotopkartierung, also der Erfassung biologisch-ökologisch wertvoller Lebensräume eine zuverlässige Grundlage bilden. Bei allem Unterschutzstellen muß zudem eines bedacht werden, nämlich



Wutachschlucht, Talkessel bei Bad Boll

(Foto: Friedrich Keller)

die Sicherung späterer sachgerechter Pflege unter wissenschaftlicher Leitung.

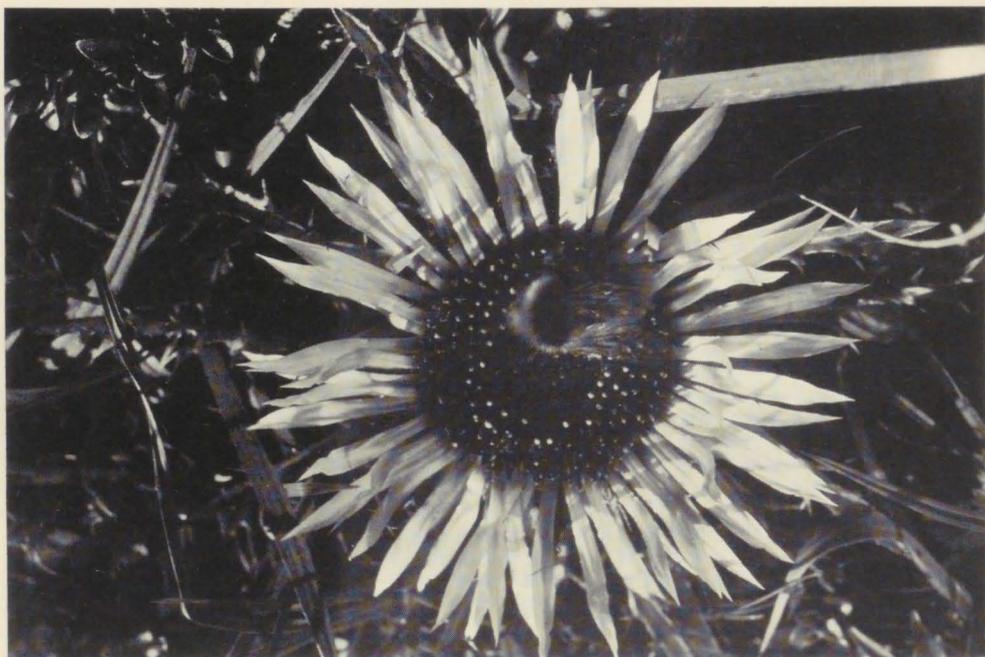
Diese eben geschilderte Leistung kann nur der ermessens, der selbst miterlebt hat, wie unendlich mühsame Verhandlungen durch die Beauftragten für Naturschutz in den Kreisen und Städten, durch die untere und höhere Naturschutzbehörde und ganz besonders durch die Mitarbeiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege zu dem beachtlichen Erfolg führten. Zu danken ist in diesem Zusammenhang aber auch den Städten und Gemeinden und nicht zuletzt den Grundstücksbesitzern, für die eine Unterschutzstellung zweifellos gewisse Opfer bedeutet.

Regierungsbezirk Freiburg

Im Regierungsbezirk *Freiburg* waren am 1. 1. 1973 75 Naturschutzgebiete mit insgesamt 8590,7 Hektar Fläche, das entspricht 0,91%

der Gesamtfläche des Regierungsbezirks, sichergestellt. Bis zum 31. 12. 1982 kamen 40 neue Naturschutzgebiete hinzu, die den Flächenanteil auf 1,36% erhöhten, damals lag die Gesamtfläche bei 12 688 Hektar, das ist eine wahrlich beachtliche Größe. Im Jahre 1983 wurden 6 weitere Gebiete mit 86,4 Hektar geschützt und 1984 kamen bisher 3 Gebiete hinzu, die 28 Hektar umfassen.

Eines der bekanntesten alten Naturschutzgebiete, freilich mit schweren Problemen, auch durch den noch immer zunehmenden Besucherstrom belastet, ist der Feldberg. Eine Monographie, vor kurzem von der Landesanstalt für Umweltschutz herausgegeben, schildert die Schönheit dieses einzigartigen Raumes, von dem 3231 Hektar Naturschutzgebiet sind, jenes Gneissmassives, überdeckt mit meist lehmigem Moränenschutt der letzten Eiszeit. Schon seit 1937 ist dieses Gebiet unter Naturschutz, ähnlich dem „Hondinger Zisiberg“ nahe Blumberg und dem „Jennetal“



Silberdistel am Feldberg

(Foto: Friedrich Keller)

auf der Gemarkung Ebringen mit seiner reichen Flora.

Besonders charakteristisch sind zwei andere, weitbekannte Bereiche, jener der „Wutachschlucht“ und jener, der die Hegauberge umfaßt, Zeugen des einstigen Vulkanismus, aber auch durch lange Zeit bedroht vom Gesteinsabbau und anderen zerstörerischen Eingriffen.

Sicher erinnern sich etliche Mitglieder des Landesvereins Badische Heimat des unermüdlichen Kampfes zur Erhaltung des einzigartigen Kleinodes „Wutach-Gauchachtal“, der damaligen Initiative besonders des Schwarzwaldvereins unter Beteiligung zahlloser Bürger und auch Ludwig Finckh's Einsatz zur Bewahrung des Hohenstoffeln. Leidenschaftliche Verteidigung der Werte unserer Heimat vor der Zerstörung ermöglichte es seit jenen Anfängen, manches Kleinod zu bewahren, andere wurden zerstört. Deshalb

war es außerordentlich dankenswert, daß das Regierungspräsidium gemeinsam mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in den letzten Jahrzehnten Zahl und Qualität der südbadischen Naturschutzgebiete erheblich vermehrte, wobei die Leistungen der Naturschutzbeauftragten in den Kreisen und das Mittun der Gemeinden, die Bereitschaft der Grundeigentümer nicht vergessen werden sollen.

Es würde den Rahmen dieses Beitrages zum 75-jährigen Bestehen der „Badischen Heimat“, jener Vereinigung, die sich Heimat-, Volks- und Landeskunde ebenso widmet, wie Naturschutz, Denkmal- und Kulturpflege, Volksbildung, Mundart- und Familienforschung, die sich so außerordentliche Verdienste gerade um die Erhaltung von Kostbarem erwarb, sprengen, wollte ich nun all das schildern, was an Besonderheiten in den neu hinzugekommenen Schutzgebieten

zu finden ist. Das kann besser auf Wanderungen oder Exkursionen geschehen, zu denen ich anregen möchte, aber stets verbunden mit der Mahnung, Ehrfurcht vor der Schöpfung zu bewahren und nicht zu zerstören oder zu beschädigen.

Unterhalb des schon lange geschützten Bereiches der Wutach- und Gauchachschlucht liegen zum einen die Wutachflühen, zum anderen teilweise recht naturnahe Bereiche an der Wutach selbst und an deren Zuflüssen. Da die Wutach auf etlicher Strecke die Grenze zum Kanton Schaffhausen bildet, ist es sehr erfreulich, daß auf schweizerischem Gebiet, vor allem auf Initiative unseres unvergessenen Freundes, Altforstmeister Arthur Uehlinger, ebenfalls ein Schutzgebiet entstand, das so eine hervorragende Ergänzung der neuerlichen Schutzbemühungen auf unserer Seite bildet.

Die „Auäcker“, auf der Gemarkung der Stadt Stühlingen die Wutach-Aue und den Selden-Graben umfassend, umschließen vor allem den Uferwald, aber auch die interessanten Pflanzengesellschaften der Sand- und Kiesbänke mit Knöterich- und Ampferarten, Weidengesellschaften mit Korbweidenbusch, Grauerlen und Bergulmen-Eschenwald. Darüber schließt sich ein wärmeliebender Buchenwald an. Vielfältig ist die Holzartenzusammensetzung dieses Gebiets, einzelne Fichtenaufforstungen wirken leider störend, dagegen bieten einzelne Wiesen mit extensiver Bewirtschaftung weitere Abwechslung.

Am Bodensee stehen, zum Teil seit längerem, große Teile des Ufers unter Natur- oder Landschaftsschutz. In der Vergangenheit zeigte es sich leider immer wieder, daß das Schutzinstrument des Landschaftsschutzes, das nur gewisse Einschränkungen, aber meist keine strikten Veränderungsverbote bedeutet, für einen dauerhaften Schutz nicht ausreicht. Jeder, der mit offenen Augen am See entlang wandert, kann dies bestätigen.

Daher ist es sehr erfreulich, daß ebenfalls 1982, wie bei den „Auäckern“, eine Ausweisung als Naturschutzgebiet auf Gemarkung

Markelfingen 26 Hektar Bodenseefeuer schützt, den sogenannten „Markelfinger Winkel“ am nordwestlichen Ende des Untersees. Zwei Teilgebiete sind es, die durch einen vorhandenen Zeltplatz getrennt werden, sie bestehen aus Schilfröhricht, Wiesen und Gehölzbeständen. Relikte des ehemaligen Auwaldes zeigen die Silberweidenbestände, an sie schließen sich gegen das Land zu ausgedehnte Weidengebüsche. Die Wiesen sind meist brachliegende Streuwiesen, auf denen zahlreiche vom Rückgang oder Aussterben bedrohte Pflanzenarten vorkommen, wie etwa Sibirische Schwertlilie, die im Frühsommer einen zauberhaften Aspekt bildet.

Reich ist die Vogelwelt mit Rohrsängern, seltenen Entenarten, die dort gute Brutgebiete besitzen, von denen allerdings jegliche Störung ferngehalten werden muß. Deshalb muß auch das Verlassen der Wege unbedingt unterbunden werden. Ebenso ist es nötig, den Zugang zum Schilfröhricht von der Wasserseite her zu verhindern, Zerstörungen wären sonst unvermeidlich. Hier zeigt sich die Problematik der unterschiedlichen Auffassungen über Freizeitaktivitäten, die Surf-Welle der letzten Jahre hat neben dem schon bisher üblichen Wassersport — der Wellenschlag durch rasche Motorboote trug entscheidend zur Zerstörung wassernaher Schilfflächen bei — große Schwierigkeiten für einen nachhaltigen Schutz gebracht.

Im Südwesten von Villingen, nahe dem hallstattzeitlichen Magdalenenberg, liegt eine ehemalige Viehweide, das „Tannhörnle“ auf mittlerem und unterem Muschelkalk, im Westteil auf oberem und mittlerem Buntsandstein. Buschreiche Magerrasen werden von Eichen-, Fichten- und Kieferngruppen begleitet, ein Bild, wie es möglicherweise schon in vorgeschichtlicher Zeit ähnlich ausgesehen hat, denn damals gab es schon nachweislich solche Huteweiden. Zahlreiche Enziane bieten ein buntes Bild, dies wird bereichert durch eine artenreiche Flora anderer gefährdeter Pflanzen. Reich ist die Vogelwelt, 41 Vogelarten wurden in diesen so viel-



Wollgras

(Foto: Friedrich Keller)

fältig gegliederten Lebensräumen beobachtet. Damit ist ein Rückzugsgebiet für Pflanzen und Tiere erhalten worden, das für die Landschaft des Baar-Schwarzwaldrandes von großer Bedeutung ist.

Seit 1970 besteht das Bannwaldgebiet „Wehratal“, das ebenfalls 1982 als Naturschutzgebiet sichergestellt wurde. Es liegt im landschaftlich interessantesten Teil des Wehratales mit großartigen Felspartien und klammartigen Durchbrüchen. Die steilen Hänge bedecken naturnahe Buchen-Tannenwälder, feuchte Felswände sind von zahlreichen Farnen besiedelt, charakteristisch sind die Hangrinnen oder „Döbel“ mit hohem Anteil an Ulme. Neben fast geschlossenen Waldbeständen treffen wir extreme Standorte mit sehr lückigem Bewuchs, eine mosaikartige Verteilung mit urwüchsigen, teilweise sogar urwaldähnlichen Bildern. So ist es verständ-

lich, daß dieser Bereich zahlreichen Pflanzen und Tieren zusagende Lebensbedingungen bietet.

Im Hegau standen schon bisher einige der charakteristischen Berge unter Naturschutz, einer der bekanntesten ist zweifellos der Hohentwiel, ebenso wie der Hohenstoffeln seit 1941 geschützt. 1982 kam der Hohenhefen als Naturschutzgebiet hinzu und 1983 wurden die markanten Berge Hohenkrähen und Höwenegg geschützt. Damit ist für diese besonders schöne Landschaft sichergestellt, daß keine irreparablen Schäden an seinen Bergen entstehen. Es ist anzustreben, daß auch die noch nicht streng geschützten Berge, die samt der ganzen Hegaulandschaft heute als Landschaftsschutzgebiet gesichert sind, zu Naturschutzgebieten aufgestuft werden. Dieses Landschaftsschutzgebiet mit 8964 Hektar Fläche reicht vom Neuhöwen im Norden bis zum Rosenegg im Süden.



Küchenschellen am Kaiserstuhl

(Foto: Friedrich Keller)

Zur basaltischen Reihe des Hegauvulkanismus gehörend bietet der Hohenhewen ein charakteristisches Bild eines fast symmetrischen Kegels, am Gipfel sehen wir Basalt mit bis zu 3 Meter dicken senkrechten oder nur schwach geneigten Säulen. Freilich ist dies nur ein Teil des geologisch sehr vielfältigen Berges, der in der Hauptmasse aus Jurana-gelfluhmergeln besteht und außerdem Dek-kentuffe zeigt. Eine Decke aus Basaltblock-schutt reicht, besonders im Südwesten und Westen bis ins Tal hinab. Die Vegetation zeigt eine besonders typische Folge der Waldtypen, wie sie sich nach dem Rückzug des Eises in Süddeutschland entwickelten.

Deutlich sichtbar wird der Einfluß der Expo-sition und damit der Wärmetönung in Süd-west- und Südlage. Sehr artenreich ist die Flora auf den nahezu überall ausgebildeten Sonderstandorten und von ihnen abhängig

auch die Fauna mit zahlreichen wärmelie-benden Arten.

Der Hohenkrähen, nach vorgeschichtlichen Funden in der Steinzeit und Bronzezeit vom Menschen besiedelt, trägt auf seinem Gipfel noch heute gewaltige Mauern, die von einer Burganlage stammen, die schon sehr früh er-richtet, im Dreißigjährigen Krieg aber end-gültig geschleift wurde. An den „badischen Rübezahl“, das Poppele vom Hohenkrähen, erinnert die Sage. Die Quellkuppe der Dek-kentuffe wird vom Phonolith durchbrochen, ähnlich wie beim Hohentwiel. Ein Schutt-mantel aus dem gleichen Material umgibt den Kern und bildet die Hänge. Wegen der außerordentlichen Steilheit des Oberhanges mit Felswänden und Trümmerhalden zeigen die Flanken des Berges nur Gebüsch und krüppelig-bizarrr geformte Bäume. Felsspal-ten- und Felsschuttgesellschaften besiedeln die allersteilsten Partien. Darunter folgt ein

Laubmischwald, in dem Linden besonders charakteristisch sind, er weist in manchen Teilen einen fast urwaldähnliches Bild auf. Außerordentlich vielgestaltig sind die Waldgesellschaften in Abhängigkeit von Exposition, Wasserversorgung und Feinerdeanteil des Standortes. Kaum irgendwo in unserer weitgehend vom Menschen veränderten Kulturlandschaft finden sich auf engstem Raum derart abwechslungsreiche Vegetationsbilder.

Das Gebiet des Höwenegg ist besonders bedeutsam wegen seiner unterpliozänen Wirbeltierfundstätte, auch wenn durch den jahrzehntelangen Abbau von Basalt schon vieles an sonstigen Besonderheiten zerstört wurde. Immerhin ermöglicht dieser Abbau einen Aufschluß von über 60 Metern Tiefe, in dem der Bau eines tertiären Vulkanschlotes sichtbar wird. Außerordentlich reich ist die Vegetation des Gebietes, zahlreiche Pflanzenarten der „Roten Liste“, also gefährdete bis vom Aussterben bedrohte Pflanzen, finden sich hier. Es war eine hervorragende Leistung, daß dieser so besondere Berg — buschstäblich in letzter Minute — gerettet werden konnte und dem Schicksal entging, zur Großdeponie für Müll und Abfall zu werden.

Ende 1982 wurde der „Teningen Unterwald“ zum Naturschutzgebiet erklärt. Es handelt sich um einen reich gegliederten Auewald mit zahlreichen Holzarten, reichem Unterholz, dies in Abhängigkeit von der Höhe des Grundwasserstandes und einer sehr artenreichen Flora und Fauna. Besondere Bedeutung besitzt dieses Gebiet für die Vogelwelt, die durch alte Eichen mit breiten Kronen günstige Horste erhält, aber auch dank anderer Baumarten Höhlenbrütern sehr gute Lebensbedingungen ermöglicht und schließlich im artenreichen Unterwuchs selten gewordene Singvögel beherbergt, wie etwa die Nachtigall. Aber auch floristisch ist dieser Waldteil von großem Reiz mit seinem Wechsel von Flatterulmenreichem Erlen-Eschen-Auenwald mit seegrasreichem Eichen-Hainbu-

chenwald, Wäldern, die infolge der großflächigen Umwandlung früher ähnlicher Waldbestände heute zu den Seltenheiten gehören.

Der „Bitzenberg“ auf Gemarkung Bickensohl der Stadt Vogtsburg im Kaiserstuhl gehört zu den besonders schutzwürdigen Bereichen dieser in den letzten Jahrzehnten so sehr umgestalteten Landschaft. Er wird von tephritischen Ergußgesteinen, Tuffen und Tuffbreccien gebildet und zeigt in seinem oberen Teil natürliche Felsbildungen; kaum irgendwo findet sich, im Gegensatz zu anderen Erhebungen des Kaiserstuhls Lößbedeckung. Charakteristisch ist der Flaumeichenwald mit Saumgesellschaften, die eine außerordentliche Vielfalt an Pflanzen und Tieren aufweisen. Dies gilt auch für die Pioniergesellschaften auf geringmächtiger Feinerdeauflage über Tephritfelsen und Trockenrasenpartien, die sich auf kleine Flächen beschränken. Mit diesem Naturschutzgebiet werden die bisher schon geschützten Bereiche „Amolterer Heide“, „Büchsenberg“, „Rheinhalde Burkheim“, „Badberg“, „Schneckenberg“, „Scheibenbuck-Bluttenbuck“, „Hochberg“ und „Eichgasse“ weiter ergänzt.

Der „Sandkopf“ auf der Gemarkung Zienken, Stadt Neuenburg umfaßt ein typisches Trockengebiet, entstanden durch die Absenkung des Grundwasserspiegels als Folge des Oberrheinausbaues. Die hohe mittlere Jahrestemperatur begünstigt das Vorkommen wärmeliebender Arten von Pflanzen und Tieren. Eine Fülle interessanter Pflanzengesellschaften und gefährdeter Pflanzenarten ist hier anzutreffen. Kleinflächige Trockenrasen wechseln mit kleinen Schlenken auf verdichtetem Boden. Weite Flächen werden vom Sanddorn eingenommen, der gemeinsam mit verschiedenen Weidenarten, sowie Berberitze und Liguster auch artenreiche Bestände bildet. Lichter Trockenwald steht an anderen Stellen, typisch sind verschiedene Stadien des Eichen-Hainbuchenwaldes, auf den ehemaligen Auewald weisen Relikte am Rande des

Hochgestades, darunter die Moorbirke hin. Bei Oberhöllsteig-Hinterzarten erstreckt sich in einer durch die Eiszeit geformten Wanne das „Hirschenmoor“. Etwa zwei Drittel des ungefähr 10 Hektar großen Moores bedecken dichte Spirkenbestände, also ein Bergkiefern-Moorrandwald. Im Zentrum findet sich eine offene, sehr nasse Moorfläche, die im übrigen Schwarzwald nur selten anzutreffen ist. Dieses Naturschutzgebiet stellt eine sehr gute Ergänzung zum östlich gelegenen „Hinterzarter Moor“ dar. Freilich darf dieses sehr empfindliche Gebiet, das in seinen Randbereichen teilweise schon gestört wurde, auf keinen Fall etwa für Erholungszwecke erschlossen werden. Hier heißt es, die „Natur für den Menschen vor dem Menschen zu schützen“.

Auf den Gemarkungen Zunzingen und Badenweiler-Oberweiler liegt das Naturschutzgebiet „Innerberg“ mit fast 19 Hektar Fläche. Es ist ein geradezu klassischer Standort für eine Vielzahl von Pflanzenarten trockener Bereiche, der sogenannten Steppenheide. Schon in der Flora von K. H. Lang von 1843 wird dieser Bereich als Fundort zahlreicher seltener Arten erwähnt. Hier findet sich ein Mosaik nicht mehr bewirtschafteter Trockenrasen mit aufgelassenen Weinbergen, deren Mauern eine Zufluchtstätte für wärmeliebende Tiere bieten; hinzu kommen ausgedehnte Säume zu Gebüsch und Waldbeständen. Ein Flaumeichenwald mit Kiefer und Hainbuche bedeckt den Großteil des Gebietes, es ging aus einem ehemaligen Eichenschälwald hervor. Hier verbindet sich naturwissenschaftliches Interesse mit dem Bestreben, Zeugnisse einstiger Wirtschaftsformen des Menschen zu erhalten. Auch wärmeliebende Insekten können hier zusage Lebensbedingungen finden, deshalb ist es sehr zu begrüßen, daß eine Unterschutzstellung erreicht wurde.

In jüngster Zeit wurde das schon seit 1937 bestehende Naturschutzgebiet „Hondinger Zisiberg“ erweitert, es umschließt Kalktriften der montanen Stufe der Baar mit den typi-

schen Vertretern der Fauna und Flora der Magerrasen, auf Weißjura an der Länge gelegen.

Sichergestellt wurde im Bereich der Gemeinde Eigeltingen auf der Gemarkung Heudorf im Landkreis Konstanz das „Heudorfer Ried“ mit 21,5 Hektar Fläche. Es bietet als ausgedehntes Flachmoor in einer schon sehr stark umgewandelten Kulturlandschaft Lebensmöglichkeiten für Tier- und Pflanzenarten, die in solchen Flachmoorbereichen, Riedwiesen und Schilfflächen vorkommen, vor allem auch Vögeln, die offene Flächen benötigen.

Die „Kälberhalde“ am Rande des Neckartales auf Gemarkung Altoberndorf der Stadt Oberndorf weist eine vom Menschen geprägte Landschaft von ganz besonderer Schönheit und Eigenart auf. Mit ihren 4 Hektar Fläche bietet sie zahlreichen Pflanzen- und Tierarten gute Lebensbedingungen, sie ähnelt etwas der bereits vor 3 Jahren unter Schutz gestellten „Brandhalde“ im Norden der Stadt.

Weitere Unterschutzstellungen stehen bevor, wie überhaupt in den letzten Jahren ein wirklich edler Wettstreit innerhalb und zwischen den einzelnen Regierungsbezirken unseres Landes beobachtet werden kann. Sehr viel ist noch zu tun, damit in überschaubarer Zeit die unabweisbaren Ergänzungen an Naturschutzgebieten, flächenhaften Naturdenkmälern und Landschaftsschutzgebieten erreicht werden können. Jeder kann dazu beitragen, daß dieses Ziel rascher zu verwirklichen ist, wenn er bei allen sich bietenden Möglichkeiten darauf hinweist, daß nur durch genügend große und über das ganze Land verteilte geschützte Lebensräume ein Überleben bedrohter Pflanzen und Tiere ermöglicht werden kann.

Sehr herzlich habe ich zu danken für Auskünfte verschiedenster Art meiner Kollegin vom Institut für Ökologie und Naturschutz, Frau Dr. Sabine Görs, sowie meinen Kollegen bei den Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege in Freiburg und

Karlsruhe, Gerhard Fuchs und Günter Müller mit ihren Mitarbeitern, auch für die Überlassung von Würdigungen für einzelne Naturschutzgebiete. Es bleibt zu wünschen, daß auch künftig neue Schutzgebiete in der

„Badischen Heimat“ vorgestellt werden können, damit das Bewußtsein unserer Bürger für die Notwendigkeit des Schutzes der Reste einstigen Reichtums in unserer Heimat eine Selbstverständlichkeit wird.

Die Entdeckung der Region oder Literatur in Baden seit 1945

Karl Foldenauer, Karlsruhe

„Ich kann mir einen Schriftsteller denken, der mit ungebeurem Vergnügen Liechtensteiner ist und nur Liechtensteiner, für den Liechtenstein viel mehr ist, unermesslich viel größer als die 61 Quadratmeilen, die es tatsächlich mißt. Für diesen Schriftsteller wird Liechtenstein zum Modell der Welt werden, er wird es verdichten, indem er es ausweitet, aus Vaduz ein Babylon und aus seinem Fürsten einen Nebukadnezar schafft . . . Diesen Schriftsteller wird man nicht nur in St. Gallen spielen, er wird international werden, weil die Welt sich in seinem erfundenen Liechtenstein widerspiegelt.“

Friedrich Dürrenmatt

Alle Literatur hat es nicht nur mit der Zeit, sondern auch mit dem Raum zu tun. Der Raum ist dabei sowohl eine geographische, wie auch eine soziologische und politische Kategorie, die weitgehend vom Bewußtsein der Bewohner, insbesondere der geistig Schaffenden abhängt. So ist das literarische Novum in Baden die allmähliche Entdeckung und Bewußtwerdung der Region. Es ist ein langer und mühsamer Weg, ein Prozeß, der bis heute noch nicht abgeschlossen ist. Jedoch ist überall ein Interesse an der Region, am Großraum, an der Landschaft erkennbar, das nicht zuletzt auf die Aktivitäten zahlreicher Schriftsteller in dieser Region zurückzuführen ist, die zur Veränderung des Bewußtseins wesentlich beitrugen; genannt sei stellvertretend der Name Martin Walser. Es vollzog sich eine Besinnung auf unsere Existenzgrundlagen, eine Hinwendung zu

dem was überschaubar und unverwechselbar ist und was Identität verleiht. Die Betonung der regionalen Vielstimmigkeit Europas kam gerade der Region Oberrhein entgegen, die „im Zentrum der europäischen Geschichte“ liegt und in der „alle ungelösten Probleme des Jahrhunderts“ sich finden, wie Christoph Meckel, ein Schriftsteller aus dieser Region feststellt.

Oberrhein, das bedeutet die Renaissance einer alten Vorstellung und die Wiedergewinnung einer neuen Identität.¹⁾ Sie überschreitet die nationalen Grenzen, denn Vorderösterreich und die nördliche Schweiz, das Elsaß und das Land Baden verstehen sich als eine große Region. Christoph Meckel hat sie in seinem Buch „Suchbild“ (1980) einzigartig beschrieben, und der elsässische Liedermacher François Brumt hat ihr zum populären Namen „Dreieckland“ in seinem „Lied vom Dreyeckland“ verholfen.

Bei aller Differenziertheit und beachtenswerten Unterschieden gibt es heute in dieser Region mehr Gemeinsames und Verbindendes als Trennendes. Dies gilt vor allem für den Bereich der Literatur. Ein eindrucksvolles Dokument dafür ist der von den beiden Straßburger Professoren Adrien Finck und Raymond Matzen herausgegebene und literarisch und linguistisch betreute Band: „Nachrichten aus dem Alemannischen“ (Hildesheim 1979), der zahlreiche Texte, Graphiken und Lieder aus Baden, dem Elsaß, der Schweiz und Vorarlberg enthält.²⁾ André Weckmann und Jean Egen finden mit

ihren Gedichten in Hochsprache und Mundart und mit ihrer Prosa³⁾, diesseits des Rheins genauso viel Beachtung wie jenseits, nicht zuletzt auch ein Zeichen dafür, daß in dieser Region eine gesteigerte Sensibilität für Einflüsse und Anregungen über die Grenzen hinweg erwacht ist. Das geht so weit, daß die Schweizer Literaturkritikerin und Literaturwissenschaftlerin Elsbeth Pulver⁴⁾ feststellt, die Frage nach einer eigenständigen schweizerischen Nationalliteratur sei heute erledigt, denn an die Stelle der Nation sei bei den jüngeren Schriftstellern die Region als Anschauungs- und Erfahrungsmaterial getreten.

Dem entspricht wohl auch das veränderte Verhalten der Leser. Was heute in der unmittelbaren Umgebung, gleich nebenan, geschrieben wird, findet wieder Beachtung. Was früher im Geruch des Biederens und Provinziellen stand, was verdächtigt wurde aus der Gemütlichkeitsecke zu kommen, findet Anerkennung.

Borniert ist heute derjenige, der seine eigene Umwelt nicht kennt, und wer kann ihm die Augen besser öffnen für die eigene Umgebung als der Künstler, der in der gleichen Region, in der gleichen Stadt arbeitet? Denn er macht die Umwelt vertrauter, und der Leser akzeptiert, was glaubhaft dargestellt wird und vielleicht auch Chancen hat überregional zu werden. Was sich aus der Region herausfiltern läßt an Spannung, Tradition, Aktualität und an Erfahrungen, das kann weit über den regionalen Raum hinaus Wirkungen zeigen und Repräsentanz für den nationalen und übernationalen Bereich bekommen: die Region als Spiegel der Welt. Regionalliteratur ist potentiell immer auch Weltliteratur.

Natürlich kam diese Entwicklung nicht von ungefähr. Oft entsprang sie dem Geiste der Opposition. Man beklagte die Unkenntnis der eigenen Vergangenheit oder der des Nachbarn, den Bestand eines ideologischen Geschichtsbildes, das die lokalen Gegebenheiten vernachlässigte, die Abkehr von der Muttersprache, den Verlust des Dialekts.

Anonyme Großorganisationen drohen das Leben zu nivellieren und es zu verfremden. Mächtige politische Schaltzentralen machen den einzelnen zur nur noch beliebig verschiebbaren und austauschbaren Figur. Diese Gefahren bedrängen Verwandtes und formieren es. So ist die Region Oberrhein nicht zuletzt auch eine Widerstandsformation und ihre Literatur ein Protest.

Die regionalen Schriftstellertreffen, die Literaturfestivals, öffentliche Lesungen, die regionalen Zeitschriften und Anthologien, regionale und überregionale Literaturpreise, darunter der Johann Peter Hebel-Preis, sind lebhafter Ausdruck für ein verändertes literarisches Bewußtsein, das ja nicht nur Sache der Schriftsteller sein kann, sondern auch gestützt werden muß durch die Kritik und die Öffentlichkeit.⁵⁾

Welche Schriftsteller gehören in diese Region? Wichtig ist für die Beantwortung dieser Frage die eigene Standortbeschreibung des Autors, das was er als seine „eigentliche Heimat“ (Marie Luise Kaschnitz) bezeichnet, auch wenn er dort nicht geboren wurde, oder wenn er viele Jahre unterwegs war oder andernorts weilte. Fast jeder Autor hat seine Region, die für sein Leben und sein Schreiben bedeutsam wurde, die er gestaltete und geistig durchdrang. Es geht also nicht primär um Schriftsteller aus Baden, sondern um Autoren, die in diesem Land dichterische aber auch rhetorische und reflektierende Zeichen gesetzt haben.

Vom Dialekt und seinen Varianten in dieser Region wird nicht ausführlich die Rede sein, denn was früher die regionale Dichtung so auszeichnete und hervorhob, war die Dialektgebundenheit der Sprache. Hier hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten eine Veränderung vollzogen. Der Dialekt steht gleichberechtigt neben der Hochsprache, und einzelne Autoren bedienen sich beider Sprachvarianten, je nach Zielsetzung. Der Dialekt in der Dichtung wirkt nicht mehr archaisch-bieder oder gar zurückgeblieben. In die Dialektgedichte der heutigen Autoren

sind Errungenschaften der modernen Lyrik in erstaunlichem Maße eingegangen, und die lyrisch-bildhafte Durchdringung eines Stücker Wirklichkeit im Dialektgedicht braucht oft den Vergleich mit hochsprachlicher Dichtung nicht zu scheuen. Dies gilt für den deutschen wie für den französischen Sprachbereich im Elsaß. Dialekt ist „Lied und Schrei“, so hat es André Weckmann formuliert. Vielleicht hat man den „Schrei“ in den letzten Jahren zu deutlich gehört und darüber das Lied vergessen.

Literatur ist immer auch Form und Gestalt. Auch ihr gilt unsere Aufmerksamkeit. Gibt es Dominanzen in unserer Region? Welche Rolle spielen die kleinen Formen, die Skizzen und Miniaturen, Lied und Song, Aphorismus und Spruch? Zu fragen wäre auch nach der Rolle des lokalen Theaters. Gibt es noch oder schon wieder ein Volksstück, etwa in Mundart, manche kleinen örtlichen Bühnen führen hier ein erfolgreiches Dasein. Hier wäre eine systematische Bestandsaufnahme vielleicht ergiebig. Sie böte auch Gliederungsschemata an. Wenn wir uns aber im folgenden dennoch mehr an den chronologischen Verlauf halten, dann deshalb, weil das Thema schon eine zeitliche Fragestellung enthält und weil gerade dadurch auch das gleichzeitige Nebeneinander hervortreten kann, das für diese Zeit wichtig ist. Die Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen, die Pluralität und die Gegensätzlichkeit, die Vielfalt und die Komplexität, werden im zeitlichen Ablauf am deutlichsten sichtbar.

Bestandsaufnahme und Aufbruch

In Baden hatte es mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs keine „Stunde Null“ gegeben. Die Menschen konnten wieder frei atmen. Viele fragten nicht lange nach den Gründen, warum ihnen dies 12 Jahre nicht möglich gewesen war. Alles war jetzt so unerhört anders. Man hatte wenig Zeit zur Gewissensforschung. Mit den Franzosen als Siegern im Land öffneten sich auch wieder die Grenzen

für lange Zeit verschlossene literarische und kulturelle Schätze. Zwar hatte sich das literarische Klima schlagartig verändert, aber während des Dritten Reichs war keine bedeutsame Literatur erschienen, und so war die literarische Landschaft weit geöffnet für sehr verschiedenartige Tendenzen und für die Schriftsteller, die seit Jahren im Land ansässig waren, deren Werke jetzt auch Neuauflagen erfuhren. Sodann gab es die Autoren, die für die Schublade Geschriebenes nun endlich unbehindert publizieren konnten, und daneben entstanden neue literarische Werke.

Da wäre zunächst Hermann Burte-Strübe (1879–1960) zu nennen, der als Maler und Schriftsteller nach Jahren in London, Oxford und Paris, seit 1908 in Lörrach lebte. Sein Protest gegen den deutschen Scheinidealismus, wie er sich in dem Roman „Wiltfeber“ (1912) zeigte, seine Kritik eines lauen Christentums, einer verdorbenen Bauernschaft, seinen Kampf gegen Lauheit und Mittelmaß und sein Eintreten für ein arisches Christentum, für die Auslese der Besten, für die Allgewalt des Staates, hat Burte nie widerrufen. Während des NS-Regimes schrieb er wenig. Erst nach 1945 erschienen wieder einige Gedichtbände wie „Die Seele des Maien“ (1950), „Das Heil im Geiste“ (1953), „Psalter um Krist“ (1953), „Stirn unter Sternen“ (1957). Nach seinem Tode kommt es dann zu Neuauflagen verschiedener Werke, zu Sammlungen, auch der Band „Adler und Rose“ (1966) mit Übersetzungen französischer Gedichte seit dem 15. Jahrhundert, erscheint, und die Hermann-Burte-Gesellschaft betreut sein schriftstellerisches und malerisches Werk.

Auch Emil Strauß (1866–1960) gehört zu den Schriftstellern, die ganz in der Vergangenheit und im Zeitlosen ihr Werk angesiedelt haben. In vielen Städten Badens zuhause, lebte er seit 1925 in Freiburg. Berühmt wurde er in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg. Seine Romane „Der Engeltwirt“ (1901), „Freund Hein“ (1902), der Bil-

dungsroman „Das Riesenspielzeug“ (1934) mit seiner Verteidigung des „naturgemäßen Lebens“, sowie seine zahlreichen Novellen, darunter die so erfolgreiche wie „Der Schleier“ (1920), brachten ihm viel Anerkennung.⁶⁾

Nach dem Kriege schrieb Strauß noch einige Erzählungen „Dreiklang“ (1949) und „Ludens. Erinnerungen und Versuche“ (1955), ein Rechenschaftsbericht über Leben, Kunst und Zeit. Es war still geworden um den alten Emil Strauß, aber Christoph Meckels Wort — er war Strauß wohl des öfteren in Freiburg begegnet — „hinkender Stockmensch, restliches Gemergel eines selbstbewußten Misanthropen... Der alte Mann war zum Nazi geworden und damit zum staatlich bestätigten Klassiker der Dreißiger Jahre“ (C. M.: „Suchbild“ S. 163), kann nicht das letzte Wort sein. Die strenge und oft spröde Prosa von Strauß' Werken, ihre Hinwendung zum historischen Detail und zu grundlegenden menschlichen Konflikten, verbindet sich oft mit dem Dialekt, der auch in sein Schriftdeutsch eindringt, und ist bis heute interessant. Strauß war kein provinzieller Heimatdichter, der den Begriff Heimat verkitscht, nationalisiert oder verabsolutiert hätte. Seine Figuren sind Grübler und Sinnierer, Querköpfe und Außenseiter, die in kein Konzept passen. Sie stellen „eine einzige Kritik an der bürgerlichen Leistungsethik“ dar und zeigen „die Psychologie des Künstlers, dessen Verletzlichkeit keine wie immer geartete Gesellschaft allzuviel zumuten darf“.⁷⁾

Emil Strauß und Hermann Burte waren beide durch das NS-Regime gefährdet, wobei es sich nicht so sehr um ein persönliches Engagement handelte, sondern mehr um eine generelle Anfälligkeit. Provinzielle Enge, die oft einen antizivilisatorischen Aspekt hat, ist für Radikalismus genauso anfällig wie Literatur, die sich in ideale Höhen erhebt und die Fakten vernachlässigt.

Mit dem Namen Richard Gäng (1899 geb.) verbindet sich untrennbar der Titel seiner Novelle „Die Heimfahrt des Andreas Kum-

lin“, die 1952 im Insel-Verlag erschien. Hier schildert Gäng die zwölf letzten Lebensstunden des Pferdeknechts Andreas Kumlin, dem „eine alltägliche Störung widerfuhr, die ihm unerwartet zum Schicksal wurde“. Eine nächtliche Fuhre bringt ihm das Unglück, denn die Pferde scheuen, brennen durch und führen den Tod herbei. Reinhold Schneider schrieb über diese Novelle: „Indem der Dichter auf jede Erklärung verzichtete, das bewegende, unfaßbare Ereignis ganz im Unzugänglichen, in den Tieren, sich abspielen ließ, hat er ein unausschöpfbares Gleichnis gegeben von der Ratlosigkeit, der Unmacht des Menschen vor den Gewalten.“

Auch in anderen Erzählungen stellt Gäng seine Heimat dar und deren Menschen, und in dem Gedichtband „De Sunntigmorge“ (1954; Nachwort von R. Schneider), finden sich seine besten Mundartgedichte. Ausdruck seines Engagements für seine Heimat ist auch das „Lesebuch in der Muetersproch für großi und chlini Lüt“, und nicht zuletzt sein Versuch, J. P. Hebels „Alemannische Gedichte“ durch eine zweisprachige Ausgabe (alem./hochdt.) leichter zugänglich zu machen (1960, 1969²⁾).

Über ein fast schon unüberschaubares Roman- und Novellenwerk verfügt die in Lahr geborene und seit 1932 auf Schloß Eberstadt bei Osterburgen ansässige Erzählerin Juliane von Stockhausen (1899 geb.). Ihre großen historischen Romane brachten ihr viel Erfolg. Nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen in rascher Folge weitere Romane, darunter auch „Das Herz entscheidet“, ein Roman der versucht, das Flüchtlingsproblem darzustellen und so zum Zeitroman wird.

Erfolgreich war nach 1945 auch Hermine Maierheuser (1882–1968). Seit Jahrzehnten schuf sie ein Erzähl- und Gedichtwerk, das ein wesentlicher Beitrag zur Regionalliteratur war. Ihr bekanntestes Buch, der Roman „Bärbel von Ottenheim“ (1939) war noch vielen Lesern vertraut als 1951 der Eheroman „Das Unverzeihliche“ erschien, ein Roman der im bäuerlichen Milieu spielt, und dem

man nirgends anmerkt, daß er in einer Landschaft und unter Menschen handelt, die durch die Katastrophe eines Weltkrieges gegangen sind.

Dies ändert sich jedoch grundlegend, wenn man von Willi Heinrich (1926 geb.) spricht, der viele Jahre in Karlsruhe verbrachte, bevor er sich als freier Schriftsteller in Baden-Baden und dann in Bühl-Neusatz niederließ. Willi Heinrichs Schriftstellerkarriere begann mit dem Roman „Das geduldige Fleisch“ (1955), einem Kriegsroman, der den Erfahrungen von vier Jahren an der Front entsprang, Heinrichs Erzählertalent unter Beweis stellte und in den USA noch mehr Resonanz fand als in der Bundesrepublik. Der Blick und das Verständnis für die Romane dieses Autors werden oft verstellt durch problematische Klassifizierungen wie Trivial- oder Unterhaltungsliteratur.

Sein Roman „Mittlere Reife“ (1966) spielt zum Teil in Karlsruhe-Rüppurr und Karlsruhe-Durlach. Im Mittelpunkt steht Ruth, ein Mädchen, das nach oben strebt, auch unter Aufgabe der eigenen Person, aber sie landet am Schluß wieder in der Welt der Angestellten, einer Welt, die Heinrich aus eigener jahrelanger Berufserfahrung als kaufmännischer Angestellter und Leiter eines Einzelhandelsgeschäftes in Karlsruhe sehr genau kennt.

Otto Flake oder der Chronist des Oberrheins

Wenige Schriftsteller haben ihre Region geistig und künstlerisch so durchdrungen wie Otto Flake (1880–1963). Er setzte mit seinen umfangreichen Romanen, seinen literarischen Essays und philosophischen Schriften dichterische und gedankliche Zeichen, die bis heute noch nicht voll gewürdigt sind. Seit 1927 lebte er in Baden-Baden, der Stadt, der er in dem Essay „Landschaft und Tradition“ ein literarisches Denkmal setzte. Sie war ihm zur Zufluchtstätte und zum Lebens- und Schaffensraum geworden, und Flake selbst war dort schon in dem Roman von Kurt

Scheid (1907–1982) „Die Allee“ (1953) zur Romanfigur des „Alten vom Berge“ geworden.

Flake wurde in Metz geboren, besuchte in Kolmar das Gymnasium und studierte Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Straßburg. Hier wurde der Grundstein gelegt für sein deutsch-französisches Engagement. In einer Aufzeichnung heißt es: „Dem Elsaß also verdanke ich die Flucht in die Großzügigkeit, in die Duldung, ins Überparteilich-Allgemein-Menschliche. Und das Elsaß war ein schönes Land . . . Geschichte und Landschaft, Vergangenheit und Natur wurden die Quellen, aus denen mein seelisch-geistiger Hunger sich stillte. Ich weiß nicht, was ich ohne diese Verwurzelung in der oberrheinischen Erde geworden wäre, im eben anbrechenden technischen Zeitalter.“⁶⁸) René Schickele und Ernst Stadler gehörten zu seinen Freunden. Romanische Klarheit, künstlerische Unbestechlichkeit und leidenschaftslose Neutralität kennzeichnen seinen Stil, was ihm in Deutschland manches Mißverständnis einbrachte. „Leute, die gemütvoll verweilen und sentimentalische Breite lieben, mögen mich nicht, und wenn sie sich als Kritiker betätigen, schreiben sie mir Kühle oder gar Kälte und Intellektualität zu. Zwar liegen zehn oder mehr Bücher vor, die vor Leben vibrieren, aber sie merken es nicht.“⁶⁹)

Weitere Stationen seines Lebens waren Brüssel, Zürich, Berlin und Bozen. Sie machten ihn zum Europäer, ein Weg, der sich auch in dem Roman „Ruland“ (1913–28) spiegelt. Aus Südtirol ausgewiesen, kam Flake nach Baden-Baden, das im Dritten Reich ihm auch zur Nische des Überlebens werden sollte. Ständig beargwöhnt, verhielt er sich notgedrungen still und arbeitete auf die Zukunft hin für bessere Zeiten. Zwar brachte ihm die Nachkriegszeit viele Ehrungen und Anerkennung, aber vom breiten Lesepublikum wurde er weniger beachtet. Sein an Stendhal und Flaubert geschultes Erzählen, das auf Ordnung und Form drängte, wurde

nicht geschätzt, bzw. dafür waren keine Leser vorgebildet. Vielleicht wird sein Werk erst jetzt entdeckt.¹⁰⁾

Vom Stoff und der Thematik her gesehen, kann man die Werke Flakes als eine große Chronik des Oberrheins mit ihren europäischen Komponenten lesen. Schon seine ersten Veröffentlichungen galten dem Elsaß, seinen kulturellen Problemen und der Stadt Straßburg, und seine frühen Romane spielen „zwischen den Nationen“. In Baden-Baden, ab 1927, verstärkt sich diese Tendenz. So entsteht eine einzige große Chronik aus Romanen, Novellen, Märchen und historischen Büchern. Kaum ein anderer Schriftsteller hat so konsequent eine einzige Region in ihrer ganzen historischen, ethnologischen, geographischen, literarischen und philosophischen Vielfalt zum Gegenstand seines Erzählwerkes und seiner Essays gemacht, ob sie nun Jakob Burckhardt, Ulrich von Hutten, Kaspar Hauser oder Friedrich Nietzsche galten.

Von 1938 bis 1945 entstand in Baden-Baden sein großer Roman „Fortunat“ in vier Bänden, im zweiten Teil „Ein Mann von Welt“ genannt. Fortunat, er kommt aus dem Alemannischen, Sohn eines französischen Emigranten und eines Markgräfler Bauernmädchens, und erlebt das 19. Jahrhundert als Mittelpunkt einer Szenerie der Zeit und des europäischen Raumes.

Die Romane „Die Sanduhr“ (1950) und vor allem „Schloß Ortenau“ (1955), wo das wuchtige Schloß mit seinen Quadern und Türmen zum Modell der Welt wird, die neues Leben verspricht, und die Erzählungen „Des trockenen Tones satt“ (1962) und „Ballade in Dur“ sind wohl die wichtigsten Werke Flakes. Die Autobiographie „Es wird Abend“ (1960) gehört zu den aufschlußreichsten Memoirenwerken unserer Zeit.

Otto Flake hat ein Oeuvre hinterlassen, das in seiner Vielschichtigkeit und Differenziertheit noch entdeckt werden kann.

Hier sei auch das bis heute kaum beachtete und auch noch nicht gesichtete literarische

Werk von Max Barth (1896—1970) erwähnt.¹¹⁾ In Waldkirch geboren, besuchte er in Karlsruhe das Lehrerseminar und versuchte sich dann als Journalist. 1933 wurde sein Wochenblatt „Die Richtung“ beschlagnahmt, weil er darin zum Generalstreik gegen die Nazis aufgerufen hatte. Barth flüchtete in die Schweiz; Frankreich, Spanien, Österreich, Tschechoslowakei, Polen, Lettland, Schweden, Norwegen waren andere Länder seiner Zuflucht. In seinen Lebenserinnerungen schildert er das bittere Schicksal eines deutschen Emigranten. Freundschaftlich verbunden fühlte er sich Peter Weiß, der ihn in „Fluchtpunkt“ (1963) sehr eindrucksvoll darstellte.

Nach seiner Rückkehr war er von Deutschland enttäuscht: „Man kehrte aus dem Exil heim im Glauben, Deutschland sei nun über den Nazismus hinweg in eine erleuchtete und freie Zukunft eingetreten, und fand, daß es sich hinter den Nazismus zurückgezogen hatte, in die geistige Welt unserer Großväter . . . Die Formen, in denen die Jugend von 1968 rebelliert, sind freilich nicht immer schön, und merkwürdigerweise hat sie sich zum Teil für den Marxismus ausgesprochen, ohne zu merken, daß sie damit auch nur eine Großväterlösung auf ihre Fahne schreibt“, heißt es in einer autobiographischen Skizze.¹²⁾

In den letzten Jahren seines Lebens wandte sich Max Barth wieder ganz seiner Heimat zu. Er gab von 1959 bis 1965 den Waldkircher Heimatbrief heraus und schrieb selbst die meisten Artikel des Blattes. Seine kurzen, humorvollen Anekdoten, seine Naturbetrachtungen, seine kritischen Ausführungen zur Gemeindepolitik und seine Erinnerungen an verdiente Bürger sowie seine Sprachglossen, die für die alemannische Mundart sich einsetzen, sind Zeugnisse eines Mannes, der sein ganzes Leben hindurch eigene Wege ging, Zeugnisse eines unbequemen Zeitgenossen.

Reinhold Schneider (1903—1958)

*„Du wirst nicht fallen, mein geliebter Turm.
Doch wenn des Richters Blitze Dich zerschla-
gen,
Steig' in Gebeten kühner aus der Erde!“*
(Aus dem Sonnett: „Der Turm des Freiburger Münsters“)

Die Städte Baden-Baden und Freiburg i. Br. waren für Reinhold Schneider von großer Bedeutung. Sein Elternhaus war in Baden-Baden das Hotel Messmer, schon von seinem Urgroßvater 1834 erbaut. Dieser Urgroßvater war „Großherzoglich Badischer Kriegsministerialrat, stand aber dennoch 1848 auf seiten der „freien deutschen Männer“, und er habe Waffen im Hause versteckt und flüchtige Aufständische beherbergt. Wenn Reinhold Schneider dies berichtet, dann zeigt sich auch, wie bewußt er in einer geschichtsträchtigen Umgebung aufwuchs. Bis 1921 blieb er in dieser für ihn bedeutsamen Stadt, und ein Jahr vor seinem Tod führte ihn sein Lebensweg noch einmal in diese Stadt zurück, zum Elternhaus, das 1957 im Zuge neuer Stadtplanung abgerissen wurde. In seinem Buch „Der Balkon. Aufzeichnungen eines Müßiggängers in Baden-Baden“ (1957) heißt es über das Hotel Messmer: „... natürlich war das Haus nur seiner Epoche höchst bescheidener Ausdruck. Aber in einer Zeit entsteht ja nichts, das nicht die ganze Zeit in sich trägt, und ein jeder Mensch, auch der stumpfeste, nur auf sich selbst gewendete, in sich selbst verkrümmte, trägt in sich den Keim der ganzen Zeit, auch wenn dieser unentwickelt bleibt, weil er nicht in Wechselwirkung mit dem Außen gebracht wird.“

Dieses auch autobiographisch interessante Wort zeigt, wie hoch Reinhold Schneider den Wert einer geschichtsbewußten Umgebung einschätzt. Baden-Baden war für ihn die Heimat, „Lebenszusammenhang, Eigentum der Seele, Teil des Lebens selbst.“¹³⁾ Was Schneider in seinen Reflexionen „Der

Balkon“ aufzeichnete, mag Retrospektive von 1957 sein, aber im Grunde führt er seine Einsamkeit, sein soziales Empfinden, das Wissen um die Vergänglichkeit der Welt, schon auf die Erfahrungen als junger Mensch im Elternhaus zurück. Dort waren einst Kaiser Wilhelm I., Bismarck und andere hohe Persönlichkeiten zu Gast. Das Weltbad und die Welt der kleinen Leute, das ergab ein Spannungsfeld seines Erlebens und Probleme auf engstem Raum.

Reinhold Schneider kam in „Wechselwirkung mit dem Außen“. Zahlreiche Reisen führten ihn ins Ausland, und seine geschichtlichen Studien weiteten den Blick. Nach seinen „preußischen Jahren“ in Potsdam und Berlin (1931—1937) lebte er von 1938 bis zu seinem Tode in Freiburg.

1937 schrieb er in einem Brief: „Solange ich in Berlin und Potsdam lebte, habe ich die Sehnsucht nach dem Walde und ernstesten einsamen Höhen nicht beschwichtigen können... Um diese Verinnerlichung und die Wahrhaftigkeit eines gläubigen Lebens will ich dort oben ringen, in einer Landschaft, deren Ernst mich anspricht, und wo eine kleine Kirche mich in diesem Sommer wunderbar angezogen hat.“¹⁴⁾ Die Rede ist hier von Hinterzarten, wo Schneider zuerst wohnte.

In Freiburg überlebte er dann den Zweiten Weltkrieg, rastlos publizierend. Seine kleinen Schriften und Gedichte wurden abgeschrieben, weitergereicht, auch an Soldaten im Feld verschickt. Schneider wurde wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt. Hier darf die Rolle des Alsatia-Verlags in Kolmar nicht vergessen werden. Sein Direktor Joseph Rossé unternahm alles, um Schneiders Schriften in Auflagen von 10—20 000 Exemplaren zu drucken.¹⁵⁾

Reinhold Schneider gebrauchte nie den Begriff der „Inneren Emigration“, sondern er tat, was ihm möglich war, als er die Verbrechen des NS-Regimes erkannt hatte. Er war seinen Lesern auch in dieser finsternen Zeit ein Helfer.

So war Schneider nach 1945 überall hochgeachtet, und viele Ehrungen wurden ihm zuteil. Aber er geriet bald in eine harte Auseinandersetzung mit der offiziellen Politik. Es ging um die Probleme der Aufrüstung und Wiederbewaffnung der Bundesrepublik. Die Geschichte dieser Auseinandersetzungen, mit der Fülle an Beleidigungen und Diffamierungen, ist bis heute noch nicht geschrieben¹⁶); aber sie mutet uns jetzt schon gespenstisch an.

„Verhüllter Tag“ (1954), „Der Balkon“ (1957) und „Winter in Wien“ (1958) sind die autobiographischen, kritischen und literarisch bedeutsamen Schriften dieser Jahre. Sie zeigen auch, wie intensiv Reinhold Schneider in seine Stadt und in sein Land eingebunden war.

Über diesen wichtigen Büchern darf man aber nicht die Skizzen, Miniaturen und kleinen Aufsätze vergessen, die Reinhold Schneider in diesen Jahren verfaßte und die sich mit seiner engeren Heimat beschäftigen. Was an diesen Texten fasziniert, sie gelten z. B. dem „Kloster Allerheiligen“, dem „Kloster Lichtenthal“, „St. Trudbert“ etc., und wurden in Zeitschriften veröffentlicht, das ist die Verbindung von persönlichem Erlebnis, historischer Analyse und literarischer Darstellungskunst. Eine kleine Anthologie dieser Schriften, ergänzt durch die Gedichte mit lokalem Bezug, könnte reizvoll sein.

Werner Bergengruen (1892–1964), der über Jahrzehnte mit Reinhold Schneider in geistigem Kontakt stand und mit ihm befreundet war, der seit 1958 in Baden-Baden wohnte und in dessen Haus Schneider noch wenige Tage vor seinem Tode zu Gast war, betont in seinen autobiographischen Aufzeichnungen „Dichtergehäuse“, wie intensiv Schneider sich trotz aller widerstrebenden Kräfte dem Leben zuwandte, „jenem Leben ... jener Erde“, die er „immer wieder als seine Erde, als die Erde seiner Liebe erkannte“.

Marie Luise Kaschnitz und Hans Bender – oder die Entdeckung des Dorfes

„Zeigen, was auf der Handfläche liegt – was die andern eigentlich auch sehen müßten.“

Hans Bender

Robert Minder (1902–1980), der französische Germanist, und einer der besten Kenner der Literatur am Oberrhein, nannte Marie Luise Kaschnitz (1901–1974) „Badens größte Dichterin“. Zwar bekannte sich die Dichterin selbst einmal zur „Ubiquität“, d. h., „daß man doch niemals ganz dort ist, wo man gerade ist, vielmehr an mehreren Orten zugleich“, aber dennoch war sie dem Oberrhein besonders intensiv verbunden. Sie wurde in Karlsruhe geboren, und später waren ihr dann drei Orte „besonders vertraut“: „das badische Dorf, das meine eigentliche Heimat ist“, Frankfurt und Rom.

Das „badische Dorf“ ist Bollschweil im Hexental, nahe bei Freiburg i. Br., wo die Familie ihren Besitz hatte. Dort verbrachte Marie Luise Kaschnitz einen Teil ihrer Kindheit, und sie kehrte auch dorthin als Erwachsene immer wieder zurück. In Bollschweil wurde sie auch beigelegt.

Das Motiv Bollschweil durchzieht ihre ganze Dichtung. In dem Gedicht „Kindheit“ heißt es:

„O hüte dich, der Kindheit nachzusinnen
So schaurig ist's im tiefen stillen Tal
Der ersten Freude Glanz wirst du gewinnen
Doch auch des ersten Grauens bittere
Qual.“¹⁷)

In dem großen Gedicht „Heimat“ ist in antikischem Versmaß die Rede von dem griechischen Gott Antäus. Der Anfang des Gedichtes lautet:

„Wer bin ich denn, daß ich mich mit Antäus
vergleiche.

Wenig weiß man von ihm,

Nur daß er ein Riese an Kraft war, solange
seine Füße

Heimaterde berührten. Und daß seine Feinde
Ihn aufhoben von der Erde, der Heimaterde,

Da war er ein Schatten, ein Leichtgewicht,
ein leicht zu Überwindender,
Machtlos.“

In diesem Gedicht ist nicht die Rede von der „Besitzheimat“ und der „Machtheimat“, sondern vom „Kinderland“, dem „Urland“, „Wo alles groß war
Wo alles geheimnisvoll war,
Wo nichts verging.“¹⁸⁾

Was an Fakten und Realien in dieses Gedicht einging, ist Bollschweil.

Auch der Gedichtzyklus „Jahreszeiten im Breisgau“ (1957), der ganz Bollschweil gilt und dem elterlichen Hof und Gut gehört hierher. Hier werden die Jahreszeiten mit den Kindheitserinnerungen verbunden, Landschaftsimpressionen verknüpfen sich mit der Sage („O Schweigender Wald überm See“), daß hier alles einmal ein großer See war. Aber es ist keine idyllische Landschaft, denn die Grausamkeiten des Zweiten Weltkriegs sind ebenso präsent:

„... Panzerräder rollen
Über den blinden Kies. Es wird der tote
Soldat aufs neue in der stillen Christnacht
Im Schnee des Hofes liegen. Keiner kennt
ihn.“¹⁹⁾

In diesen Gedichten liegt schon der inhaltliche wie der gestalterische Keim für die spätere „Beschreibung eines Dorfes“.

Auch der Gedichtzyklus „Bericht von Neumagen“ — der Neumagen ist ein Fluß im Müntertal — und dann „Hotzenwaldsommer“ (1970) enthalten viele Bezüge zum Breisgau und zu Bollschweil, wobei immer mehr auch kritische Töne hörbar werden. Das so sachlich sich ankündigende Gedicht „Landwirtschaft“ (1965) spricht von „wachsenwilligen/Weihnachtsunlustigen Fichtenbäumchen“, von „kranken Linden“, vom „Kahlhieb“, und der Gedanke an die Vergänglichkeit, auch „der Wälder der Kindheit“, verbindet sich mit der Kritik am Umgang des Menschen mit der Natur. Dabei geht es Kaschnitz nicht primär um die direkte Kritik. Wenn ein Gedicht wie „Alles das Neue“, Heimat, Erinnerungen und

Landschaft ganz real aufnimmt und sie verwandelt und transparent macht für neue vielschichtige und geheimnisvolle Zusammenhänge, dann dient dies alles der Sensibilisierung des Lesers.

Auch in der Prosa von Marie Luise Kaschnitz finden sich zahlreiche Bezüge zu ihrer Heimat. Hier seien nur einige Geschichten genannt. Die Geschichte „PAX“²⁰⁾ erzählt vom tödlichen Unfall eines Knechts auf dem Bollschweiler Gutshof und von der Verstörung des Mädchens Carla. In der Geschichte „Märzwind“ erfahren wir von einem polnischen Kriegsgefangenen, der sich als „Rassenschänder“ auf ein Liebesverhältnis mit einer Dorfbewohnerin einläßt, dann denunziert, verurteilt und erhängt wird. Die realistische Anschaulichkeit der Schilderung der Ereignisse im Dorf, die Erschütterung der Dorfbewohner, die dazu gezwungen werden, an der Exekution teilzunehmen, die Reue der Denunziantin und die Beklommenheit der untreuen Frau, geben ein eindrucksvolles Bild vom Leben eines Dorfes während des Krieges.

Auch in dem Erzählband „Lange Schatten“ (1960) läßt sich Bollschweil ausmachen; z. B. in „Das Fremde Land“, einer Kurzgeschichte, die unmittelbar in der Nachkriegszeit spielt und berichtet, wie zwei französische Flieger der Besatzungstruppe sich auf einer Inspektionsfahrt verirren und die Landschaft als bedrohendes Element erfahren. — Auch die Skizze „Wege“ ist aufschlußreich. In ihr schildert die Ich-Erzählerin als „letzte Fußgängerin“ ihrem Begleiter verschiedene Wege durch die heimatliche Landschaft, wobei auch die Geschichtsträchtigkeit dieser Gegend zur Sprache kommt. „Du sahst den Chemin-des Dames, die Burgundische Pforte, die Vogesen, den Jura, Schauplätze geschichtlicher Wanderungen und kriegerischer Auseinandersetzungen, alles, was seine Zeit hatte, seine einmalige, nicht wiederkehrende Zeit.“ Dabei flackern in die Realität dieser Erzählung immer wieder das Außergewöhnliche, Unheimliche und der Tod hinein.

Der Schluß lautet: „Der Sand ist wie die Zeit, auch sie wandert durch uns hindurch und läßt uns am Ende als reinliches Knochenwerk zurück. Aber das bedenken wir nicht. Wir sind tot, und die Zugvögel über unseren Köpfen schreien.“

Viele Motive und Aspekte, auch Gestaltungselemente, die wir aufgezeigt haben, finden sich vereinigt in „Beschreibung eines Dorfes“ (1966). Dieses Werk ist wohl nach Inhalt und Form das eindrucksvollste literarische Denkmal, das ein moderner Dichter einem Dorf errichtet hat. Es hat eine lange Entstehungszeit, denn Jahrzehnte hindurch hegte Marie Luise Kaschnitz den Gedanken, das Dorf Bollschweil „in seiner Gesamtheit dichterisch zu erfassen“.²¹) Die lange Entstehungsdauer läßt darauf schließen, daß die dichterische Erfassung eines Dorfes „in seiner Gesamtheit“ ein gestalterisches Problem war. In diesem Werk werden viele Themen und Motive zusammengeführt, und sie verbinden sich in einer ganz eigenartigen und eigenständigen Weise. Diese Prosa ist graphisch gegliedert, also wie Gedichte, wodurch der Gattungscharakter mehrdeutig wird. Durch dieses Gestaltungsprinzip lassen sich Zusammengehöriges und Kontrastierendes auch optisch erkennbar machen. Bilder, die eng miteinander verbunden sind, bilden einen Block und stehen einem anderen gegenüber. Einerseits handelt es sich hier um eine Verdichtung, andererseits um eine Hilfe für den Leser, der zusätzliche Lesehilfen erhält. Zugleich wird aber auch deutlich, wie vielschichtig das hier Erzählte ist. Man könnte von einem großen Prosagedicht sprechen, denn es ist zwar immer von Bollschweil und dem Haus „Nr. 84“ die Rede, aber Bollschweil steht zugleich für andere Orte. Dieser Text weist beständig über sich hinaus, selbst noch dort, wo dokumentarisches Material vorliegt.

Auch die Erzählform dieses Textes ist neu. Im Werk wird ein Arbeitsplan aufgestellt, um in 21 Tagen die Beschreibung zu bewältigen. Der aufgestellte Plan ist aber schon das

Werk. Er ist im Futurum geschrieben, womit die Zukunft zur Erlebniszeit wird, was zugleich die Gegenwart entlastet. Hier wird der Kern des ganzen Werkes erkennbar: „Warum ich dies alles angefangen habe, diese Schilderung eines Dorfes, doch nur um entlassen zu werden aus der furchtbaren Beschleunigung.“ Diese Beschreibung ist der gelungene Versuch, auf der Suche nach der verlorenen Kindheit und der Zeit, die verrinnende Zeit und die Erfahrung der Vergänglichkeit für einen Augenblick aufzuhalten und sie im Kunstwerk zum Stillstand zu bringen.

Reflexion und hohe Geistigkeit durchdringen das Dargestellte: die Familienheimat, die Landschaft, angefangen von den Waldrändern, dem Wiesenvorland, dem Rheintal, den Vogesen, dem Schweizer Jura bis zur Burgundischen Pforte. Vorgeschichte, Historie und Sage sind mit dabei, von den Kelten, den Germanen, den Römern, den Schweden und den Franzosen ist die Rede, ebenso vom Hartmannsweilerkopf, dem Schicksalsberg im Ersten Weltkrieg und vom Westwall. Bewährung und Versagen der Dorfbevölkerung werden dargestellt. Aber es geht auch um die Wege und die Autobahnen, die Vögel und die Schmetterlinge und um den Wein und seine Pflege. Hier wird keine Idylle vorgeführt, es wird auch nicht angeklagt, aber dem Leser öffnet sich ein Stück Wirklichkeit und ein Lebensraum, der auch unser Raum ist.²²) Das Dorf als Heimat, eine Neuentdeckung unserer Zeit! Es ist nicht mehr das alte gemütliche, idyllische Dorf des 19. Jahrhunderts, sondern ein Ort von heute mit den gleichen Problemen wie eine Stadt, nur kommt ihm Überschaubarkeit zu, und dadurch eignet er sich besonders für die Darstellung durch den modernen Schriftsteller.

Hans Bender wurde 1919 in der nördlichen Ecke des Landes Baden, in Mühlhausen/Kraichgau geboren. „Oh, Sie haben ja eine Heimat“, so soll nach einem Bericht von Hans Bender eine Kollegin, seinen Erzähl-

band „Wölfe und Tauben“ (1957) erstaunt kommentiert haben, und über dem autobiographischen Essay „In einem Dorf geboren“ (1957)²³, steht als Motto das Wort Jean Pauls: „Lasse sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären oder erziehen, sondern womöglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen.“

In diesem Essay berichtet Hans Bender von seiner Kindheit und stellt fest: „So war sie und so war sie nicht . . . Zwischen ‚so‘ und ‚nicht‘ liegt der Spielraum der Poesie.“ In seinem Dorf begegnete der junge Bender schon früh der Geschichte. Er wußte um die Bauernaufstände und um eine Schlacht im Dreißigjährigen Krieg. Er kannte das „Lerchennest“, jene Scheune in Steinsfurt aus welcher Friedrich der Große als junger Kronprinz fliehen wollte, alles „Historische Ereignisse, die mir früh bewußt waren“. Auch Friedrich Hecker, der Revolutionär von 1848, und Friedrich Ratzel, der große Geopolitiker, traten früh ins Blickfeld des jungen Hans Bender.

Das elterliche Gasthaus war ein Zentrum der Kommunikation, ein Treff für Honoratioren und Reisende, für Gastwirte und Metzger, für Viehhändler und Juden, für Jäger und Treiber. Im Wirtshaus wurde gefeiert und getrunken, gehandelt und gerauft. „Ich sah, wie Betrunkene unseren Hund mit dem Taschenmesser zerstückelten und wie angesehene Herren unsere Dienstmädchen verfolgten.“ Sicherlich keine Idylle, und so meldete sich der „Drang zum Realismus“. Der junge Bender zeichnete die Stammgäste in ein Skizzenbuch und schrieb ihre banalen Reden auf. „Die ewigen Wiederholungen und die spontanen, trockenen Sentenzen habe ich lange, bevor ich den ersten Hemingway las, als Zehnjähriger entdeckt.“²⁴

So sind Hans Benders Erzählwerk und seine Sprache tief mitgeprägt von seiner Heimat. Seine Dichtungen können als glänzendes Beispiel für den Aufbruch der modernen Literatur nach 1945 gelten. Ernest Hemingway und Wolfgang Borchert waren Vorbild und

gaben Anregung, aber zugleich werden hier auch sehr eigenständige Quellen und Ursprünge sichtbar.

In seinem ersten Roman „Eine Sache wie die Liebe“ (1954), schildert Bender einen Gastwirtssohn aus einem Dorf, der als Student in der Universitätsstadt in ein Bohème-Milieu der Nachkriegszeit gerät und erst durch den Tod der verlassenen Geliebten wieder zu einem sinnvollen Leben zurückfindet. Das Dorf mit seinen sehr unterschiedlichen Spannungsfeldern wie den zahlreichen Flüchtlingen, die gettoartig zusammengepfercht werden, die konservative Engstirnigkeit der alt-eingesessenen Bewohner, die vielen Vorurteile, aber auch der nostalgisch-verklärende Rückblick der Flüchtlinge auf Verlorenes („Alles was früher war, war gut“), geben dem Roman ein dichtes Profil. Bender weiß, was Heimat heißt und zeigt am Schicksal der Flüchtlinge, wie der Mensch verkommt, wenn er bestimmte Bindungen aufgeben muß. Robert, die Hauptfigur des Romans, versteht das Flüchtlingsmädchen nicht. Als er in die Großstadt kommt, bedeutet dies zugleich Verzicht auf heimatliche Vorgegebenheiten, wodurch er in Gefahr gerät, seine Identität zu verlieren.

Hans Bender hat sich vor allem auch einen Namen gemacht als Meister der modernen Kurzgeschichte. In dem Erzählband „Mit dem Postschiff“ (1962) finden sich am Schluß vier Geschichten²⁵), die ganz direkt von Benders Kindheit im Kraichgau-Dorf berichten. Hier wird sehr realistisch und humorvoll, kritisch und amüsant über „Die Wallfahrtskirche“, „Das Gasthaus“, „Das Nachbarhaus“ und „Die Klosterschule“ erzählt. Es handelt sich nicht um erbauliche Kalendergeschichten, sondern um gelungene Kurzgeschichten mit ihren stilistischen Eigenheiten, oder um „säkularisierte Kalendergeschichten unserer Epoche“, wie Bender in seiner berühmten „Ortsbestimmung der Kurzgeschichte“ (1962) die moderne Kurzgeschichte definiert. Dabei greift er eine lange und bedeutende Tradition des Ober-

rhein auf, die ja über eine Fülle bedeutender Kalendergeschichtenerzähler verfügt, angefangen von Grimmelshausen bis in unsere Gegenwart.

Auch der Band „Die halbe Sonne“ (1968) enthält zahlreiche Geschichten und Reisebilder, die durch den Kraichgau geprägt sind. Heinz Schöffler hat im Vorwort Wesentliches getroffen, wenn er feststellt: „Provinz wird zur Literatur.“

Martin Walser und die Literatur am Bodensee

„Es leben in diesem Landstrich mehr Dichter und Literaten als Fische. Am Bodensee fischt und dichtet man gleichermaßen. Schwärme von laichenden Motiven ziehen auf und ab und warten auf das Netz des fischenden Künstlers.“

Rudolf Hagelstange

Das Motto entstammt Rudolf Hagelstanges Essay: „Über die Schwierigkeit, am Bodensee zu dichten.“²⁶ Hier berichtet der Autor, seit 1948 für viele Jahre ebenfalls am Bodensee ansässig, wie schwer es dem Schriftsteller fällt, im „subtropischen Klima“ zu dichten und Früchte hervorzubringen. Blühen ist alles in dieser Landschaft, und „so kommt es, daß subtropische Dichter in dem Rufe stehen, Epikuräer oder Anakreontiker zu sein“.²⁷ Zwar hat Hagelstange selbst mit seiner „Meersburger Elegie“ (1950), in der er auch das Land am Bodensee preist und „Erde und Freiheit“ für die vielen Vertriebenen fordert, diese Idylle vom Bodensee widerlegt, aber die Schriftsteller der folgenden Jahrzehnte betrieben dies noch intensiver und konsequenter.

Kein Schriftsteller der Gegenwart hat in Theorie und Praxis so viel für das Verständnis der räumlichen Komponente der Literatur getan wie Martin Walser, der 1927 in Wasserburg/Bodensee geboren wurde. Dieser Ort ist nicht nur geographisch eine Halb-

insel, sondern stellt auch sprachlich eine isolierte Region dar, aufgrund seines sterbenden Dialektes. Walser hat uns in seinen „Bemerkungen über unseren Dialekt“²⁸ Auskunft gegeben, und zugleich gezeigt, wie sehr er persönlich dieser Region verhaftet ist, denn der Dialekt, als erste Sprache, bleibt ein lebendiger Filter, auch wenn man ihn nie mehr sprechen kann, denn er hat alle Sinne geschärft und alle anderen Sprachen werden durch ihn gerichtet: „er als die erste Sprache besitzt Ohr und Zunge“. Walser macht die Probe aufs Exempel und überprüft an seinem Dialekt die Hochsprache eines Politikers, wobei sich zeigt: „Der Dialekt entlarvt das Unhaltbare.“ Aber oft noch schmerzlicher, weil persönlicher, sind die Erfahrungen im alltäglichen Wortgebrauch. Walser zeigt dies an den Verben „mögen“ und „lieben“. Wer die ersten 20 Jahre seines Lebens nur „ich mag dich“ gesagt oder gedacht hat, der wird den „Fremdwort-Schleier“ bei „ich liebe dich“ nie mehr ganz durchdringen, der hat das Gefühl, ein Hochstapler zu sein. Wo immer Walser von Heimat spricht — und er tut es oft und gern —, da geht es ihm um Reservate und Fluchtburgen, aus denen hervor er dann seine Angriffe einleitet und durchführt. In der Metaphorik seines Essays über den Dialekt lautet dies: Heimat ist „eine Art Goldreserve“, eine „verschwiegené Dekkung, auf die kann man sich zwar nicht öffentlich berufen, aber man zieht sich auf sie zurück“, wenn alles übrige schon zerstört ist. Hier liegt auch das Zentrum für Walsers enge Verbundenheit mit seiner Region, für viele seiner eigenen Werke und auch für sein Engagement für diese Region.

Mit der Kalendergeschichte „Eine Pflicht in Stuttgart“ aus dem Erzählband „Lügendgeschichten“ (1964) könnte man beginnen, aber hier ist das regionale Element noch wenig entfaltet. Tiefer steigt Walser in die „Rüstkammer für Realismus“, wie er das Regionale einmal bezeichnet, in „Heimatlob“ (1978), einem Bodenseebuch für das André Ficus prächtige Aquarelle beisteuerte. Hier

wird erkennbar, was Walser unter „sozialer Realität“ versteht: das Zusammenleben der Menschen in einer großartigen Landschaft, die von Natur und Geschichte²⁹⁾ geprägt wurde und in der aufbauende und zerstörende Phasen einander ablösen. Walsers „Heimatlob“ enthält Gedanken und Meditationen, auch Verse zur Bodenseelandschaft. Legenden werden erzählt und „Seufzer“ registriert. Heinrich Seuse aus Konstanz, „der größte Schriftsteller dieser Landschaft“, der „Inbegriff dieser Gegend“, gewinnt als Mystiker und Schriftsteller neues Leben durch dieses Buch.

„Heimatlob“ endet und gipfelt in den dichten Versen mit der Überschrift „Hiesiger Lebenslauf“, in denen Jahreszeiten, kirchliches Leben und Gebräuche, Klima und menschliches Leben ineinander geschlungen werden. Martin Walsers Novelle „Ein fliehendes Pferd“ (1978) wurde rasch zum Bestseller. Die Handlung spielt am sommerlichen Bodensee, aber es ist nicht nur die heitere Ferienlandschaft, die uns hier begegnet, sondern ebenso sind es Sturmböen und hochgehende Wellen des Sees, die das Boot der beiden Freunde, die im Mittelpunkt des Geschehens stehen, zum Kentern bringen. Dieses Ineinander von Sturm und See, von Gespräch und Streit zwischen zwei Männern, ist ein eindrucksvolles Kapitel dieser so reichen Novelle.

Im Raum Oberschwaben und Bodensee spielt auch der Roman „Seelenarbeit“ (1979), in dem der Cheffahrer Xaver Zürn aus Wigratsweiler am Bodensee und der Fabrikant Dr. Gleitze die Hauptfiguren sind. Xaver Zürn hat „Seelenarbeit“ zu leisten, d. h., mit seinen eigenen Problemen fertig zu werden, zu denen auch gehört, gerne seinen Chef erstechen zu wollen.

Auch der Roman „Das Schwanenhaus“ (1980) spielt rund um den Bodensee. Er ist realistischer Hintergrund, aber zugleich zeigt er auch eine Landschaft, die durch ihre Mythen und ihr eigenständiges Weltbild die Bewohner prägt. Es ist eine kleine Welt, die

selbst dort noch überschaubar bleibt, wo Unordnung herrscht, und daran besteht ebenfalls kein Mangel in dieser Gegend. Es geht um eine Villa, „ein einmaliges Jugendstil-Traumjuwel“, das am Bodensee gelegen, zum Verkauf steht. Sein Erwerber will es abreißen, um Ferienappartements zu bauen. Dr. Gottlieb Zürn, Immobilienmakler, verliert den Kampf um dieses Haus. Walser zeigt eine Menge von Geschäftspraktiken in dieser Branche, aber dies ist nicht das Wichtigste, sondern die ganze Auseinandersetzung dreht sich letztlich um die Landschaft, die über solchen Streitereien zugrunde geht.

Martin Walsers Bedeutung für den Bodenseeraum wäre unzureichend charakterisiert, wenn man nicht auch von seinem Engagement für andere Schriftsteller sprechen würde. 1980 edierte er das Buch: „Der Versuch, aufrecht zu stehen“ von Winfried Leuprecht (1940–1978). Es ist das erschütternde Dokument von einem jungen Mann, dem seine Lähmung das Schreiben immer schwerer machte. Walsers Vorwort „Literatur contra Leid“ zeigt eine bedeutende Funktion von Literatur auf, nicht zuletzt im Kontrast zu nur imaginiertem Leid.

Mit seinem Einsatz für Maria Menz (1903 geb.) verhalf er einer nur ihrer unmittelbaren Umgebung vertrauten Autorin zu hohem Bekanntheitsgrad.³⁰⁾

Auch Maria Müller-Gögler (geb. 1900) ist eine Autorin, für die sich Martin Walser einsetzte. Ihr umfangreiches Roman- und Erzählwerk und ihre Gedichte, erschienen 1980 in einer neunbändigen Werkausgabe. Martin Walser schrieb im Nachwort zur Erzählensammlung „Der Schlüssel“ (1979): „Noch immer sind ihre Figuren reich und ausdrucksreich, nur nach außen verstummen sie, wenn sie sehen, daß ihr tief in ihnen gegründeter Anspruch an die Welt ohne Entsprechung bleiben wird.“

Die dritte der „Drei Marien“, die sich der Gunst Martin Walsers erfreut, ist Maria

Beig (geb. 1920). Ihr Werk ist bis jetzt klein, aber sehr eindringlich. Die Romanchronik „Rabenkrächzen“ (1982) und der kleine Roman „Hochzeitslose“ (1983) haben großen Erfolg. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die unterkühlte, trockene Sprache des Chronikstils oder die anschauliche präzise Charakteristik der Figuren und die sichere Analyse ihrer Umgebung. Hier wird eine Landschaft sichtbar, die unverwechselbar ist in ihrem Erscheinungsbild, in der Frauen ein schweres Schicksal haben, denn in beiden Werken stehen Frauen im Vordergrund. Martin Walser vergleicht in „Zweite Notiz über Maria Beig“, dem Nachwort zu „Hochzeitslose“, Maria Beig mit Gotthelf, Laxness und Giono, also den großen Regionalisten der Weltliteratur.

Seit 1981 hat die ganze Region Oberrhein auch ihre Zeitschrift: „Allmende. Eine alemannische Zeitschrift.“ Zu den Herausgebern gehören, um nur einige zu nennen, Martin Walser, Adolf Muschg und André Weckmann. Sie stehen zugleich für ein Programm, das versucht, das Profil dieser Region unter den verschiedensten kulturellen Aspekten zu präsentieren.³¹⁾

Hier seien nur noch einige Schriftsteller genannt, die am Bodensee leben oder dieser Region eng verbunden sind. Armin Ayren (geb. 1934) hat nicht nur als Literaturkritiker die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, sondern auch als Romancier. „Der Mann im Kamin“ (1980) und „Buhl oder Der Konkunktiv“ (1982) sind Romane von sehr eigenständiger Sprache, oft sehr humorvoll und auch satirisch.

An der Universität Konstanz, die sich in erstaunlichem Maße in die Region integriert hat, lehrt Hermann Kinder (geb. 1944). Er hat durch mehrere Romane und Erzählungen auf sich aufmerksam gemacht. In seinem ersten Roman „Der Schleiftrog“ (1977), der Titel stammt aus einer Reisenotiz Goethes aus dem Hegau, erzählt er seine eigene Bildungsgeschichte bis zum Studium an der Universität Konstanz. Dieser Bildungsroman

ist zugleich der Roman der ersten Nachkriegsgeneration, die durch die Adenauerregierung geprägt wurde, einen Neuanfang versuchte und jetzt sich selbst fragwürdig geworden ist. So gesehen, ist der Roman auch ein Zeitroman aus der Ecke Konstanz am Bodensee.

Für seinen Roman „Vom Schweinemut der Zeit“ (1980) erhielt Kinder den Bodensee-Literaturpreis 1981. Der Titel, ein altes Wort, steht für das „schwarz Geblüt“, die Melancholie. Es handelt sich in diesem Roman um Trauerarbeit, nämlich Bilanz zu ziehen, was vom Aufbruch 1968 der jungen Generation noch geblieben ist. Kinder sieht den Fortschritt gerade im Kleinen: ein bißchen mehr Kontakt, etwas mehr Zusammenarbeit, Miteinanderreden und gegenseitige Rücksichtnahme. Was so lautstark begann, hat immerhin eine Verbesserung des mitmenschlichen Kleinklimas mit sich gebracht. Hat auch der See daran seinen Anteil, hat er „soziale Realität“ (M. Walser) geschaffen? Der Roman spielt in Konstanz und seiner unmittelbaren Umgebung. Die Universität ist miteinbezogen. Landschaft, Menschen und Universität werden sehr realistisch dargestellt, was nicht erstaunt, denn der Held des Romans ist Kunsthistoriker, einer der gelernt hat, nicht nur Bilder, sondern auch die Wirklichkeit mit geschärftem Blick zu erfassen.

Den Bodensee-Literaturpreis 1981 teilte sich Hermann Kinder mit Peter Renz (geb. 1946), der diese Auszeichnung für seinen Roman „Vorläufige Beruhigung“ (1980) erhielt. „Beruhigung“ ist die Provokation dieses Romans, denn hier gibt es nichts, worüber man sich beruhigen könnte. Gerade die eintretende Ruhe läßt die Beunruhigung um so wacher werden. Der Roman spielt im Herbst 1977: Unruhen vor allem auf dem kulturellen Sektor. Was als Fortschritt und Gewinn erhofft wurde, ist nicht eingetreten. Die Enttäuschung, der Held landet am Schluß in der psychiatrischen Klinik in Weißenau — auch die Hauptperson in Hermann Kinders Roman ergeht sich am Schluß in

Wahnphantasien — ist allgemein und groß.³²⁾ Beide Romane sind auch Dokumente für eine bestimmte Zeit, eine Region und ihre Menschen, und vielleicht erfährt man aus ihnen mehr zur Befindlichkeit der Zeit als aus großen historischen Werken.

Walter Helmut Fritz

„Ist es wirklich eine Krankheit, wenn man klar sieht?“

(W. H. Fritz, „Wunschtraum Alptraum“ 1981)

Gedankliche und sprachliche Klarheit sind Grundzüge aller Dichtungen von Walter Helmut Fritz. Seine Dichtung läßt sich aber nur richtig einschätzen, wenn man erkennt, daß sie einem ständigen Ringen und Mühen entspringt, das zugleich ein künstlerischer Prozeß ist, durch Knappheit, Kargheit und Ausparung jene Luzidität und Transparenz zu erreichen, die für Walter Helmut Fritz so charakteristisch sind. Es ist eine erarbeitete und errungene Präzision, die zwar in großen französischen und italienischen Autoren ihr Vorbild hat, die aber auch so eigenständig ist, daß sie den Charakter des Unverwechselbaren hat. Dieses Verfahren ist notwendig, weil alle Lyrik und Prosa von W. H. Fritz immer zugleich einschließt, unterwegs zu sein auf die Wirklichkeit hin, wobei Täuschung und Irrtum stete Weggefährten sind. In dem Gedicht „Lichtenberg“ heißt es:

„Den Menschen
verstand er als das Wesen,
das die Möglichkeit hat,
sich zu täuschen.“

Andere Gedichte lassen dies schon an der Überschrift erkennen, z. B.: „Aber dann?“; „Ist das auch sicher?“; „Auch das“; „Deine Bemerkung“; „Aber erst jetzt“; „Was ist es anderes“. Diese Gedichte stammen alle aus dem Lyrikband „Werkzeuge der Freiheit“ (1983). Sie sind zugleich Beweis für ihre dialogische Konzeption, denn W. H. Fritz

nimmt den Leser mit auf den Weg durch sein Gedicht und führt ihn zur Einsicht mit Hilfe kleiner Veränderungen der Gestalt, der Sprache und der Aussage des Gedichtes. „Wichtig ist die Nuance, sie führt weiter“, so heißt es einmal programmatisch.³³⁾ Nuancen sind auch das Kennzeichen seiner Werkentwicklung. Aufgewachsen im Nord-schwarzwald (geb. 1929), lebt er seit 1940 in seiner Geburtsstadt Karlsruhe und geht seinen eigenen Weg. Camus, Ungaretti, Pavese und Svevo nennt er als die Autoren, von denen er viel gelernt hat. Hinzufügen möchte man gerne noch Eduard Mörike, wobei hier die Bezüge vor allem im Handwerklich-Künstlerischen liegen. W. H. Fritz hat ihm 1975 einen sehr eindringlichen Essay gewidmet.

Immer wieder sind es bevorzugte Themen und Gedichtformen, die im Werk von W. H. Fritz auftauchen. Gedichte auf Bilder, Liebesgedichte, Portraitgedichte (z. B. „Johann Peter Hebel“; „Robert Minder“; „Albert Camus“; „Columbus“; „Pascal“; „Descartes“; „Montaigne“) auf Landschaften und Städte („Reichenau“; „In Burgund“; „In Karlsruhe“; „Bei einem Uhrmacher in Basel“) und Erzählgedichte. Sehr oft bevorzugt er das zyklische Kompositionsverfahren und faßt eine Reihe von Gedichten zusammen. In den „Gesammelten Gedichten“ (1979) läßt sich das lyrische Werk von W. H. Fritz sehr gut überblicken.

Auch die Prosa von W. H. Fritz ist charakteristisch für die Dichtung am Oberrhein. Wenn Jürgen Lodemann³⁴⁾ — Literaturkritiker und Romancier, aus dem Norden Deutschlands zugezogen, aber im Schatten des SWF bekannt geworden — recht hat mit der Feststellung, daß die Stärke der südwestdeutschen Schreibenden nicht in der großen Epik, in Romanen oder Theaterstücken liege, sondern in der kleineren Form, im Gedicht bis zur Mundartlyrik, im Essay, in der Miniatur und in der verdichteten aphoristischen Prosa, dann ist das Werk von W. H. Fritz geradezu ein Paradigma für diese Be-

hauptung. Denn die Prosa von W. H. Fritz besteht oft aus kleinen und kleinsten Abschnitten — vom französischen nouveau roman mitgeprägt — auch dort, wo es sich um größere epische Werke handelt, wie z. B. in „Abweichung“ (1965), „Die Verwechslung“ (1970), „Die Beschaffenheit solcher Tage“ (1972), oder dem Roman eines Heidelberger Studenten (1946—1951) mit autobiographischen Zügen „Bevor uns Hören und Sehen vergeht“ (1975).

Neben einer umfangreichen Tätigkeit als Übersetzer französischer Autoren (Jean Follain, René Ménard, Alain Bosquet, Philippe Jaccottet, Claude Vigée) schrieb W. H. Fritz auch zahlreiche Essays, die auch über ihn Aufschluß geben. So heißt es in seinem vielleicht schönsten Essay „Mörikes Nähe“³⁵): „Er machte keine Schaustellungen, keine Selbstherrlichkeit. Das Unauffällige bestimmte sein Tun bis in alltägliche Einzelheiten, sein Gedicht bis in die Wahl eines Metrums hinein . . .“ Und: „Er hat — und das macht ihn u. a. für einen heute Schreibenden aufschlußreich — da und dort ganz behutsam prosanahe Elemente in seine Zeilen gebracht und die lyrische Einheit doch nicht zerstört.“ Walter Helmut Fritz engagiert sich auch für seine schreibenden Kollegen und Kolleginnen in Karlsruhe. Immer wieder stand er im Mittelpunkt von Leseveranstaltungen. Ein Ergebnis dieser Vielfalt ist die Publikation „Lesetag I“³⁶), eine eindrucksvolle Anthologie der in der Stadt Karlsruhe und Umgebung schaffenden Künstler.

Christoph Meckel

„Unnachgiebigkeit und klare Optik“

Christoph Meckel

Christoph Meckel (geb. 1935) hat viel Gemeinsames mit W. H. Fritz, nicht zuletzt das Schweigen in persönlichen Dingen und die spärlichen theoretischen Äußerungen zum eigenen Werk. Allerdings finden sich in man-

chen Erzählungen versteckte Hinweise, wenn auch in fiktionalem Gewand, und vor allem ist das „Billet für Rudolf Dischinger“³⁷) sehr aufschlußreich. Meckel ist Graphiker und Dichter: hier kommt es wirklich auf das „und“ an, denn beides gehört zusammen, und seine Lyrikbände sind dafür sehr aufschlußreich. Die zyklische Kompositionsweise erstreckt sich auf Texte und Graphiken. Eindrucksvolle Beispiele sind hierfür auch die beiden Anthologien³⁸) „Verschiedene Tätigkeiten“ und „Sein Herz ist sein Rücken“. Was er deshalb über seinen akademischen Lehrer, den Zeichner und Maler Rudolf Dischinger schreibt, gilt auch für ihn als Graphiker und Dichter. „Ich schätze Ihr Talent, aber Sie müssen arbeiten“, war Dischingers Rat für seine Schüler. Und für Meckel hieß dies: „Mit Schönheit und Unschärfe war es vorbei.“ Dischinger verdanke er „Unnachgiebigkeit und klare Optik“, und er sei für ihn „der Vernichter von Mythos, Schnörkel, Handwerklicher Hochstapelei und romantischer Beleuchtung“ gewesen. Seine Beharrlichkeit hatte „etwas Holzfestes“.

In dem programmatischen Gedicht: „Rede vom Gedicht“³⁹) liest sich das so:

„Das Gedicht ist nicht der Ort, wo die Schönheit gepflegt wird.

...

Das Gedicht ist nicht der Ort, wo die Wahrheit verziert wird.

...

Das Gedicht ist nicht der Ort, wo der Engel geschont wird.“

Das „Billet für Rudolf Dischinger“ und das poetologische Gedicht „Rede vom Gedicht“ lassen sich sehr genau aufeinander projizieren, und sie zeigen, wie Meckel die gemeißelte Form, den präzisen Ausdruck und das klar komponierte Werk anstrebt: Ob dies wohl auch mit seiner Herkunft zusammenhängt? Denn Meckel entstammt einer sehr alten Familie von Freiburger Steinmetzen und Architekten. Die ältesten Vorfahren arbeiteten noch am Freiburger Münster. Der

Vater des Dichters war der Lyriker, Erzähler und Hebel-Forscher Eberhard Meckel (1907–1969), eine hochangesehene Persönlichkeit in dieser Region. Christoph Meckel besuchte das Gymnasium in Freiburg, studierte sodann einige Semester Malerei und Graphik in Freiburg, bis es ihn hinauszog und er „unterwegs“ lebte, wie er einmal sagte. Aber er nahm dann wieder doch längere Zeit seinen Wohnsitz in Ötlingen im Markgräflerland. Wie sehr Meckel und seine Vorfahren mit Freiburg und der Region Oberrhein verbunden und vertraut sind, wissen wir erst seit seinem erfolgreichen, vielbeachteten Buch „Suchbild. Über meinen Vater“ (1980). Es handelt sich hier um eine sehr kritische Darstellung seiner Kindheit und Jugend, vor allem aber um eine komplizierte, vielschichtige Auseinandersetzung mit seinem Vater. Die Vater-Bücher haben zu dieser Zeit Hochsaison. Peter Härtling, Brigitte Schwaiger, Eva Zeller und Guntram Vesper schrieben ebenfalls viel beachtete Bücher zu diesem Thema.⁴⁰) Meckels Buch ist gekennzeichnet durch die Härte der Auseinandersetzung, durch die Direktheit der Anklage, die verschärft wird durch die Tatsache, daß der Vater eine Persönlichkeit von hohem Bekanntheitsgrade war, wodurch die Schockwirkung dieses Buches bei manchen Kritikern verständlicher wird.

Die Abrechnung mit dem Vater wurde zugleich zu einer Darstellung seines und des jungen Meckels Lebensraum. Nirgends in der Literatur der Gegenwart findet sich eine so kompakte und präzise Darstellung der Region Oberrhein wie in diesem Buch. Auf wenigen Seiten zeichnet der Dichter-Graphiker Meckel die Landschaft Badens zwischen Karlsruhe und Basel mit ihren Verbindungen zum östlichen Elsaß, zur nördlichen Schweiz, diese Region, die „im Zentrum der europäischen Geschichte“ liegt, die „von Schweden erobert, von Frankreich und Österreich geprägt“ wurde. „Es ist die Landschaft Johann Peter Hebels sowie aller schwäbischen, helvetischen und französi-

schen Varianten der alemannischen Sprache.“⁴¹)

Die Offenheit und Schönheit der Region, ihre ökonomischen, agrarischen und klimatischen Valeurs werden hervorgehoben, und ihre Bewohner in ihrer politischen Einstellung scharfsichtig charakterisiert.

Mit der Kritik am Vater verbindet sich auch die Ablehnung seiner Heimatseligkeit und seiner Verherrlichung der Landschaft als „Landschaft der Seele“, wie alles bei ihm „gefühlvoll im argen, schwankend zwischen Bauernküche und kosmischer Ahnung“ hing — „ein Dilemma deutsch-romantischer Tradition“⁴²), und „die lyrisch gestimmte Idealisierung“ von Land und Landleben als intakter Welt. Meckel betont daneben „das schwitzende, schuftende, von Arbeit bestimmte tägliche Leben der Bauern, ihre jahrhundertalte Resignation und die daraus gewonnene Härte, der Stolz, der Geiz, die Sturheit, das böse Maul, schließlich die Technisierung der Landwirtschaft — das lag dem Erfahrungsbereich des Ästheten fern“.⁴³)

Kein literarisches Werk der Gegenwart stellt auf so engem Raum am Beispiel zweier Schriftsteller, die dazuhin noch Vater und Sohn sind, den Unterschied dar zwischen dem, was damals und heute Heimat bedeuten kann.

„Suchbild“ ist zugleich auch die erzählerische Zusammenfassung, was in zahlreichen Geschichten⁴⁴) (z. B. „Zillmeiers Anwesen“, „Die kleine Julie“, „Kraut und Gehilfe“ etc.) seinen detaillierten Niederschlag fand oder etwa in der präzisen Prosa „Der Brand“, die auf wenigen Seiten die Zerstörung Freiburgs im Jahre 1944 beschreibt.

Am Werk Christoph Meckels ist schon deutlich geworden, was sich im Verhältnis des Dichters zu seiner Heimat verändert hat. Es ist zum einen die Entdeckung der Region, und Hand in Hand damit vollzieht sich eine Substantialisierung des Heimatbegriffs. Standen sich früher Heimatliteratur und „hohe“ Literatur gegenüber, wurde erstere im Ver-

gleich abgewertet, so sind jetzt die Qualitäten der überregionalen Literatur in die Heimatliteratur eingegangen. Das bedeutet eine inhaltliche Veränderung: Geschichte und Politik, Auseinandersetzung und kritischer Blick finden sich ebenso in der Regionalliteratur. Hier hat sich eine Anpassung vollzogen in dem Sinne, daß die thematischen und gestalterischen Kennzeichen der hohen Literatur jetzt in die Regionalliteratur eingegangen sind, weil die Region sich mehr und mehr als überschaubares Terrain erweist, an dem exemplarisch gezeigt werden kann, was alle angeht und betrifft.

Es ist aber nicht nur die Abwehr zerstörerischer Mächte, die sich hier ihren Ausdruck schafft, die wieder den Blick schärft für das Detail, für das Gewachsen- und Gewordensein, für den Raum gemeinsamer Herkunft, der Mentalität und des Bewußtseins für gemeinsame Geschichte, sondern hier findet auch das Bemühen um die eigene Identität ihren Ausdruck. Die Entdeckung der Region ist ein literarisches Phänomen und zugleich ein anthropologisches, denn in allen Texten, von denen die Rede war, ging es immer auch um die Frage des Menschseins hier und heute.

Anmerkungen

1) Symptomatisch dafür ist auch das Buch des Karlsruher Altgermanisten Bernd Thum: *Aufbruch und Verweigerung. Literatur und Geschichte am Oberrhein im hohen Mittelalter*. Waldkirch 1979

2) Vgl. auch A. Finck (Hrsg.): *Nachrichten aus dem Elsaß. Deutschsprachige Literatur in Frankreich*. Hildesheim 1977 und A. Finck (Hrsg.): *Nachrichten aus dem Elsaß 2. Mundart und Prose*. Deutschsprachige Literatur in Frankreich. Hildesheim 1978

3) z. B. André Weckmann: *Wie die Würfel fallen*. Roman. Kehl 1981. Jean Egen: *Die Linden von Lautenbach*. Roman. Kehl 1983

4) Elsbeth Pulver: *Von der Brauchbarkeit des Unbrauchbaren*. In *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, 36., 38. Jg., 28. April 1982, S. 1124 ff.

5) Hier seien nur einige Beispiele angeführt, die aber symptomatisch sind: Zeitschriften: „Allmende“; „Badische Heimat. Mein Heimatland“; „Literatur am See“ bis jetzt 3 Bände; *Literarische Gesellschaft Karlsruhe* (Hrsg.): *Lyriker und Erzähler aus unseren Tagen* (1956); „Synchron. Prosa und Poesie junger Autoren“ (1975); „Das junge Karlsruhe. Zehn junge Schriftsteller“ 1979; „Lesetag I“ (1983). Vgl. auch: Karl Foldenauer: „Der Oberrhein als literarische Landschaft.“ In *Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft (Scheffelbund) Karlsruhe* Nr. 48/1981, S. 5–16

6) „Freund Hein“ erschien neu 1982 (Kirchheim/Teck Schweier-Verlag) mit einem eindrucksvollen „Stimmen“-Anhang zu diesem Roman von H. Hesse, Kurt Tucholsky, Thomas Mann, Oskar Loerke, P. Suhrkamp, Jean Améry, M. Gregor-Dellin u. a. Ebenso neu: „Menschenwege“ *Novellen und Erzählungen*. Kirchheim/T. 1976, weitere Neuauflagen angekündigt.

7) Jean Améry über „Freund Hein“ s. Anm. 6

8) Zit. n. R. G. Haebler: *Otto Flake*. In: *Ekkart*. Jb. f. d. Badner Land Freiburg 1961, S. 41–44

9) Otto Flake: *Die Verurteilung des Sokrates*. *Biographische Essays aus sechs Jahrzehnten*. Heidelberg 1970, S. 324

10) Ein Zeichen dafür könnte die Neuerscheinung von „Der Handelsherr“, einer großen Erzählung sein (Stuttgart, Reclam, 1983), mit einem sehr instruktiven Essay Gerd Uedings und einer Bibliographie der Werke Otto Flakes. — Vorausgegangen war eine Werkausgabe von Rolf Hochhuth und Peter Härtling, 5 Bde. Frankfurt 1973–76.

11) Vgl. Friedrich Bentmann: *Max Barth*. *Zum Tode des Waldkircher Exilschriftstellers*. In: *Ekkart*, Jb. f. d. Badner Land 1971, S. 97–102. Dieser sehr detailreiche und mit zahlreichen Gedichten versehene Essay ist m. W. eine erste Orientierung zur Person und zum Werk Max Barths.

12) Zit. b. F. Bentmann a.a.O., S. 101

13) Zit. n. Ingo Zimmermann: *Reinhold Schneider. Weg eines Schriftstellers*. Stuttgart 1983, S. 17

14) Brief v. 19. August 1937 an Leo von König. Zit. n. I. Zimmermann, S. 109 a.a.O.

15) Vgl. dazu R. Schneiders Bericht in „*Verhüllter Tag*“ (1954)

16) Einen guten ersten Einblick ermöglicht hier: Ingo Zimmermann: *Reinhold Schneider. Weg eines Schriftstellers*. Stuttgart 1983

17) „Überallnie“ *Ausgew. Gedichte 1928–1965*. Hamburg 1965, Vgl. auch: Friedrich Bentmann: „Marie Luise Kaschnitz als Dichterin der Breisgauer Heimat.“ In *Badische Heimat*. Ekkart 1971, S. 63–74

18) „Überallnie“, S. 107

19) „Überallnie“, S. 145

20) „Das dicke Kind“, Krefeld 1951

²¹⁾ M. L. Kaschnitz: Engelsbrücke. Römische Betrachtungen. Hamburg 1955, S. 242

²²⁾ Walter Helmut Fritz schrieb für die Erstausgabe dieses Werkes ein sehr aufschlußreiches Nachwort (Frankfurt 1966)

²³⁾ Hans Bender: Worte, Bilder, Menschen. Geschichten. Roman. Berichte. Aufsätze. München 1969, S. 377 ff.

²⁴⁾ Hans Bender: Worte, Bilder . . ., S. 379 a.a.O.

²⁵⁾ Diese Geschichten wurden unter dem Dylan Thomas Motto „Das Wiegende Haus“, mit einem aufschlußreichen autobiographischen Nachwort von Hans Bender 1957 in der Univers. Bucherei bei Reclam, Stuttgart, herausgegeben. Der Hinweis auf Dylan Thomas (1914–1953) ist ein deutlicher Fingerzeig auf diesen englischen Dichter und seine Gedichte und Geschichten aus Wales.

²⁶⁾ In R. Hagelstange: Es steht in unserer Macht. Gedachtes und Erlebtes. München 1953, S. 209

²⁷⁾ S. 211 a.a.O.

²⁸⁾ „Bemerkungen über unseren Dialekt.“ Rede in Überlingen anlässlich der Verleihung des Bodensee-Literaturpreises am 18. Juni 1967. In: Martin Walser: Heimatkunde. Aufsätze und Reden. Frankfurt 1968, S. 51 ff.

²⁹⁾ Hier muß auch nachdrücklich auf das eindrucksvolle Buch von Arno Borst: „Mönche am Bodensee“ (Sigmaringen 1978) verwiesen werden, das nicht nur ein meisterliches Werk der Geschichtswissenschaft ist, sondern auch durch seine Sprache sich auszeichnet.

³⁰⁾ Vgl. Martin Walser: Höchste Schule. Über Maria Menz. In: Allmende 1. Jg., 1981, S. 122–127

³¹⁾ Eine wertvolle Dokumentation dieser Region findet sich in den drei Bänden „Literatur am See 1–3.“ Friedrichshafen 1981 ff.

³²⁾ Vgl. zu Hermann Kinder und Peter Renz: Hermann Bausinger: „Von Aufsteigern und Aussteigern“. Laudatio für Hermann Kinder und Peter Renz bei der Verleihung des Bodensee-Literaturpreises 1981 in Überlingen. In: Allmende 1. Jg., 1981, S. 142–149

³³⁾ W. H. Fritz: „Das ist alles“. In: Welt und Wort 14., 1959, 8, S. 109 f.

³⁴⁾ Jürgen Lodemann: Neue Literatur im Schwarzen Wald. In: Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft (Scheffelbund) Nr. 49/1982, S. 5–11

³⁵⁾ W. H. Fritz: Mörikes Nähe. In: Jb. d. Dt. Schillergesellschaft XIX, 1975

³⁶⁾ „Eine Karlsruher Anthologie“, hrsg. v. d. Literarischen Gesellschaft Karlsruhe (Scheffelbund) mit freundl. Unterst. d. Kulturreferates der Stadt Karlsruhe (1982)

³⁷⁾ In: Christoph Meckel: Ein roter Faden. Ges. Erz. München 1983, S. 364–368

³⁸⁾ C. M.: Verschiedene Tätigkeiten. Hrsg. Wulf Segebrecht, Stuttgart (Reclam) 1972 und „Sein Herz ist sein Rücken“, Hrsg: Lit. Gesellschaft (Scheffelbund) Karlsruhe 1983

³⁹⁾ Christoph Meckel: „Wen es angeht“. Düsseldorf 1974, S. 15

⁴⁰⁾ Leider ist in diesem Zusammenhang fast nie die Rede von dem beachtenswerten Roman: „Die Mansarde“ (1979) des Karlsruher Schriftstellers Roland Lang.

⁴¹⁾ „Suchbild. Über meinen Vater“, Düsseldorf 1980, S. 13

⁴²⁾ „Suchbild“, S. 172

⁴³⁾ Ders., S. 173

⁴⁴⁾ Jetzt alle in Christoph Meckel: Ein roter Faden. Gesammelte Erzählungen. München 1983

Lied vom DREYECKLAND

1. *Unsri Ürgroßeltre d'Haide
sin friehjer als üewer de Rhin zue de Nochbre
ibr Rindvieh lon waide
was dyn isch, isch aü myn
Unter sich han si ibr Sach gedüsch
An's Römische Reich het nieme do gedänkt
Am Owe sin si binander gsasse
e Humbe Bier in dr Füscht*
2. *Manichmol han sie sich s'Gsicht verhäije
So schlimm isch die Sach nie gsin
Am beschte thuesch Dich nit verwöije
Un loosch d'Nochber Fraüe gehn
Han unsri Haide köenne wisse
Ass i Rom e Kaiser an sie dankt
D'Röemer sin kumme, e ganz Rejemant
Nit numme Rawe anstuz*
3. *Im Mittelalter isch dr Handel gange
D'Bürerey un dr Wyn
Um Elsaß un Bade by de Alemanne
Sogar aü z'Basel am Rbyn
Worum het dr Karl dr Groß dr Kaiser
Vo ganz Europa Maischter wöelle sin
Jedes Follik het d'Freyhait im Sinn
De fiehrsich sie nit ewig am Sail*
4. *Dr Bürekeieg, dr Schwedekrieg
Han unsre Lander g'schadt
Zue viel Zorn het d'Gsicht ermüedt
Mit Religion, Führer un Schlacht
Seis dr Napi seis e andre
Kümm geht e Raich schon isch e nejes do
Unsri Eltre wissen ebs drvo
Gehsch bissel zeruck hesch de Fade*
5. *D' moderne Zytte han viel entdeckt
So Sache wie Staat un Granze
Wann'd üewer s'Bachel zuem Nochber witt
Muesch erscht mit Unschuld glanze
Brüschsch nimm s'Veeh wöelle nüewer lon waide
I jedem Staat isch s'Follik yquartiert
Jeder füer sich, s'sisch erum mit de Heyde
S'haißt jetz, mr sin ziwilisiert*
6. *Elsasser, Schwytzer un Ihr vum Badische
Was saewe Ihr derzue
S'het nix zue thuen mit'm Romantische
Han Ihr awer nit bal'genue
D'Regierungsberre die kumme drvo
Sie trinke mitnander un meh ass nur e Saidel
Un fiehre'n uns wiedersch am Narresail
Wie Hampelmann döert un do*
7. *Wie lang wöelle mr de Kopf noch schüettle
I d'Hand klatsche un amen saewe
Wie lang wöelle mr ibr Lüeje noch glaewe
Un uns begnieje mit Stüeckle
Sie stable ni de Bode vergifte ni s'Wasser
D'moderne Prinze vo dr ganze Walt
Füer ihri Röesser brüche sie ke Harwer
Un ihre ney Gott haißt Gald*
8. *Hoffentlich kumme mol andri Zytte
Un wann mr's aü nimm erlawe
Thuen unsri Kinder e frisches Obst arnte
Vor öeb d'Todesglocke fangt an lytte
In unsre Resarve köenne mr nimm schnüffe
D'Supp fangt an koche un d'Große lueje dumm
Mir keje mol d'granze üewer e Hüffe
Un tanze drum erum*

*François Brumbt
(Aus: Nachrichten aus dem Alemannischen,
hg. von Adrien Finck und Raymond Matzen,
Olms Presse, 1979)*

Die bildenden Künste im südwestdeutschen Raum

Richard Bellm, Karlsruhe

Über die Kunstszene der letzten Jahrzehnte in Baden-Württemberg zu berichten, kann nicht mehr sein als ein Versuch, Entwicklungen, Wandlungen und Tendenzen aufzuzeigen. Die Vielfalt des künstlerischen Ausdrucks in einem Gesamtbild zu erfassen, müßte den bescheidenen Rahmen sprengen. Darum beschränken wir uns auf den skizzenhaften Entwurf eines Überblicks. Wie bei einer Skizze werden Hauptakzente des Bildgerüsts gesetzt und stärker hervorgehoben, die ergänzenden Bildglieder dagegen schwächer betont. Aus dieser subjektiven Schau des Betrachters, erst recht des Zeitgenossen, entsteht diese kurze Darstellung der bildenden Künste und ihrer Vertreter in unserem Raum. Nichts liegt deshalb ferner, als eine Geschichte der Kunst in Baden-Württemberg zu verfassen, auch nicht von einer württembergisch-badischen Kunst zu sprechen, natürlich schon gar nicht von einer rein badischen Kunst.

Gewiß prägen Licht und Landschaft, Schicksal und Menschen, Kultur und Kunst. Und gerade der Künstler ist es, der seismografisch allen Umwelteinflüssen ausgeliefert ist, sie reflektiert und in seinem künstlerischen Werk darüber ausdrückt. Und doch können wir bei der Vielfalt der Begegnungsmöglichkeiten heute nicht mehr von einer bestimmten Stammeseigentümlichkeit sprechen. Schon gar nicht können staatspolitische Grenzen die Kunstlandschaft oder die künstlerischen Äußerungen in der Gegenwart bestimmen. Der weltweite Austausch macht umgreifende Wandlungen möglich. Wer da landschaftstypische Merkmale abgrenzen will, gerät in die Gefahr der Verzeichnung.

Übersehen dürfen wir sicher nicht, daß innerhalb eines Landes gleichzeitig verschiedene geartete Künstlerpersönlichkeiten lebten oder leben, die durch Neigung oder Ruf von „draußen“ kommen. Sie gehören natürlich auch in die Darstellung, soweit sie die Künstler und damit die Kunstszene prägen.

Die ganz persönliche Leistung einzelner Künstler, der bewußte oder unbewußte Austausch von Anregungen, die Gleichzeitigkeit von konservativen und fortschrittlichen Kräften, die Zeitgenossenschaft mehrerer Generationen, gesellschaftliche Zusammenhänge, Gruppierungen und Vereine bestimmen das fluktuierende Klima. In den größeren Städten des Landes, wo sich die künstlerischen Kräfte konzentrieren und Traditionen sich ausbilden können, wo in Akademien und Kunstschulen Schicksale sich verflechten und Wege sich kreuzen, kommt es zu intensivem Austausch der Temperamente und Auffassungen. Dazu kommen die Museen, Galerien und orientierende Ausstellungen. Und sicher bleibt der Charakter der Städte Karlsruhe und Stuttgart, Ulm oder Freiburg, Mannheim und Heidelberg, deren Struktur sich ständig verändert, nicht ohne Einfluß.

Wie schon in früheren Zeiten hat sich der süddeutsche Raum immer wieder als Sammelbecken und Schmelztiegel erwiesen, in dem sich Kunstströmungen trafen und verwandelten. Immer war der Oberrhein auch das Gebiet der Auseinandersetzungen und Bewährungen. Bei näherer Betrachtung der Gegenwart wird man wohl sagen können, daß die zwar eng verzweigten Landschaften Baden und Württemberg doch immer ihre eigenen Gewichte setzten sowohl im Schwarz-

Weiß ihres grafischen Profils als auch in der jeweils temperierten Farbigkeit.

Waren es im badischen Raum etwa Trübner, Thoma, Kalkreuth, Würtenberger, Hildenbrand und Hubbuch, so sind es im württembergischen Land Landenberger, Hölzel, Schlemmer, Baumeister und Ackermann, die durch ihr Werk und ihre persönliche Ausstrahlung jüngere Talente anlockten und förderten. Waren es in Württemberg nach dem Ausklingen des Impressionismus und einem kühleren Expressionismus die mehr konstruktivistischen Tendenzen, so beobachtet man im badischen Raum einen intensiven Nachklang des Impressionismus und Expressionismus, dann die markante Ausprägung der Neuen Sachlichkeit. Ohne Zweifel wirkt die Nähe zu Frankreich in einem Gesamtausdruck nach. Bemerkenswerte Wechselwirkungen sehen wir z. B. in den Lehrern L. v. Kalkreuth und Grieshaber, die ihre künstlerische Auffassung fruchtbar weitergaben.

Da seit der Wiederbelebung der „modernen“ Kunst nach dem Zweiten Weltkrieg eine Reihe Künstler aus anderen Bundesländern als Lehrer an die Akademien des Landes kamen und so durch ihren Einfluß prägend wirkten, wollen wir nicht vergessen, daß große Begabungen aus mancherlei Gründen das Land verließen und nach 1945 nicht mehr wirksam wurden. Sicher haben wir mit Namen wie Reinhold Nägele, Adolf Richard Fleischmann, Xaver Fuhr und Theodor Werner einige Namen genannt. Dazu gehören aber vor allem noch Carl Hofer, Gustav Seitz und Rolf Nesch.

Der Karlsruher **Carl Hofer** (1878–1955), aus der Schule Pötzlbergers und Hans Thomas kommend, gelangte über Kalkreuth und Böcklin in die fruchtbare Auseinandersetzung mit dem expressiven Idealismus Mares, dessen Kompositionsprinzipien er sorgfältig studierte. Neue strukturelle Elemente aus der Begegnung mit dem Spätwerk Cezannes bereicherten und festigten den Bildbau und führten zu äußerster Vereinfachung.

Hochsensibel für geistige Schwingungen gestaltete er seine verträumten, scheuen Mädchengestalten. Der poetische Stimmungsgehalt seiner frühen Bilder wurde schon bald vom Wissen um die Bedrohung des Menschen überschattet. Visionäre Motive wurden während des Krieges zur schrecklichen Wirklichkeit. Ungebrochen war seine Kraft, und die ungewöhnliche Vitalität seiner Farbe blieb Signum auch des Spätwerks, das während der Lehrtätigkeit in Berlin entstand.

Schwer einzuordnen und ganz anders verlaufen ist das Werk von Rolf Nesch aus Oberweißlingen (1893). Unter dem Klima der Brücke-Künstler in Dresden um 1912 entwickelte Nesch seinen expressiven Stil, der sich besonders im Holzschnitt und der Radierung niederschlug. Metalldruck mit beweglichen Formen ist seine Erfindung, die im Materialbild im Sinne des *Objet trouvé* seine Erweiterung fand.

Unbedingt zu nennen, weil geradezu vergessen, obwohl er im Land blieb, ist der Architekt und Künstler Hermann Finsterlin (1887–1973). Er kam 1926 nach Stuttgart, konnte sich aber nicht durchsetzen. Hölzels Versuch, ihn an die Akademie zu holen, blieb ohne Erfolg. Dabei ist der großartige Entwurf einer fantastischen Architektur, im Denken Bruno Taut verwandt, einzigartig und vermag gerade heute dem Menschen die Augen zu öffnen für die plastischen Möglichkeiten einer zu Rastern erstarrten Architektur.

Wenn man die Stuttgarter Kunstszene der letzten 50 Jahre erfassen will, man mag dabei ruhig auch an den ganzen süddeutschen Raum denken, dann muß man sich immer an die einflußreiche Gestalt Adolf Hölzels erinnern. Seiner genialen pädagogischen Fähigkeit (1905–1919), Talente zu fördern und sich entfalten zu lassen, verdanken ihm doch zahlreiche Maler und Grafiker ihre künstlerische Anerkennung. Mit ihnen wurde neben München und Dresden der Durchbruch zur Moderne vollzogen. Die dokumentarische Ausstellung „Hölzel und sein Kreis“ im



Ernst Würtenberger (1868—1934), „Monika strickend“, 1912

Jahre 1961 in Stuttgart lieferte den überzeugenden Beweis, etwa mit den bekannten Namen Pellegrini, Eberz, Kerkovius, Meyer-Amden, Baumeister, Schlemmer, Itten, natürlich auch Ackermann. Die bekanntesten Schüler Hölzels sind Willi Baumeister (1889–1955) und Oskar Schlemmer (1888–1943). Während Baumeister in der Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus und aus der Begegnung mit F. Leger von den Mauerbildern 1919/20 zu den Maschinenbildern 1924 und schließlich über die Eidos-Bilder 1938–1941 zu den Sandreliefs der 50er Jahre gelangt, entwickelt O. Schlemmer konsequent seine Kunstfigur, die in den Figurinen des triadischen Balletts ihren Höhepunkt fanden. Die Deutsch-Baltn Ida Kerkovius (1879–1970) verwandelte ihren expressiven Malstil der Dachauer Zeit unter dem konstruktiven Einfluß von Kandinsky, Klee und Itten zu fantasievoll dynamischen Teppichkompositionen. Max Ackermann (1887–1976) dagegen ist ein Klassiker der gegenstandsfreien Malerei. Als Meisterschüler H. v. d. Veldes kommt er zu Stuck in München und um 1912 zu Hölzel. Die entscheidende Begegnung mit Kandinsky wird schließlich richtungweisend. Im Raum der zeichenhaften Abstraktion vertritt der Künstler eine lyrisch-musikalische Komponente. Von Geburt Stuttgarter entwickelte **Albert Hau Eisen** (1872–1954) sein malerisches Talent an der Karlsruher Akademie unter Kalckreuth und Thoma. Die Begegnung mit den Fauves in Paris 1904, zusammen mit Carl Hofer, führte zum Durchbruch der komplementären Malerei. Hau Eisen war ein Vollblutmaler, in dem die kultivierte französische Peinture lebendig war, ob im Portrait oder in den stimmungsvollen, leicht ins heroisch-barocke getriebene farbig modulierten Pfälzer Landschaften in der Gegend um Jockgrim, wo der Künstler seine Heimat gefunden hatte. Aus der prägenden Schule Hau Eisens und Goebels hervorgegangen, entwickelte **August Kutterer** (1898–1954) einen an französischen Vorbildern orientierten

Impressionismus. In großzügiger Pinselführung schuf er stimmungsvolle Landschaften, vor allem das Wasser und die Spiegelungen am Altrhein und Bodensee. Max Eichin (1903) in Lörrach geboren, war zunächst Bildhauer, 1920–26, bis er sich der Malerei zuwandte und in Karlsruhe bei den Professoren K. Dischinger und H. Goebel eine sensible impressionistische Malweise erwarb. Reisen nach Frankreich und Italien bestimmen die leichte und sichere Farbigkeit seiner Landschaften. Seine Formen sind klar und die Palette ist einfach. Hierher ist auch **Albert Rieger** (1914) zu zählen, der mit seiner außerordentlich feingestimmten Palette in seinen Landschaften und Stilleben zu hohem Wohlklang gelangt. In den jüngsten Arbeiten, z. B. aus Paris und der Provence, ist eine immer strengere Reduktion der Farben zu beobachten. Im nordbadischen Raum hat sich der Schwetzingener **Heinz Friedrich** (geb. 1924) profiliert. Nach den Studien bei Sohn in Stuttgart, Schnarrenberger und Laible in Karlsruhe vertritt Friedrich eine kultivierte Farbigkeit in seinen Pfalzlandschaften und Portraits, neuerdings in großformatigen Farbholzschnitten. Einen lebendigen Realismus vertritt der in Bruchsal geborene Ludwig Barth (1898–1983), der bei W. Conz das grafische Rüstzeug erhielt und sich mit einem umfangreichen Illustrationswerk und zahlreichen Wandmalereien im badischen Raum bekannt gemacht hat. Schüler von F. Hollenberg und W. Conz war Ferdinand Dörr (1880–1968) aus Bad Dürkheim. Hauptthema war die Landschaft Baden-Württembergs, die er mit großer zeichnerischer Sicherheit vortrug und in vielen Radierungen verbreitete. Ein typischer Landschaftsschilderer am Oberrhein ist Emil Bizer, der zwar 1881 in Pforzheim geboren, in Paris und Karlsruhe zum Maler reifte und seit 1912 in Badenweiler den Ort fand, von wo aus er die Schönheit des Markgräfler Landes schilderte (gest. 1957).

Denkt man an den Konstruktivismus der 20er Jahre, so tritt uns das Oeuvre Adolf



Albert Hauelsen, Der Maler Ernst Würtenberger, 1921, Öl

(Staatliche Kunsthalle Karlsruhe)

Fleischmanns (1892—1968) gleichsam als dessen farbiges Spiel und Überwindung entgegen. In seinen kreisrunden, ovalen, aber auch überlangen rechteckigen Bilderstreifen, meist im vornehmen Grauweiß, bewahrt er den klassischen Bildbegriff, das Bild als subtil ausgewogene Komposition der Flächenbausteine oder malerische Interaktion der Farben in ihrer musikalischen Vibration. Zeichenhafter und strenger im Bildbau ist der Nürtinger Fritz Ruoff (geb. 1906). Im Nachklang des Impressionismus—Expressionismus fand sich 1929 eine Malergruppe in der „Neuen Secession“ zusammen. Noch impressionistisch bewegt ist die ausdrucksstarke Farbigkeit Manfred Henningers (geb. 1894), der sich vornehmlich der Landschaft widmet, während der Ebinger Manfred Pahl (geb. 1900) das Portrait in kräftig gedämpfter Farbigkeit vorträgt, nicht selten von bacchantischer Sinnlichkeit begleitet. Wilhelm Geyer (1900—1968), Meisterschüler von Landenberger, dessen malerisches und grafisches Werk dem religiösen Bereich zuzuweisen ist, gehört zu den profilierten Glasmalern in

Deutschland nach dem Krieg. Geyer gestaltete in einer kräftig leuchtenden Farbigkeit die großen Fenster z. B. im Aachener Dom, Kölner Dom und im Ulmer Münster, nicht zu vergessen die Fenster in Schwäbisch Gmünd und Bruchsal. Als bedeutender Maler der Menschengestalt muß als 4. im Bunde Walter Wörn (1901—1963) genannt werden. Von der hellen Farbigkeit des Impressionismus findet der Künstler in der Auseinandersetzung mit Schlemmer und Baumeister zu einfachen Bildstrukturen. Noch stärker findet Alfred Lehmann (geb. 1899) zu seinen Farbformkompositionen, in denen Cézanne ebenso nachklingt wie Hölzel. In der unmittelbaren Nachfolge, jedoch sehr viel verhaltener und von außerordentlicher Farbkultur arbeitete im Hohenloher Raum Dieter Franck (1909—1981) in Schwäbisch Hall, der im Gegensatz zu Geyer mehr das abstrakte Glasfenster zu gestalten wußte, in der Duftigkeit seiner Aquarelle an Matisse und Chagall erinnert.

Die Auswirkungen der kleinen Gruppe von Künstlern, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Namen „Der Kreis“ in Karlsruhe versammelte, etwa K. Hubbuch, W. Schnarrenberger, O. Laible, W. Becker, E. Spuler, M. Eichin und W. Müller-Hufschmid, sind bis heute festzustellen. Unter ihnen ragt **Karl Hubbuch** (1891—1981) sowohl als Vertreter der Neuen Sachlichkeit wie auch als einflußreiche Lehrerpersönlichkeit hervor. Nach seinen Studien bei Orlik in Berlin 1912—14 und 1920—22 als Meisterschüler bei Conz und Württenberger in Karlsruhe erhielt er schon 1925 eine Professur an der Karlsruher Akademie. Seine aggressive und schonungslose Kritik an der Gesellschaft, die er bis zur Karikatur zeichnet und malt, führt 1933 zur Entlassung. 1947 wurde der Künstler wieder an die Akademie berufen. Unverwechselbar blieb der harte Strich seiner Zeichnungen, expressiv der Holzschnitt. Gewiß dürfen wir Hubbuch zu den Hauptvertretern der Neuen Sachlichkeit mit Dix, Grosz und Scholz rechnen. Die frühen

Laueger, Max, Vase, H. 30 cm, 1921—23





Wilhelm Schnarrenberger, *Selbstbildnis im Atelier*, 1928, Öl

(Staatliche Kunsthalle Karlsruhe)

Arbeiten des Goebel-Schülers Müller-Hufschmid (1890–1966) stehen ganz im Zeichen der Neuen Sachlichkeit. Mal- und Berufsverbot nach 1933 veränderten den Menschen. Nach 1947 entstanden nur noch abstrakte Gebilde, meist grautonig mit wenig farbigen Akzenten, grafisch übereinandergeschichteten Rechteck- und Segmentformen, in den Strichlagen reich differenziert. Die netz- und gitterartigen Geflechte wirken wie Verstrickungen, wie Chiffren eines visionären Erlebens, die im Betrachter Beklemmung auslösen. **Otto Laible** (1898–1963) war einer der erfolgreichen Akademiellehrer in Karlsruhe nach dem Kriege. Aus der disziplinären Schule von Scholz, Conz und Würtenberger herausgewachsen, fand er mit einem feinen

Gespür für atmosphärische Schwankungen zu faszinierendem Ausdruck, der erst in der Spätphase nach dem Krieg zur Vereinfachung und zu flächiger Gliederung der Bilder führt. **Wilhelm Schnarrenberger** (1892–1966), schon 1920 als Lehrer an die Akademie Karlsruhe berufen, 1933 entlassen, gehört mit den Großstadtbildern und Großtankstellen zur Gruppe der Neuen Sachlichkeit in Karlsruhe mit Hubbuch und Scholz. Nach dem Krieg sind es vor allem Stilleben aus Gläsern, Bestecken und Geschirr, die in souveräner, fast impressionistischer Malweise zu delikaten Kostbarkeiten werden. Beste Maltradition von Schmidt-Reutte und Trübner vertrat am Oberrhein Adolf Strübe (1881–1973) aus Maulburg. Von



Otto Laible, *Mädchen am Fenster*, 1928, Öl
(Staatliche Kunsthalle Karlsruhe)

1909–1944 als Lehrer an der Berliner Akademie und 1949–56 beim Aufbau der Kunsthochschule in Freiburg hatte er weite Ausstrahlung. Einer der großen Stillen im Lande war **Julius Bissier** (1893–1965) aus Freiburg. Mit Baumeister und Schlemmer befreundet, entwickelte Bissier nach einer beachtenswerten, allzusehr übersehenen neosachlichen Phase tachistische Bildformen und wird zu einem der Väter des Informel. Vielleicht von Baumeister angestoßen, wendet sich der Künstler asiatischen Gedankengängen zu, die in zeichenhaft abstrahierten Pinselzeichnungen ihren bedeutenden Ausdruck fanden. Zu den bedeutendsten Vertretern des Tachismus in unserem Raum gelegentlich auch des Taktilismus zählt der 1911 in Mannheim geborene Rudi Baerwind, dessen unmittelbar

aus dem Farbleck entwickelte Formen etwas Vibrierendes haben, dem unruhige, stets auf Neues erpichten Temperament voll entsprechen. Von disziplinierter Farbkultur sind die figurativen großen Wandgemälde und neuerdings auch abstrakten Stimmungsbilder des Schwetzingener Bernhard Becker. Im romantischen Heidelberger Raum arbeitete in Ziegelhausen der 1906 in Ludwigshafen geborene Will Sohl (1906–1969), ein Schüler von H. Nauen. Seine großen Themen sind, meist in expressionistischem Ausdruck bis in abstrakte Geflechte in der Zeichnung verwandelt, die Küstenlandschaften des Nordens. Ein beherrschtes, ja verhaltenes Temperament dagegen ist der Niederdeutsche Hans Meyboden (1901) aus Verden an der Aller. Den Malern um Worpsswede und Fischer-

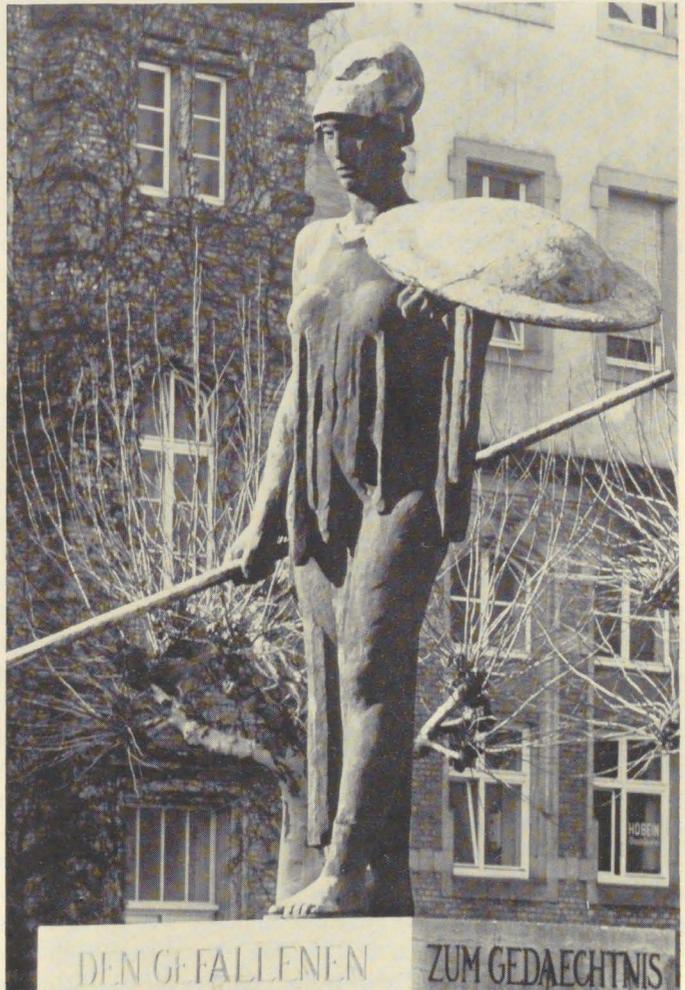
hude verwandt, wohin er sich 1933 zurückzog, kam er 1957 als Lehrer an die Akademie in Freiburg. Hier wurden die Farben heller, aus dem schweren Braun wird ein verhaltener Ockerton, der den dekorativen, flächigen Bildcharakter bestimmt. Der 1922 in Eutingen geborene Bernhard Epple beschränkt sich in seinen Stahlstichen, Radierungen und Aquarellen auf vegetative Formen wie Blattranken und Blattstrukturen, auch Gebilde wie Fische, Muscheln und Schnecken, die

sich gelegentlich bei aller Klarheit der Formen zu einem undurchdringlichen Dschungel verwachsen. Waldemar Epple, geb. 1919 in Mannheim, dagegen steht dem dekorativ Ungegenständlichen nahe. In seinen Monotypien und Collagen, in kleeaftem Aufbau konstruiert, erreicht der Künstler einen kultivierten Farbklang.

Auffallend geringer ist die Zahl der Bildhauer und Plastiker über das Land verteilt. Gewicht und Bedeutung, insbesondere der

*Karl Albiker, „Pallas Athene“,
technische Hochschule Karlsruhe,
1925, Bronze*

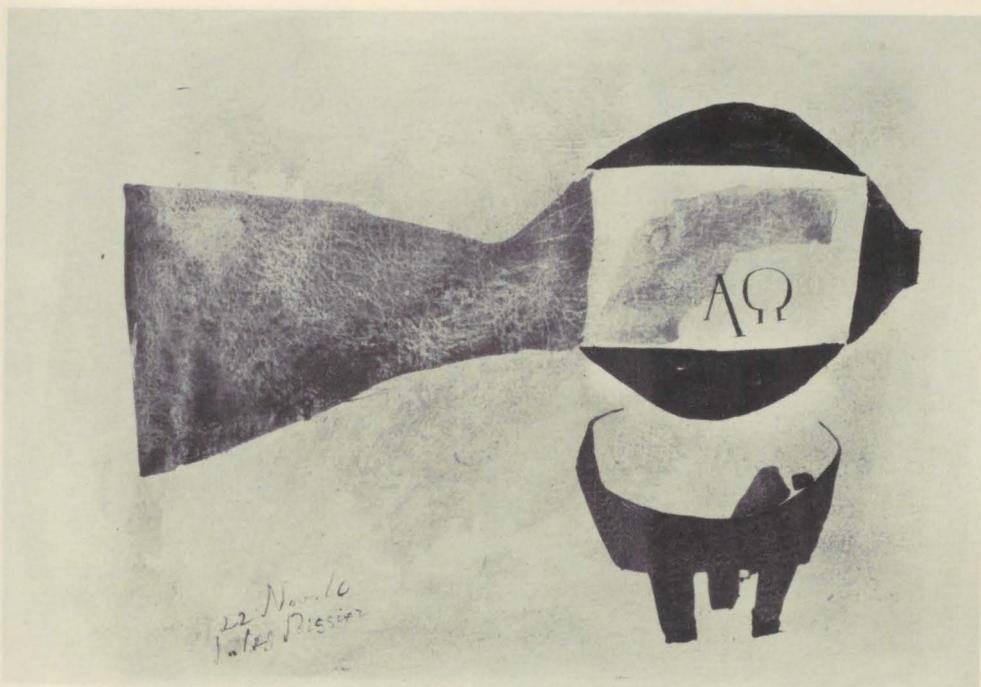
(Foto: Dr. Karl Albiker)



älteren Generation für die Entwicklung der jüngeren Talente erscheint uns aber wesentlich, wenn auch die neuen Tendenzen von „draußen“ nicht übersehen werden. So bedeutet Alfred Lörcher (1875–1962) für den süddeutschen Raum eine markante Bereicherung. Ähnlich wie Maillol gestaltete der Plastiker nach den Eigengesetzlichkeiten der Plastik. An der Kunstgewerbeschule und Akademie bis 1945 lehrend, entfaltete der Künstler ein fruchtbares Schaffen. Auffallendes Merkmal an Lörchers kräftig gebauten, etwas gedrunghenen Figuren ist die geringe Größe, die selten mehr als 20 cm in der Höhe messen. Das gestalterische Problem der Massenplastik findet in Themen wie „Chöre“ oder „Massenauflauf“ sinnfälligen Ausdruck. Erscheinungen seiner Zeit reflektierend und gestaltend, wirkt er, wenn auch nicht schulebildend, so doch prägend auf die jüngere Bildhauergeneration. Wenn es eines wichtigen Meisters der Plastik zu gedenken gilt, dann gewiß der bedeutenden Leistung Edwin Scharffs (1887–1955). Ist sein Schaffen auch mehr im norddeutschen Raum bekannt, so strahlen doch Klarheit und Maß zurück in die Heimat. Am antiken Schönheitsideal orientiert, wurde er 1946 an die Akademie Hamburg berufen. Ein Unikat in der plastischen Kunst des 20. Jahrhunderts ist die Bronzetür an der Klosterkirche Marienthal bei Wesel.

Karl Albiker (1878–1961) gehört zu der deutschen Künstlergeneration, die um 1880 geboren, eine Reihe bedeutender Bildhauer umfaßt, so neben dem süddeutschen Albiker die Sachsen Georg Kolbe und Emil Scheibe, die Westfalen Wilhelm Lehmbruck und Bleeker und schließlich den Deutsch-Schweizer Haller. Sie alle stehen in der Nachfolge A. v. Hildebrands, der die pompöse Theatralik überwand und wieder zur ruhigen Bewegung fand. „Materialisierte Bewegung“ war für Albiker „die plastische Kunst“, und damit ging er über die Auffassung Hildebrands hinaus. Nach seinen Studien bei H. Volz in Karlsruhe ging der junge Künstler nach Paris

und begegnete 1900 A. Rodin, der einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Albiker fand in dem großen Franzosen bestätigt, daß die Bewegung wesentlicher Gehalt der Plastik sei. Albiker lebte mit Unterbrechungen in Ettligen. Im Jahre 1919 wurde er an die Akademie Dresden berufen und entfaltete dort eine rege Tätigkeit in verhaltener Expressivität ähnlich der Lehmbrucks. Von besonderem Ausdruck ist die berühmt gewordene trauernde Pallas Athene für das Ehrenmal der gefallenen Studenten der Technischen Universität Karlsruhe, 1925. Von seinen Bildnissen erinnern wir an das seiner Mutter (1922). Als Künstler und Lehrer ebenso geschätzt und bekannt war Wilhelm Gerstel (1879–1963). In der Bildhauerschule von H. Volz, in der Nachfolge von Begas und in der Monumentalmalerei von Ludwig Schmidt-Reutte fand der begabte Gerstel beste Tradition von H. v. Mares und A. v. Hildebrand, vor allem in der Sensibilisierung der menschlichen Gestalt. Seine Lehrtätigkeit 1919–33 in Karlsruhe und Berlin beschloß der Künstler nach 1945 mit der Gründung der Kunstakademie Freiburg (heute Außenstelle von Karlsruhe), wo er bis 1956 seine Erfahrungen einem großen Schülerkreis weitergab. Zu früh trat Carl Trummer (1906–1957), ein an klassischen Vorbildern geschulter Künstler, von der Lebensbühne ab. Nach seinem Studium in München und Paris 1927–35 war er von 1947 an Professor an der Akademie Karlsruhe. Stärker als bei Sutor zielte das bildhauerische Schaffen auf die Einbindung in die Architektur. Als der bedeutendste Bildhauer und Plastiker galt **Emil Sutor** (1888–1974), ein unermüdlicher, einfallreicher und vielseitig begabter Künstler. Mit dem Frühwerk einer 13 m hohen Madonna an der modernen Frauenfriedenskirche in Frankfurt (1928) wurde der Künstler bekannt. 1936 erhielt er für seine „Hürdenläufer“ die olympische Goldmedaille. Er war nie Lehrer an einer Akademie, gab aber Anregungen weiter, wie die weitaus jüngere Pforzheimer Bildhauerin Gisela Bär (geb.



Julius Bissier, Monotypie, 22. 11. 1960

(Foto: Augustinermuseum Freiburg)

1921) offen bekennt, wengleich sie eher Trummer nahesteht, inzwischen aber ihre eigenen Ausdrucksformen gefunden hat. Wilhelm Loth (geb. 1920), heute an der Akademie Karlsruhe, gehört zu den Bildhauern, die den Weg zur eigenen Form über das Experiment und die Auseinandersetzung mit der archaischen Formenwelt gefunden haben. Bei aller Vereinfachung der menschlichen Gestalt, vornehmlich des weiblichen Körpers, bleibt stets ein zeichenhafter Rest organoider Begreifbarkeit. Im Freiburger Raum arbeitet der stärker der Architektur nahestehende eigenwillige und begabte Mataré-Schüler **Franz Gutmann** (geb. 1925). Bemerkenswert sind seine Brunnenanlagen, z. B. in Freiburg. Vor allem im kirchlichen Raum beschäftigt ist Frido Lehr (geb. 1928) mit Bildhauerarbeiten und Bronzeplastik. Das bildhauerische Werk des Freiburger Karl Rissler (geb. 1917)

erstreckt sich auf Bronzerelief und Freiplastik im profanen und Sakralbereich. Gewiß ist **Gustav Seitz** (1906–1969), Mannheimer von Geburt, eine überragende Bildhauerfigur, die sich aber zeitlebens in der Neckarstadt zu Hause fühlte und bei allen wichtigen Ausstellungen vertreten war. Maillol und Despiau nahestehend empfing der junge Seitz in Karlsruhe seine Grundausbildung. Die Figuren haben immer Körper, etwa die schöne „Käthe Kollwitz“ oder die einzigartigen Brecht-Köpfe, deren Ausdruck unter den deutschen Bildhauern der figürlichen Schule nur noch mit Emy Roeder vergleichbar sind. Für den badischen Raum figuriert die früh vollendete Bildhauergestalt **Hans Graef** (1909–1968). Als Meisterschüler von Cr. Voll schuf er in einer lebendig kompakten, aber doch bewegten Auffassung schwelende Organismen. Mehr der Kleinform,



Albert Rieger, *Stilleben*, 1979, Acryl

z. B. Tieren und Kindern verhaftet, ist Gudrun Schreiner (geb. 1932) mit originellen Brunnenanlagen hervorgetreten. Aus dem Kubismus heraus entwickelt Walter Schelenz (geb. 1903) aus Freiburg seine geschmeidig bewegten Formen, ist aber neuerdings einem gewissen Realismus zugewandt. Dem Gegenstand verpflichtet ist der Wimmer-Schüler Klaus Ringwald (geb. 1934) aus Schonach. Er verarbeitet das Erbe, antikrömische und romanische Vorbilder, in einer Reihe guter Portraits und Freiplastiken, jüngst an den Bronzeportalen des Münsters in Villingen.

Originalität und Kreativität waren dem weltbekannten Keramiker **Max Laeuger** (1884—1952), einem Wegbereiter der Moderne, eigen. Vom Wurzelgrund bäuerlicher Kunst herkommend, entwickelte er das

Pflanzen- und Figurenornament als keramischen Dekor und beeinflusste so das gesamte Kunstgewerbe. Die berühmten Laeuger-Vasen, z. B. aus Majolika, zeichnen sich durch eine edle Form- und Farbgebung aus.

Im Gegensatz zu Lörchers vollen, vitalen, am klassischen Vorbild orientierten Plastik sucht Otto Baum (geb. 1900) aus Leonberg, seit 1947 an der Stuttgarter Akademie lehrend, das Zeichenhafte an seinen Menschen- und Tierfiguren, stark an Brancusi, Lipschitz und Laurens erinnernd. Mit sicherem Gespür für die architektonische Nähe gestaltet O. H. Hajek (geb. 1927) seine freistehenden Plastiken, die sich in verschiedenen Raumschichten durchdringen, gelegentlich verknoten. Neuerdings aber integriert er seine Plastiken in den öffentlichen Raum und gelangt über die Zwischenstufe seiner Farbwege, Stadtzei-

chen und Platzbemalungen, z. B. Stuttgart und Bruchsal, zu Ordnungselementen für den Menschen. Zweifellos sind Hajeks jüngste Arbeiten nur aus der Welt des Betons und der Hochhauslandschaften zu verstehen. Unverwechselbar sind die großen Freiplastiken von Erich Hauser (geb. 1930) aus Tuttlingen, heute meist auf öffentlichen Plätzen und vor Gebäuden aufgestellt. Nach den Auseinandersetzungen mit der Tradition der Eisenplastiken Laderas, der Stabiles von Calder, auch mit dem Werk Uhlmanns und Jacobsens findet Hauser in den 60er Jahren seinen Ausdruck im polierten Stahl, vornehmlich in den zylindrischen, vielgeknickten Röhrenplastiken. Thomas Lenk, geb. 1933 in Berlin, seit dem Akademiestudium 1950–55 in Stuttgart tätig, ist von großer Eigenwilligkeit. Nicht ohne Geschmack an der Eleganz der Maschinenwelt, verwandelt er seine gestanzten Scheiben zu Raumgebilden, die er durch abgesetzte Farbigekeit im raumschaffenden Sinne steigert. Bei Gerlinde Beck (geb. 1930) aus Stuttgart, die bei Gollwitzer, W. Baumeister an der Akademie studierte, bleibt das Menschenbild, z. B. Stele, Herme, immer noch Gegenstand der bildnerischen Konzeption, auch wenn die menschliche Figur unter dem Gesichtspunkt der Verfremdung durch Umwelteinflüsse technoides Aussehen bekommt.

Zu den Einzelgängern nicht nur im württembergischen Raum, sondern in der deutschen Kunst gehört der scharf profilierte Karl Rössing (geb. 1897). Mit seinen Holzstichen, dem bevorzugten grafischen Ausdrucksmittel, liefert er ein Beispiel höchster Disziplin. Er darf wohl als der Erneuerer des Holzstichs gelten. Es gibt bei Rössing keine Zufälligkeit. Jede Komposition ist konsequent durchdacht, wenn wir z. B. an die großen Folgen „Mein Vorurteil gegen diese Zeit“ und „Passion unserer Tage“ denken. Unter seinen Schülern an der Stuttgarter Akademie haben sich Robert Förch, Günther Schöllkopf, Friedrich Meckseper und Malte Sartorius besonders profiliert.

Am ehesten noch dem mittelalterlichen Einblattholzschnitt des 15. Jahrhunderts vergleichbar sind die kraftvollen Blätter von HAP Grieshaber (1909–1981). Obwohl Autodidakt erreichte der gelernte Typograf mit seinen urwüchsigen Holzschnitten große Anerkennung. Unerbittlich und ungemütlich war Grieshaber während seiner Lehrtätigkeit 1955–60 an der Akademie Karlsruhe. Nachahmer duldete er nicht. Jeder Schüler sollte seinen eigenen grafischen Ausdruck finden. Zu Grieshabers Kreis, heute über das Land verstreut, gehörten die Maler und Grafiker Lothar Quinte (1923), Heinz Schanz (1927), Emil Kiess (1930) und Horst Antes (1936). Vertreter des Surrealismus in unserem Raum sind Peter Schubert (1929), aus der Schule Baumeisters kommend suggerieren seine dynamischen Formen Beziehungen zu realen Dingen, A. L. Döring (1925) und Axel Arndt (1941), die sich meist mit kleinen Formaten begnügen. Der Stuttgarter Dieter Göltenboth (1923) vertritt die Assemblage, Verbindungen verschiedener Materialien mit zusätzlicher Übermalung. Dem fantastischen Realismus verwandt wirkt Peter Grau (1928) an der Stuttgarter Akademie. Seine hervorragenden dynamischen Blätter beklemmen oft wegen der Apokalyptik, wie überhaupt der biblische Stoff in seinen radierten Arbeiten neue Einsichten in die Analogien unseres Lebens vermittelt. Von asketischer Disziplin erfüllt sind die großformatigen, ausgewogenen flächig-geometrischen Signalbilder von Karl Pfahler (1926). In der Auseinandersetzung mit Francis Bacon hat der Tübinger Fritz Genkinger (1934) nach seinem Studium bei Grieshaber und Kitzel in Karlsruhe seine „Fußballspieler“ entwickelt. Der 1920 geborene und in Schwenningen tätige Felix Schlenker zeichnet sich aus durch konsequente Weiterentwicklung vom monochromen Strukturbild über Nagelstrukturen bis zur glatten, emailartigen Oberfläche in Richtung von Meditationsbildern. Abstrakt in hohem Maße, ohne jedoch den Bezug zur Wirklichkeit aufzugeben, in dieser



E. Wachter, Isaak, Rebekka und Esau, 1984, Tusche und Bleistift

(Foto: Cosmopress Genf)

Auffassung den Franzosen Bazaine und Manessier verwandt, ist Georg Meistermann (1911). Er wirkte nach kürzeren Lehrtätigkeiten in Frankfurt und Düsseldorf seit 1960 an der Akademie in Karlsruhe. Seine flächig-tektonisch gebauten Bilder und Glasfenster in Schweinfurt und Bad Dürkheim sind hochdifferenzierte Farbgebilde, durch gelegentliche Farbstrichschraffen noch zur Farbvibration gebracht. Heinrich Klumbies (1905) verbleibt meist im Grisaille, z. B. bei seinen „Stuhl“-Variationen. In seinen kräftigen kubistischen Bleistiftzeichnungen geht der 1924 geborene Albrecht v. Hancke das Thema Mensch an.

Bei Horst Kalinowski (1924), ebenfalls Lehrer an der Karlsruher Akademie, werden seine Caissons, eine Art Lederfetische, zu merkwürdig beklemmenden Gebilden, besonders dort, wo sie Ähnlichkeiten mit der

menschlichen Gestalt haben. Herbert Kitzel (1928–1978) dagegen beschäftigte sich in seinen Zeichnungen mit der Gefährdung des Menschen unter dem Eindruck der Technik. Zu den eigenwilligsten Malern im süddeutschen Raum muß der ehemalige Hubbuch- und Heckel-Schüler **Emil Wachter** (1921) gerechnet werden. Gelegentlich einem expressiven Tachismus nahestehend, entwickelt er in großflächig gesetzten Flecken Figur und Landschaft aus kühl gesetzten Farben. In großen Illustrationsfolgen in farbiger Lithografie setzt er sich mit den Themen der Bibel auseinander. Weithin bekannt sind die zyklischen Glasfenster, z. B. Malsch und Bad Dürkheim im Profan- und Sakralbereich. Neuartige Bildgestaltungen schuf der Künstler in riesigen Betonreliefs in St. Kilian, Osterburken, in der Autobahnkirche Baden-Baden und in Landau. Die dekorative Far-

bigkeit des Grieshaber-Schülers Horst Antes ist meist gekoppelt mit seinem Signet des Kopffüßlers, der in seiner Zeichenhaftigkeit alten Idolfiguren ähnelt. Neue Farbwirkungen erzielt Klaus Arnold (1928) mit seiner Schwarzlotmalerei auf den leuchtenden Glasscheiben. Hans Martin Erhart (1935) aus Emmendingen kommt aus der Schule Grieshabers und Schnarrenbergers. Von hoher Farbqualität sind seine kleinen Formate früher Pastelle in stillebenhafter Motivik. Atmosphärische Landschaften aus Licht und Farbe, ausschnitthaft definiert, gestaltet Hans Peter Münch (1940). Die Situation aus Menschen im Getriebe der Großstadt, im Räderwerk der heilversprechenden Technik, reflektiert Eberhard Dänzer (1933), ein Schüler Hubbuchs, in ätzenden Lithos, ein Thema, dem sich auch der begabte Benno Huth (1937) mit großem Engagement widmet. Aufsehen erregte vor einigen Jahren die Bildung einer Gruppe jüngerer Maler und Grafiker, die sich als die „Karlsruher neuen Realisten“ verstanden. Unter diesem Titel erschien 1970 eine Mappe mit Zeichnungen und Grafik von Tutilo Karcher, Waltraud Kniss, Herbert Kämper, Reinhard Daßler, Klaus Langkafel und Helmut Goettl. Während Goettl mit zupackendem Strich Lebensgewohnheiten des modernen Menschen beobachtet, kommt Herbert Kämper in seinen Silberstiftzeichnungen zu filigranem Ausdruck.

Die Beleuchtung der Kunstszene wäre unvollständig, wenn wir nicht auch die gewebte Bildkunst berücksichtigten. Traumhaft visionären Ausdruck erreichte die Karlsruherin Clara Krefß (1899—1971) in ihren einzigartigen Bildteppichen. Nicht gewebt wie jene von I. Kerkovius, sondern mit den verschiedensten Materialien appliziert und fantasievoll bestickt die Künstlerin eine paradiesische Welt, in der sie auch gute Glasfenster gestaltete. In durchaus selbständiger Nachfolge der Schule von Aubusson, die unter Jean Lurçat eine große Neubelebung erfuhr, arbeiten Fritz Arend (1937) und Uta Ohndorf Rösi-

ger (1935) als Entwerfer wie auch als Weber an ihren farbenfrohen Gobelins. Beim Blick nach dem Süden unseres Landes treffen wir auf das Werk von Curt Georg Becker (1904—1972) aus Singen, einem Meisterschüler von Campendonk und Nauen. Märchenhafte, lyrisch gestimmte Blumenstilleben erinnern in der Bildzerlegung an W. Gilles. Von traumhafter Leichtigkeit erscheinen auch die Glasfenster, die das Spätwerk ausmachen. Unvergessen bleibt der Konstanzer Hans Breinlinger (1888—1963), ein Vertreter des süddeutschen Expressionismus. Ganz aus der Farbe heraus entstanden seine Bilder, deren Frühstufen an das Ringen eines Delaunay oder Franz Marc erinnern.

Schließlich hat die traditionsreiche Bodenseelandschaft immer wieder Künstler angezogen. So lebte bei Neufrach der Berliner Maler Wilhelm Straube (1871—1954), und der bekannte Grafiker R. P. Litzemberger (1917) wirkt in Leimbach. Mehr Kunstlandschaft als Malerkolonie (wie in Grötzingen) war und ist die Halbinsel Höri. Manche fanden in der idyllisch ruhigen Ecke des süddeutschen Raumes eine Zuflucht vor der politischen Agitation. Hier fand der ehemalige Direktor der Düsseldorfer Akademie Walter Kaesbach in Hemmenhofen ein Domizil. Er zog die Maler und Grafiker, auch Plastiker wie Dix, Kindermann, Macketanz und Heckel nach. In dieser neuen Heimat, seit 1934 in Hemmenhofen, begann Otto Dix (1891—1969) die große Serie der herrlichen Bodensee- und Hegaulandschaften und Familienbilder, meist mit dem Silberstift gezeichnet. Nach dem Verlust seines Berliner Ateliers begann auch für Erich Heckel (1883—1971) eine bedeutende Spätphase. 1949—54 wurde Heckel an die Karlsruher Akademie berufen. Seine große malerische und grafische Erfahrung und seine profilierte, vornehme Persönlichkeit hatten große Ausstrahlung auf seine Schüler.

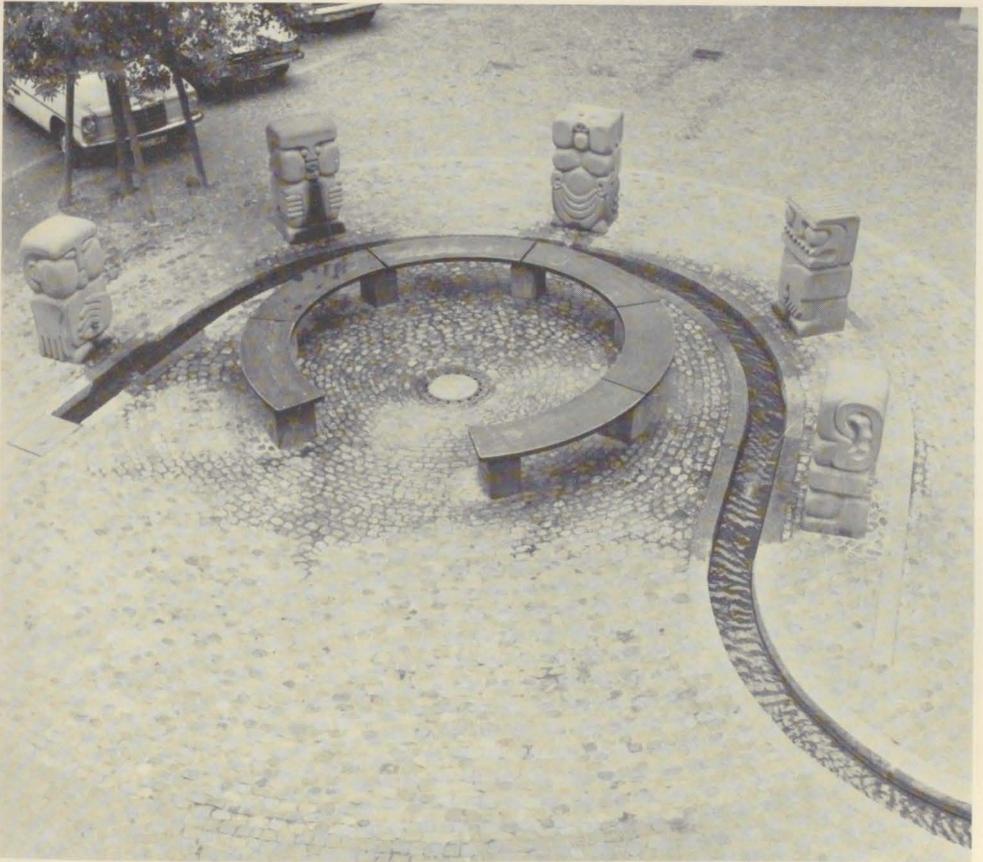
Zweifellos sind die künstlerischen Äußerungen in Malerei und Plastik vielfältiger und eindrucksvoller als die durch technisierte



Franz Gutmann, Brunnen bei Hertie, 1976–77, Freiburg

Gleichschaltung der Formenwelt in der Architektur. Die zerstörten Städte sind freilich nicht allein fragwürdig wieder aufgebaut worden, wofür sich immerhin materielle Gründe und Zeitnot anführen lassen. Sie haben auch eine Reihe von nur wenig oder nicht im Kriege beschädigten Gebäuden aus verschiedenen Epochen vorschnell durch Abriß verloren, die durchaus erhaltenswert gewesen wären. Darunter befindet sich neben dem Staatstheater von Heinrich Hübsch in Karlsruhe das 1927 erbaute Stuttgarter Schocken-Kaufhaus von Erich Mendelsohn, dessen Reste hinter einer Fassade von Egon

Eiermann versteckt wurden. In der Bewahrung historischer Zeugnisse hatte die staatliche Denkmalpflege bis heute einen schweren Stand und kam beim Zuviel und Zuwenig des Erhaltenwollens in die Zangen der Kritik. Immerhin gelang mit großem Aufwand der glänzende Wiederaufbau der fürstbischöflichen Residenz in Bruchsal, die heute musealen Zwecken (Außenstelle des Landesmuseums) dient. Ein Beispiel für die gute Zusammenarbeit von Denkmalpflege und Architekten sind die beiden Kaufhäuser der Firma Schneider in Freiburg und Karlsruhe, rechnen wir noch den jüngst entstehenden



Franz Gutmann, Brunnen bei Hertie, Freiburg, Gesamtansicht

Erweiterungsbau der Kunsthalle Karlsruhe dazu, den Heinz Mohl in Anlehnungen an die historische Umgebung gebaut hat.

Obwohl im Land eine stattliche Zahl fähiger und international bekannter Architekten lebt, ist die Zahl der neuen Bauwerke vergleichsweise gering. Die modernen Kirchenbauten von Hans Herkommer in Württemberg und im badischen Raum von Werner Groh und Rainer Disse, die Liederhalle von Adolf Abel und Rolf Gutbrot, der Landtag von Horst Linde, Erwin Heinle und Partnern, das Museum der Daimler-Benz AG von Rolf Gutbier und Hans Kammerer, dessen Geno-

Haus sowie die Terrassenhäuser von Max Bächler, die Hochhäuser von Hans Scharoun (Romeo und Julia) unterstreichen ebenso wie das Heidelberger Horten-Kaufhaus von Egon Eiermann, die Pforzheimer Fritz-Erlers-Schule von Günther Behnisch, das Mannheimer Nationaltheater von Ludwig Mies van der Rohe und Gerhard Weber und in Karlsruhe die Waldstadt von Karl Selg, die Schwarzwaldhalle von Erich Schilling, das Bundesverfassungsgericht von Paul Baumgarten und das Badische Staatstheater von Helmut Bätzner die Möglichkeiten, die der baden-württembergische Städtebau nach

Heinz Friedrich, Wiesens-
strauß, 1982



1945 gehabt hätte und, von den genannten Ausnahmen abgesehen, versäumt hat. Sicher gehören zu den wichtigsten und großen Bauaufgaben die Gründungs- und Erweiterungsbauten der Universitäten, die in kürzester Zeit dank der technischen Hilfsmittel für die rapide steigenden Studentenzahlen errichtet wurden, so Freiburg von Schweitzer, Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim von Haupt und Gremmelsbacher, ferner die umfangreichen Neubauten der Universitäten von Konstanz und Ulm.

Die Museen und Galerien des Landes haben in den letzten Jahrzehnten einen grundlegen-

den Wandel vollzogen. Unter dem Einfluß neuerer wissenschaftlicher Erkenntnisse auf dem Gebiete der Wahrnehmungs- und Lernpsychologie, aber auch der Kunstpädagogik erfüllen sich jetzt die Ideen Alfred Lichtwarks, des Pioniers der Museumspädagogik. Nicht allein die stumme Präsentation der Sammlung, sondern das Angebot der Führung und Diskussion vor den Kunstwerken, bewußte didaktische Auswahl und Aufstellung und Gruppierung in zeitgeschichtlichen Abfolgen, Begleithefte und Werkanalysen werden als Hilfen angeboten.

Musterbeispiele dieser Art sind die beiden



R. Dassler, *Porträt Friederike*, 1983, Öl

großen Landesmuseen in Stuttgart und Karlsruhe, dem inzwischen die Kunsthalle Karlsruhe aktiv gefolgt ist. Schon lange als erheblich zu klein erwies sich die Karlsruher Kunsthalle mit ihren einzigartigen Spitzenwerken der mittelalterlichen süddeutschen Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts, der niederländischen und französischen Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts, der großen

Hans-Thoma-Sammlung und den kaum zu präsentierenden Schätzen aus dem Kupferstichkabinett. Neben den ergänzenden Neuerwerbungen, wie die Grünewald-Grisailles galt das Interesse von Direktor J. Lauts auch dem 20. Jahrhundert. Hier schließt nun der Nachfolger H. Vey an mit der Erweiterung und vor allem einer Sammlung von Plastiken etwa seit dem Klassizismus, so daß auch in

Karlsruhe die künstlerischen Entwicklungslinien einmal bis in die Gegenwart verfolgt werden können. Die Präsentation der Mannheimer Kunsthalle unter dem fortschrittlichen Museumsleiter Walter Passarge erstreckte sich zunächst auf Werke der französischen Malerei der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, begann aber auch die malerischen Zeugnisse im deutschen Raum zu erfassen. Gleichzeitig erstreckte sich das Sammelinteresse auf die Plastik des gleichen Zeitraumes, so daß heute, unter H. Fuchs konsequent fortgeführt, die Kunsthalle, selbst ein beachtliches Beispiel des Jugendstils, die Werke des 20. Jahrhunderts mit typischen Beispielen, vor allem in der europäischen Plastik und Grafik dokumentiert und jüngst im neuen Anbau präsentiert werden kann.

Der Wiederaufbau eines im Kriege zerstörten Museums ist bekanntlich nicht die einzige Sorge. Waren doch auch der Stuttgarter Staatsgalerie nach 1933 die Bestände der modernen Malerei als „entartet“ verlorengegangen. Um so erstaunlicher ist die Wiederbeschaffung und Präsentation entsprechender Grafik und Malerei. Mit dem sicheren Gespür für Qualität gaben Erwin Petermann und dessen Vorgänger Theodor Musper der Galerie ein neues, in die Zukunft weisendes Gepräge. Erst recht, als mit Unterstützung des Landes im Jahr 1969 die bedeutende Sammlung Moltzau gekauft werden konnte, erhielt das Museum europäischen Rang und wachsende Anziehungskraft. In der konsequenten Fortsetzung der Dokumentation von künstlerischen Bestrebungen im 20. Jahrhundert, sowohl in Europa als auch im internationalen Raum, setzt F. Beye starke Schwerpunkte bei Dada- und Surrealismus, aber auch bis in die Gegenwart. Beim Blick

auf die kostbaren Bestände und erstklassigen Beispiele war es an der Zeit, daß sie nun im monumentalen neuen Anbau J. Stirlings gezeigt werden können. Wir übersehen bei der Skizze keineswegs die vielen kleineren wertvollen Museen des Landes, wie z. B. das Augustinermuseum in Freiburg mit den wertvollen Glasfenstern, aber auch den Ausstellungen zeitgenössischer Kunst, z. B. in Baden-Baden, oder die beachtliche Sammlung moderner Kunst im Museum der Stadt Ulm, auch nicht das kurpfälzische Museum Heidelberg mit den bedeutenden Ausstellungen. Sie und die wichtigen, z. T. neu gestalteten Heimatmuseen zeugen von der regen und lebendigen Museumstätigkeit, aber auch von dem wachsenden Interesse der Menschen. Sie wollen nicht nur die Welt kennenlernen, in der sie leben, sondern auch die Kultur und Geschichte, die sie trägt. Dieses neue Bewußtsein in der Jugend vor allem gilt es wieder gesund wachsen zu lassen. Es müssen wieder Werte gesetzt, erkannt und tradiert werden. Wertmaßstäbe müssen gefunden werden, an denen die Gesellschaft sich orientieren kann.

Der geraffte Überblick ließ gewiß manchen Künstler und manches Bauwerk unerwähnt, versuchte dennoch, die Hauptlinien in den Vertretern der süddeutschen Kunstszene aufzuzeigen. Neigt die Akademietradition in Stuttgart nach Ansicht des Kunstkritikers Kurt Leonhard mehr zu klassischen Ordnungsprinzipien, rational-konstruktivistischen Kompositionen und Programmen, lebt im badischen Raum die Intuition, Romantik, die französische Malkultur und kraftvolle Expression, die an den vorgestellten Künstlern und ihrem Werk gut abgelesen werden kann.

Das gegenwärtige Musikschaffen in Baden

Walter Kolneder, Karlsruhe

Das Land Baden wird in seiner musikalischen Eigenart von zwei sehr verschiedenartigen Quellen gespeist. Da ist zum einen ein schier unerschöpfliches Reservoir an Begabungen, das sich vor allem im volksmusikalischen Bereich auslebt. Aus Wolfgang Suppans Buch „Blasmusik in Baden“ erfährt man, daß zur Zeit im Bereich der Regierungspräsidien Freiburg und Karlsruhe gegen 850 Musikkapellen mit zusammen etwa 40 000 Musikern tätig sind. „Keine andere Institution des Musiklebens führt mehr Menschen dem aktiven Musizieren zu.“ Aber auch 40 % der bundesrepublikanischen Laienmusiker wohnen in Baden-Württemberg.

Der Gegenpol zu dieser stark brauchtumsverwurzelten Musikpflege kommt vielleicht aus der besonderen Grenzlage, aus der Offenheit gegenüber der Schweiz und Frankreich, ihr symbolhafter Ausdruck ist vielleicht Donaueschingen, das als Einrichtung einen Musiker wie Paul Hindemith in seiner revolutionären Aufbruchperiode angezogen hat. Als man 1921 die Musiktage ins Leben gerufen hat, mag bei den Männern der ersten Stunde bewußt oder im Unterbewußtsein das Gefühl geherrscht haben, gerade in die volksmusikalisch so reiche Landschaft einen Bazillus verpflanzen zu müssen, und als solcher hat die Idee Donaueschingen bis heute gewirkt. Es ist interessant, daß man im dritten Jahre nicht recht wußte, ob es eine tragfähige Basis im Schaffen geben würde. In der „Zeitschrift für Musik“ 1923 kann man lesen:

„Das III. Donaueschinger Kammermusikfest zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst soll, falls genügend aufführungswertes Material eingeht, Ende Juli 1923 stattfinden. Alle

Einsendungen sind bis 15. Februar 1923 unter Befügung des Rückportos zu richten an die Musikabteilung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen (Baden).“

Ein drittes kulturbestimmendes Element kommt noch hinzu, das Baden allerdings mit allen anderen deutschen Ländern teilt: kaum ein Musiker hat 1945 dort begonnen, von wo er zur Wehrmacht eingezogen wurde. Der Krieg von 1939 bis 1945 und seine Folgen hat die deutschen Stämme in einer Weise durcheinandergebeutel, wie es nie zuvor geschehen war. Als der sogenannte „Vater aller Dinge“ hat er wenigstens ein Gutes mit sich gebracht: geistige Inzucht wurde weitgehend ausgerottet, hat einem großräumigen Denken Platz gemacht, das nicht fragt woher einer kommt, sondern was er leistet. So finden wir unter den im Lande Baden tätigen Komponisten eine erstaunliche Zahl von „Immigranten“, ebenso wie „Emigranten“ (oft in der Heimat fast vergessen) an bedeutenden Anstalten des „Auslandes“ wirken.

Um den Überblick in der Vielfalt schöpferischer Kräfte nicht zu verlieren, bietet sich eine Reihung nach der geographischen Lage an, es wird sich zeigen, daß die Ausbildungsstätten Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe und Freiburg als Kristallisationspunkte wirken, die zugleich weithin ausstrahlen. Aber auch Pforzheim, Baden-Baden und Konstanz entwickeln ein bestimmtes Eigenleben.

Im Raume **Mannheim** ist **Hans Vogt** die dominierende Figur. Der 1911 in Danzig geborene (ein Elternteil stammte aus dem Alemannischen) ist gleich einer der bedeutendsten „Immigranten“. Als er 1951 als Lehrer für Komposition, Tonsatz und theoretische

Fächer an die heutige Musikhochschule Mannheim berufen wurde, hat er sein bei Georg Schumann an der Preußischen Akademie der Künste erworbenes Komponistenhandwerk und die Erfahrungen einer 10jährigen Tätigkeit als Opernkapellmeister in die Wahlheimat eingebracht. Bald griff er über den Hochschulbereich hinaus, wurde Vorsitzender der Mannheimer Gesellschaft für Neue Musik, die jährlich 5–6 Konzerte veranstaltet und wertvollste Informationen vermittelt (er hat die Stelle erst in diesem Jahre aufgegeben). Die Werkliste umfaßt u. a. vier Streich-Quartette, ein Violoncello- und ein Violinkonzert, zwei Orchesterkonzerte und die „Azioni sinfoniche“ sowie eine Reihe größerer Vokalkompositionen wie die oratorische Oper „Die Stadt hinter dem Strom“, die Opera giocosa „Athenerkomödie“, ein Magnificat, ein Requiem und das Kammer-Oratorium „Historie vom Propheten Jonas“. Daneben drängt es ihn, seine in vielen Jahren angesammelten Unterrichtserfahrungen in Büchern niederzulegen. Sein Werk „Neue Musik seit 1945“, Stuttgart 1972, erweist sich als wichtige Informationsquelle, 1982 lag es schon in dritter Auflage vor. Daß seine Emeritierung 1978 kein „otium cum dignitate“ war, beweist das Buch „Johann Sebastian Bachs Kammermusik“, Stuttgart 1981. Man darf gespannt auf die Fortsetzung dieser Werke warten.

Ein Kollege schrieb an den Autor dieses Aufsatzes:

„In zwei Wochen werde ich in den Ruhestand versetzt. Die Muß-Arbeit hört dann auf und das, was man schon eigentlich immer ausschließlich machen wollte, tritt nun ungeteilt in den Vordergrund. Ich hoffe, daß ich in den Jahren, die mir noch zugemessen sind, vielleicht einige brauchbare Werke zustande bringe.“

Die Alten-Betreuung braucht sich um Komponisten keine Sorge zu machen!

Nachfolger von Vogt ist **Peter Michael Braun**, geboren 1936 in Wuppertal, Kompositionsstudien in Köln bei Frank Martin und

Bernd Alois Zimmermann und in Detmold bei Giselher Klebe (der ein geborener Mannheimer ist!). 1974 Dozent an der Rheinischen Musikschule in Köln, seit 1978 Professor für Komposition und Theorie an der Staatl. Hochschule für Musik in Heidelberg/Mannheim.

Als wichtige Kompositionen hat er selbst bezeichnet: „Faksimiles“ für großes Orchester, „Entlechie“ für Stimmen und Orch. (nach Rilke), „Kashima Kiko“ für mittlere Stimme und Orch. (nach Basho), „Genug ist nicht genug!“ für gemischten Chor a Capella (C. F. Meyer), „Miró“ für Flöte und Klavier, „Jericho“ für Posaune und Orgel, „Reise in der Zeit“ für Klavier, „The sleeping beauty“ für Cello solo. Seit neuerem hat sich der Komponist auch der Kirchenmusik und der Oper zugewendet. Jüngsten Datums ist ein Auftrag des Kultusministeriums Rheinland-Pfalz für eine Oper nach Mörike, die in Mainz herauskommen soll. Verlage: Breitkopf & Härtel, Bote & Bock, Tonger.

Peter Seeger, geboren in Berlin, Chorleiterausbildung dort, nach dem Krieg städtischer Musikdirektor in Nordhausen, dann in Offenburg Leitung der „Musikschule der Ortenau“. Seit 1960 leitet er von Mannheim aus mehrere Chöre im Umkreis und den Städtischen Orchesterverein Offenburg, außerdem eine Arbeitsgemeinschaft für Kinderoper und -singspiele am Bach-Gymnasium in Mannheim. Seeger ist Bundeschormeister für Baden-Württemberg.

Werke: die Oper „Ach du lieber Salomon“ (U Stuttgart), die Kinderoper „Die Schule der Tiere“ und „Der Meisterdieb“, ein Oratorium „Zwischen Haß und Schmerzen“ nach afrikanischer Lyrik, das oratorische Fragment „Vom starken Herzen“ für Soli, Männerchor und Orch., die Kantate „Der glückliche Tag“ für Männerchor und Bläserchester. Es entstehen aber auch Instrumentalwerke wie ein Oboenkonzert und eine Partita für Bläserchester. Seine Kompositionen sind in etwa zwanzig Verlagen erschienen.

Hans-Rudolf Johner, geboren 1934 in Schaffhausen (Schweiz), begann seine Musikstudien in Zürich und setzte sie an der Badischen Hochschule für Musik in Karlsruhe und an der Mannheimer Hochschule fort, wo Josef Schelb, Jacques Wildberger, Gerhard Nestler, Werner Eugen Velte, Hans Vogt und Robert Blum seine Kompositionslehrer waren. Er ist jetzt Professor für Komposition und Theorie an der Staatl. Hochschule für Musik in Heidelberg — Mannheim und nimmt einen Lehrauftrag am Kirchenmusikalischen Institut in Speyer wahr.

Sein Schaffen begann mit „Fünf Stücken für Klavier“ 1959 (gefolgt von sechs weiteren Klavierwerken), dann standen Orchesterwerke im Vordergrund: „Praeludium“ 1960/61, „Meditation“ 1965/66, „Polygon“ für acht Instrumentalgruppen 1969, „Komponente“ 1971/72. Auch Schlaginstrumente fanden sein besonderes Interesse: „Thema und Variationen“ I, 1974 und „Thema und acht Variationen“ II, 1975 für Schlaginstrumente, bzw. für 12 Perkussionsinstrumente, „Zaubervogel“ Zyklus für Schlaginstrumente. Der Schwerpunkt des Schaffens liegt aber in der sakralen Musik, nicht weniger als 22 Werke sind für den Kirchenraum geschrieben, darunter 7 Messen, die der Komponist als „Kompositionen für liturgische Gottesdienste“ bezeichnet.

Von Johner liegen bereits fünf Werke auf Platten vor: „Trio für 3 Klarinetten“ (1974), „Alpha und Omega“ und „Introduktion“ (beide 1974 für Orgel), „Programmatische Deutsche Messe“ (1974), „Hommage à Mozart“ für Instrumentalensemble (1977). Weitere drei Plattenaufnahmen stehen bevor.

Helmut Vogel, geboren 1925 in Aachen, lebt seit 1928 in Mannheim. Studium in Mannheim und Heidelberg, Komposition bei Wilhelm Petersen. Seit 1946 als Konzertpianist reisend, 1951 Dozent an der Musikhochschule Mannheim, seit 1971 Professor für Klavier an der Staatl. Hochschule Heidelberg — Mannheim.

Werke (u. a.): „Wilhelm, der Playboy“, heitere Oper; drei Ballette; Concerto grosso für Horn, Trompete, Posaune und Orchester; Konzert für Violine und Kammerorchester; „Sieben Black Outs“ für Orchester; „In Omnibus Veritas“ für großes symph. Blasorchester (zum 75jährigen Jubiläum der Universität Mannheim); „Rhapsodia Iberica“ für Streichorch. und Percussion; zwei Streichquartette; Violonsonate mit Klavier; Trio für Violine, Viola und Harfe; „Loriade“ Multi-medialer Zyklus nach Texten und Zeichnungen von Lorient für Singstimme, Cembalo und Projektor; Klaviermusik, darunter „Drei Burlattas“ für Klavier und Schlagzeug. Der Komponist über sein Schaffen: „Die musikalische Zielsetzung und das innere Ohr bestimmen die technischen Mittel — nicht umgekehrt“.

In **Heidelberg** hat sich die Anwesenheit Wolfgang Fortners stark ausgewirkt, zuerst durch seine Lehrtätigkeit seit 1931 und dann seit seiner Freiburger Zeit ab 1957 als Wohnsitz. Das Evangelische Institut für Kirchenmusik und die Hochschule für Musik haben im Laufe der Jahre viele Studierende angezogen.

Sadler Helmut, geboren 1921 in Streitfort (Siebenbürgen), studierte seit 1946 in Erlangen, von 1947—1952 u. a. bei Gerhard Frommel in Heidelberg. Seit 1963 unterrichtet er an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg und war Stellvertretender Direktor der Städtischen Sing- und Jugendmusikschule. Seit 1977 ist er Professor für Tonsatz und Musiktheorie an der Staatlichen Hochschule für Musik in Heidelberg/Mannheim. Werke (in Auswahl): Zwei Klaviersonaten und eine vierhändige Sonate, eine Violine/Klavier-Sonate, neun Werke für Blockflöte in den verschiedensten Besetzungen, viel Bläsermusik (z. B. Concertino für Klarinette und Str.-Orch., Sonatinen, bzw. Sonate (mit Klavier) für Flöte, Trompete, Posaune, ein Capriccio für Sopranblockflöte und Tuba), eine Sinfonietta für kleines, eine Toccata

quasi una Rhapsodia für großes Orchester, zwölf Werke für den Gebrauch in der Schule, ein Concerto piccolo für Akkordeon-Orchester, viele Lieder, viel Chormusik, das meiste davon haben die Verlage Bosse, Breitkopf & Härtel, Heinrichshofen, Hochsein, Mannheimer Musikverlag, Schloß-Verlag, Süddeutscher Musikverlag gedruckt.

Heilmann Harald, geboren 1924 in Aue (Sachsen), studierte Komposition bei Johann Nepomuk David (bis zum Einrücken), dann bei Wilhelm Weismann und Hanns Eisler. Nach einer kurzen Tätigkeit an der jetzigen Eisler-Akademie in Ostberlin ging er 1952 nach Westdeutschland und setzte seine Studien bei Frank Martin und Hermann Reutter fort. Seit 1959 lebt er freischaffend (mit Lehraufträgen an den Hochschulen Stuttgart und Karlsruhe), seit 1967 in Brombach im Odenwald. Von seinen Werken sind jetzt 104 gedruckt, und zwar in 14 Verlagen in Deutschland, der Schweiz und in den USA. 28 Werke erschienen auf Platten, davon 4 bereits zweimal.

Eine kleine Auswahl aus dem sechsseitigen (engbedruckten) Werkverzeichnis:

Klavier-Konzert (1953), „Frühlings-Kantate“ nach Hölderlin für Sopran, Flöte und Streichorchester (1958), „Missa“ für Sopran, gemischten Chor, Blechbläser, Pauken und Kontrabaß (1961), Psalmenkantate für Sopran, Oboe/Englischhorn, Streichorch. (1965), Canto sinfonico I (1968) II (1977) für Orchester, „Schöpfung und Geschöpf“, oratorische Szene für Alt, Bariton, 3 Schlagwerker, Orgel und Ballett (1969), „Gulbenkian-Concerto“ für Englischhorn, Posaune und Orchester (1970), drei Oratorien (1974, 1976, 1979), darunter das zweite „Von der Weisheit Gottes“ als Auftrag zur 600-Jahr-Feier des Ulmer Münsters.

Heilmanns Werke haben eine weite Verbreitung auch im Ausland und im Rundfunk gefunden, eine Klavier-Sonatine wurde acht-

mal in Sendern eingespielt, die „Sonata Seria“ für Fagott und Klavier fünfmal.

Hermann Schäfer, geboren 1927 in Rottweil, 1945–1950 Studium in Trossingen und Heidelberg (u. a. Komposition bei Gerhard Frommel), 1952–1954 Schulmusikstudium an der Hochschule und der Universität Heidelberg, seit 1955 im Schuldienst, seit 1966 an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, seit 1974 Professor für Komposition, Musiktheorie und Analyse an der Staatl. Hochschule für Musik in Heidelberg/Mannheim.

Werke (in Auswahl): obenan steht Klaviermusik des guten Pianisten und Begleiters (sechs Konzertante Stücke, vier Sonaten, eine Sonatine), viel Kammermusik (Klaviertrio, Streichquartett, zwei Violinsonaten, eine Cellosonate, Bläsermusik, eine Gitarrensonate), Orchestermusik (Sinfonia breve, Tanz-Suite). Liederzyklen nach Wagnerl, Trakl, Schroeder, Krolow, Apollinaire, Chorzyklen. Bühnenmusiken zu Stücken von Aristophanes und Marlowe, sowie eine Oper in einem Akt für Kinder und Erwachsene „Robby – Ein Abenteuer“.

Steger Werner, geb. 1932 in Emmendingen, studierte Komposition bei Wolfgang Fortner, Hans Vogt und Karl Marx, Musikwissenschaft bei Thrasybulos Georgiades und Walter Gerstenberg mit Abschluß (Doktorat). 1961–1964 Assistent am Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Heidelberg, 1964–1972 Dozent an der Musikhochschule Karlsruhe. Dann Musikkritiker, Lehrauftrag an der Staatl. Hochschule Heidelberg–Mannheim.

Als seine wichtigsten Kompositionen bezeichnet er selbst: Streichtrio (1954), Streichquartett (1970/71), Sextett für Streicher und Bläser (1956), zwei Serenaden für Streichorchester, Musik für Orgel (1976), Zyklus für Klavier (1979), ferner Orgelmusik, Lieder und Chöre.

Uwe Lohrmann, geboren 1936 in Karlsruhe, war Singknabe im Regensburger Domchor unter Theobald Schrems und studierte an der Badischen Hochschule für Musik. Kirchenmusiker in Daxlanden, Lampertheim und Heidelberg. Dann erneutes Studium am Evangelischen Institut für Kirchenmusik u. a. bei Kurt Thomas, sowie bei Wolfgang Fortner in Freiburg 1969–1973. Seit 1964 Lehrtätigkeit an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, vorübergehend auch Lehrauftrag an der Musikhochschule Heidelberg–Mannheim.

Werke (in Auswahl): „Extension“ für zwei Klaviere (1971), „Maintenant“ für Ka-Orch. und Orgel (1972), „Discretion“ für Flöte, Fagott/Kontrafagott und Klavier (1973), „Klangstück“ für Bläser, Viola und Cembalo (1978), Songs zu „Was ihr wollt“ von Shakespeare (1980), „Tondichtung“ für große Solobesetzung, aufgeführt im Sinfoniekonzert der Stadt Heidelberg Februar 1984.

Lohrmann gibt seit Jahren Konzerteinführungen und Werkbesprechungen sowie „Radio Essays“ über verschiedene Komponisten im Hessischen Rundfunk.

Die jetzt in Nußloch lebende **Violeta Dinescu** wurde 1963 in Bukarest geboren, legte nach Kompositionsstudium bei Myriam Marbé 1978 das Staatsexamen mit Auszeichnung ab und unterrichtete anschließend an der Musikschule Enescu ihrer Heimatstadt. Die Liste der Stipendien, Preise und Kompositionsaufträge umfaßt 25 Zeilen, Deutschland, die USA, Frankreich und Italien sind darin vertreten. An der Spitze der Werkliste stehen drei Orchesterwerke „Memories“, „Anna Perenna“ und „Akrostichon“, aber die Komponistin hat auch eine Vorliebe für Kleinformen und hat gegen 20 Stücke für Klavier, Orgel, Violine, Violoncello, Fagott, Klarinette, Kontrabaß, Flöte und Gitarre geschrieben, sowie Duos (für Flöte und Viola, für Trompete und Posaune, für Flöte und Schlagzeug usw.), damit tastet sie offenbar

das kompositorische Gelände ab und macht ihre Sprache geschmeidiger für größere Aufgaben. Im Werkkatalog sind aber auch vokale Stücke vertreten, wie z. B. die Chorkantate „Verzaubere mich in einen Silbervogel“ mit Orchester.

Der Deutschlandaufenthalt ist eine Folge eines Preises der Stadt Mannheim 1982, ihm folgte in diesem Jahre ein solcher der Stadt Stuttgart. Gegenwärtig ist eine Heidelberger Dissertation über „Das Streichquartett seit 1960“ in Arbeit und ein Ballett, das noch in diesem Jahre am Ulmer Theater herauskommen soll.

Die ehemalige Badische Hochschule für Musik in **Karlsruhe** — jetzt Staatliche Hochschule für Musik — war seit jeher bestrebt, ihren Studierenden Kontakte mit „draußen“ zu vermitteln. So hielt Olivier Messiaen jahrelang Analyseurse, ihm folgte für das gleiche Fach der englische Komponist Humphrey Searle. Der Schweizer Jacques Wildberger war von 1959–1966 Kompositionslehrer, von 1980–1982, als er zum Direktor der Musikakademie Basel gewählt wurde, unterrichtete Rudolf Kelterborn Komposition und hielt öffentliche Analyse-vorträge, die starke Beachtung fanden.

In die bodenständige „Kleinarbeit“ teilten sich **Werner Eugen Velte**, Geburtsjahrgang 1923, und Roland Weber. Bei Velte, der Karlsruher ist und 1942–1947 bei Wilhelm Krauß, Heinrich Casimir und Gerhard Nestler an der Musikhochschule in Karlsruhe studierte, an die er 1957 berufen wurde, tritt die organisatorische Arbeit so sehr in den Vordergrund, daß man kaum merkt, daß er „auch“ komponiert. Um so größer ist die Überraschung, wenn er, wie zu seinem 60. Geburtstag „abendfüllend“ vor die Öffentlichkeit tritt. Er erweist sich als genauer Beobachter der internationalen Komponistenszene ohne aber irgendwen nachzuzahlen. Wenn er gelegentlich ein älteres Werk zur Aufführung hervorholt, wie das Streichtrio von 1948, sieht man nach dem

Hören noch einmal genauer nach der Jahreszahl und ist überrascht, so etwas können sich nicht allzu viele Komponisten leisten. Eine gewisse Systemlosigkeit ergibt die besonderen Qualitäten Veltes als Lehrer, er tastet sich an den Schüler heran, der sich frei entfalten kann und kaum merkt, daß er geführt, eher beraten als pädagogisiert wird.

Die Werkliste umfaßt vier Streichtrios (1948, 1953, 1964, 1982), drei Streichquartette (1966, 1971, 1974), eine Soloviolinsonate (1971), drei Werke für Violine und Klavier (1963, 1969, 1978), eine Suite für Violoncello solo (1956), drei Werke für Violoncello und Klavier (1959, 1971, 1975), Bläsersonaten mit Klavier (1956, 1959, 1967, 1968, 1969), vier Nachtstücke für Klavier (1969, 1970, 1971, 1981), aber auch das Akkordeonorchester ist bedacht mit „Toccata, Fuge, Postludium“ (1964). Im vokalen Sektor fällt die Vorliebe für Werke nach expressionistischen Dichtern auf, Lorca und Lasker-Schüler sind vertont, eine „Missa brevis“ für gemischten Chor a-cappella (1958) liegt vor und eine Musik für Puppentheater nach „Der kleine Prinz“ von Saint-Exupéry (1976/78). Unter den Aufführungsarten stößt man auf Paris, Barcelona, London, Athen, Luzern, Coventry. Veltel ist am 8. 6. 1984 gestorben.

Roland Weber, geboren 1925 in Freiburg, studierte bei Julius Weismann und seit 1946 an der Hochschule für Musik bei Harald Genzmer und Konrad Lechner. Nach einem kurzen Zwischenspiel am Theater wurde er 1954 Theorielehrer an der Städtischen Akademie für Tonkunst in Darmstadt und wechselte 1966 an die Hochschule nach Karlsruhe, wo er heute noch Theorie und Komposition lehrt.

Weber schrieb u. a. Instrumentalkonzerte mit Orchester (für Violoncello 1962, für Violine 1969, für Klavier 1972, für Violine und Violoncello 1983), ein Streichquartett (1982) und viele Lieder und Kammermusikwerke (an denen er als guter Pianist selbst beteiligt

ist): zwei Klaviertrios (1964 und 1976), Sonaten für Flöte 1974, für Violoncello 1979, für Violine 1977 (jeweils mit Klavier), sechs Hölderlinlieder (1966), acht Morgensternlieder (1983), „Urworte Orphisch“ nach Goethe für Bariton und 12 Instrumente (1978), fünf gemischte Chöre (1965). Bruchstück geblieben ist eine Oper „Der letzte König von Orplid“ nach Mörike.

Walter Schlageter wurde 1907 in Karlsruhe geboren und studierte Komposition bei Franz Philipp an der Badischen Hochschule für Musik. Wanderjahre führten ihn nach Berlin, Königsberg, München und Hannover, 1937 wurde er musikalischer Leiter der Liederhalle Karlsruhe und gründete ein Jahr darauf das Karlsruher Kammerorchester, das er über 40 Jahre leiten sollte. Nach dem Kriege griff der Badische Sängerbund zu und ernannte ihn zum Bundeschormeister, ein Chorleiterseminar an der Badischen Hochschule für Musik ergänzte diese Tätigkeit.

Seine jetzt bei annähernd 50 Opern stehende Werkzahl kommt aus den beiden Klangmedien, mit denen er jahrzehntelang so intensiven Umgang hatte und die sich in einer Reihe von Kantaten vereinigen. Nicht weniger als 21 Werke sind a-cappella-Kompositionen von den „Fünf Madrigalen“ op. 3 für Männerchor bis zu den „Vier Hermann Burte Liedern“ op. 34, ebenfalls für Männerchor. Zwölfmal hat ihn die Solostimme herausgefordert (mit Klavierbegleitung oder mit Kammerorchester). Die Textauswahl verrät seinen erlesenen Geschmack: Michelangelo, Goethe, Eichendorff, Rilke, Carossa, Trackl sind vertreten und als op. 36 finden wir „Vier Lieder auf eigene Gedichte“. In einer kleinen Gruppe Kammermusik ist mehrmals die Flöte verwendet, die in der Familie geblasen wurde.

Die Chorwerke sind ausnahmslos bei Müller, Hochstein, Leuckart, Schott, Böhm und Ricordi gedruckt.

Arthur Grüber, geboren 1910 in Essen, studierte u. a. Komposition bei Ludwig Weber an der Folkwangschule und bei Walter Braunfels und Philipp Jarnach in Köln. Seine Dirigententätigkeit führte ihn 1932 nach Frankfurt, dann nach Wuppertal, Berlin (Deutsches Opernhaus), Hamburg, Berlin (Komische Oper), Braunschweig (als GMD) und schließlich 1962—1976 nach Karlsruhe, wo er von 1963—1977 auch Dirigieren lehrte. Werke (seit 1945): die dreiaktige heitere Oper „Trotz wider Trotz“ (U Hamburg 1948), „Ode an den Frieden“ nach Hölderlin, Kantate für Solosopran, gem. Chor und Orch. (U Dublin 1953), Streichquartett (1977), Musik für Str.Orch. und obligate Orgel (1978), Lieder mit Klavier, sowie sechs Gesänge nach Paul Verlaine mit Streichorch. (1978—1983).

Am Konservatorium Karlsruhe wirkt **Reinhold Weber**, geboren 1927 in Gießen, am Robert-Schumann-Institut in Düsseldorf ausgebildet, dann noch Studien bei Wolfgang Fortner und Olivier Messiaen, schließlich bei Hermann Heiß und Gerhard Nestler für die Arbeiten im Studio für Elektronische Musik an der Universität Karlsruhe vorbereitet. Die beachtliche Werkliste weist neben einer Orgelpassacaglia, Miniaturen für zwei Gitarren, für zwei Violinen, einer vierhändigen Klaviersonate Kompositionen auf, die in Richtung auf Elektronik und ein besonderes technologisches Interesse weisen, in Auswahl:

Klangspektrale Kernentladungen durch rhythmischen Alphabeschuß f. Orchester, Klangschaltbild für Soloposaune, Strukturrisse für Posaune und Schlagzeug, Elektronische Metamorphosen über Herztöne,

In Memoriam Paul Klee: Zwischermaschine über Klangkurven.

Aus Webers Schaffen sind 20 Werke gedruckt, 10 elektronische Kompositionen liegen auf 3 Schallplatten vor.

Gerhard Braun, geboren 1932 in Heidenheim, studierte Querflöte an der Hochschule in Stuttgart, gründete die Kammermusikvereinigung „Stuttgarter Collegium instrumentale“ und nahm eine Lehrtätigkeit an der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg auf. 1963 Dozent für Querflöte und Blockflöte an der Städt. Akademie für Tonkunst in Darmstadt, Kompositions-Studien bei Konrad Lechner. Seit 1973 Dozent an der Staatl. Hochschule in Karlsruhe, seit 1980 Professor. 1978 Gründung des „Blockflöten-Ensembles Gerhard Braun“, publizierte Schülwerke für verschiedene Flöten und schrieb „Neue Klangwelt auf der Blockflöte“.

Werke (Auswahl): Drei Kammerballette für einen Flötisten und eine Tänzerin (1975), Nocturne für kleines Orchester, Tonband und Diaprojektion (1973), Fragmente nach Texten von Friedrich Hölderlin (1974), Totentanz für drei Baßblockflöten und Schlagzeug (1982), spectacle für vier Schlagzeuger (1980), Bruch-Stücke für Zymbal (1974), Zwölf Etüden op. 26 für Altblockflöte (1982), Lamento für Baßflöte solo (1982), Gärten der Nacht, vier Canzonen für Sopran, Blockflöte und Klavier (1983).

Die Werke sind bei Hänssler, U. E., Heinrichshofen, Bosse, Moeck, Man, Döring erschienen, Platten bei D. G. G., Cantate, Bärenreiter-Musicaphon, Erato, Vox, Da Camera, Calig, Psallite und Throfon.

Volker Heyn wurde 1938 in Karlsruhe geboren, hat zunächst Gesang studiert und ist 1960 nach Australien ausgewandert, wo er hart arbeitete, um sich das Studium an einer Schauspielschule in Melbourne zu verdienen. Zwei Jahre Mitglied einer reisenden Truppe, für die er komponiert und Theaterstücke schreibt. Vier Jahre Gitarrenstudium in Sidney, dort auch musiktheoretische Unterweisung bei Don Andrews. Nach der Rückkehr nach Deutschland bis 1977 Gitarrestudium an der Hochschule in Karlsruhe, Mitglied der von Eugen Werner Velte initiierten Gruppe für Kreative Musik. Stipendien der

Heinrich-Strobel-Stiftung und der Kunststiftung Baden-Württemberg (1982 bzw. 1983). Lebt als Freischaffender in Malsch. Seit 1978 bricht eruptiv ein Schaffen hervor, das heute gegen 20 Werke umfaßt, zum Teil im Verlag Gerig verlegt und auf internationalen Festivals aufgeführt. Eine Auswahl:
Break für vier Schlagzeuger (1979), Internationale Ferienkurse Darmstadt 1980; Tem für Orchester (1980), Donaueschingen 1982, IGNM Weltmusiktage Graz 1982; Blues in B-Flat f. Cello solo (1981), Internationale Ferienkurse Darmstadt 1982, Festival de La Rochelle 1983; Sifflet für 5 Bläser und Schlagzeug (1981) U Paris 1983; Sirenes für Streichquartett (1983).

Walther Erbacher, geboren 1940 in Karlsruhe, studierte Komposition in seiner Heimatstadt bei Jacques Wildberger und Musiktheorie bei Eugen Werner Velte, 1967 Prüfungen aus beiden Fächern. Nach Schuldienst in Pforzheim und Assistentenjahre am Institut für Musikwissenschaft an der Universität Karlsruhe ist er seit 1971 Lehrbeauftragter an der Musikhochschule Karlsruhe, seit 1973 auch in Stuttgart. 1969 gründete er eine „Gruppe Informell“, ein Kammerensemble für Neue Musik.
Die Werkliste umfaßt 32 Opera seit 1962, u. a. ein Streichtrio (1977/84), zwei Streichquartette (1963/64 und 1984), ein Bläserquintett (1976/84), „Aura onomatopoetica“ für 16 Vokalstimmen (1966/72), Werke für ein Instrument solo (Term für einen Cellisten 1973, Wassermusik Nr. 3 für einen Posaunisten 1973), mehrere Werke mit technischen Mitteln wie „Modul“ für Singstimme, Flöte, Geige, Cello und Klangregie 1972, „Simul“ für Klavier und Zweiseitenbandmodulator 1972/75, „Mimics“ und „Multipel“ für großes Orchester und Gruppe mit Live-Electronic, schließlich für großes Orchester „Mischamajim“ I—VII 1979—1981 und „Torsi“ 1981.

Peter-Michael Riehm wurde in Karlsruhe 1947 geboren, 1968—1974 Studium der

Schulmusik dort an der Staatl. Hochschule, Komposition bei Eugen Werner Velte, Seminare bei Olivier Messiaen und Humphrey Searle, Besuch der Darmstädter Ferienkurse. 1973—1983 Lehrer an der Freien Waldorfschule in Tübingen, seit 1978 Lehrauftrag für Musiktheorie an der Hochschule in Karlsruhe, seit 1983 Leiter des Seminars für Musikerziehung am Lehrerseminar der Freien Waldorfschule in Stuttgart.

Werke (Auswahl): Fünf Klavierstücke (1968—1983), Trois Etudes-Impromptus (1980), Lieder mit Klavier (1974 und 1981), drei Sätze für Str.Qu. (1973), „Ritornell“ für Violine Solo, zwei Klaviertrios (1977 und 1983), Musik zu „Vier Mysteriendramen“ von Rudolf Steiner (1982/83). Bemerkenswert ist, daß Riehm sich nicht zu gut ist, auch für den Schulgebrauch zu schreiben. Unter „Pädagogische Musik“ verzeichnet er „Lieder, Chöre, Chorwerke und Instrumentalmusik“ für Unter-, Mittel- und Oberstufe der Schule.

Friedrich Ruppert, geboren 1951 in Hornbach, hat einen eigenartigen Weg zur „Musik“ zurückgelegt: 1962—1965 Akkordeonunterricht, 1965—1971 Mitwirkung in einem Akkordeonorchester, 1967—1971 Bandleader (Gitarre, Orgel) der „Green Coats“, 1972 Gründung des Kirchenchors Hornbach, den er bis heute leitet, 1973—1975 Leitung des Kirchenchors in Glashofen sowie einer Musikschule dort, Unterricht in Klavier, Orgel, Akkordeon, Gitarre, Blockflöte, seit 1977 Leitung des Gesangvereins Durlach-Aue. Sozusagen „nebenbei“ lernte er selbst: 1970/71 Klavier in Amorbach, 1971 Staatskonservatorium Würzburg, Fachlehrerseminar für Musik an Volks- und Realschulen mit Examen 1974, 1974/75 Komposition bei Hermann Schäfer in Heidelberg, von 1975—1982 Dirigieren und Komposition (Eugen Werner Velte) in Karlsruhe. Seit 1982 unterrichtet er Musiktheorie an der Musikschule in Ettlingen, seit 1983 Kontrapunkt an der Universität Karlsruhe.

Werke: Drei Stücke für Klarinette allein (1977), Drei Klavierstücke (1979), Reflexionen für Bläserquintett (1980/81), Drei Stücke für Gitarre (1982), eine Choralfantasie für Orgel und Klavier (1982) sowie kleinere Werke für Männerchor und für gemischten Chor.

Joachim Krebs, in Karlsruhe 1952 geboren, mit 8 Jahren Klavierunterricht, 1968–1978 als Komponist und Interpret in einer Multimedia-Musiktheatergruppe, seit 1970 an der Staatl. Hochschule für Musik in Karlsruhe u. a. Komposition bei Eugen Werner Velte und Wolfgang Rihm, seit 1973 auch Arbeit am Studio für Elektronische Musik der Universität Karlsruhe, seit 1980 Lehrer für Musiktheorie an der Karlsruher Hochschule und Mitglied der Folk-Jazz-Rock-Gruppe Sohra. Krebs ist guter Improvisator, der die modernen Techniken des Klavierspiels und der Klavierbehandlung bestens beherrscht. Seit 1978 ist er reich mit Stipendien ausgestattet (u. a. Heinrich-Strobel-Stiftung des Südwestfunks) und sammelt Preise (u. a. Gaudeamus Musikwoche Holland 1980 und Beethoven-Preis der Stadt Bonn 1983).

Der Hamburger Musikverlag Peer hat das Schaffen seit 1978 in seine Fittiche genommen, in den Peer Informationen „Namen, Daten, Fakten“ erschien ein Interview mit dem Komponisten durch Thomas Jahn. Krebs sagt darin:

„Musik hat — muß haben — verschiedene Erlebnisebenen. Es gibt eine, die sich beim ersten Hören vermittelt — und auch die ist wieder unterschiedlich von Hörer zu Hörer — und dann gibt es Ebenen, die tiefer gehen. Und wenn man sich dann weiter in die Musik versenkt, wird man erkennen, daß es um verschiedene Schichten geht, die immer präsent sind, jedoch jeweils anders beleuchtet werden. So erscheint mal die eine Schicht von grellem Scheinwerferlicht im Fortissimo, mal eine andere von Kerzenlicht im Pianissimo beschienen. Dies hat vor allem Auswir-

kungen auf die Klangfarbe, die Erlebnisdichte usw. meiner Musik.“

Werke (in Auswahl): zwei Streichquartette (1978 und 1979), Musik für kleines Orchester (1979), „Monolog“ für Baßklarinette und Str.Qu. (1979), „Brennend erstarrte Augenblicke“, Triptychon für Orch. (1980/83), Bläserquintett (1980), „Traumkraut“ für Alt, Bariton und 15 Instrumente (1981), Rhizom 1 für 9 Baß-Klarinetten (1981), Rhizom 2 für 6 Schlagzeuger (1982), Klangsplitter für 4 Solobratschen (1982).

Ursula Henrietta Euteneuer-Rohrer, geboren 1953 in Karlsruhe, komponiert seit dem 11. Lebensjahre. Nach Musikstudium in Karlsruhe (u. a. Komposition bei Eugen Werner Velte) die Reihe der einschlägigen Prüfungen 1976–1981. 1979/80 Tutorium an der Karlsruher Hochschule. Seit 1980 Lehrerin für Klavier und Musiktheorie an der Musikschule Gaggenau und intensive Beschäftigung mit Akkordeonmusik.

Werke (Auswahl): für Klavier „Zwölf Geräusche für einen Konzertflügel“ (1978), „Surrealismen III für Klavier solo (1983/84), Lieder mit Klavier u. a. nach Nelly Sachs (1976), ein Werk für Violine allein (1971), zwei Werke für Violine und Klavier (1972 und 1978), zwei Stücke für Str.Qu. (1974). Besonders reich sind Schlagzeug und Akkordeon bedacht (vier Stücke für Schlaginstrumente, darunter Schlagzeugquartett (1983), fünf Trios für Akkordeon, Klavier und Schlaginstrumente (1980–1983) und zwei Stücke für Akkordeon, Schlaginstrumente und Kammerorchester (1983/84) nebst weiteren Werken für und mit Akkordeon. Zwei Schallplatten: darunter ein Trio für Akkordeon, Klavier und Schlaginstrumente.

Helmut Bieler-Wendt wurde 1956 in Karlsruhe geboren und studierte dort an der Hochschule u. a. Tonsatz und Komposition bei Eugen Werner Velte. Großes Interesse für Gruppenimprovisation, 1978 mit dem Tabla-Spieler M. Hakim Ludin aus Kabul in der Gruppe Soh'ra (Musik für Tabla und Schlag-

zeug 1979). Seit 1981 studentischer Tutor für Musiktheorie und Improvisation an der Hochschule in Karlsruhe. Werke seit 1976 mit immer größerer Reichweite, so wurde die Komposition „Im fremden Garten“ für zwei Celli nach Haiku-Gedichten von Imma von Bodmershof nach der Uraufführung in Darmstadt 1982 in Frankfurt, Köln, Utrecht, Amsterdam und Den Haag nachgespielt, das Werk „Ritual“ für 2 Flöten, Violoncello und Streichorchester in Chartres uraufgeführt. Der bei Prof. Börner ausgebildete Geiger schreibt vorwiegend für sein Instrument und mit Beteiligung desselben: drei Stücke für Violine solo (1976), 6 Miniaturen f. Str.Orch. (1976), Suite für Str.Orch. (1977), neun Essays für Violine solo (1978), Musik für Ka.Orch. (1981), Musik für Str.Qu. (1983). Das Staatstheater Karlsruhe führte Bühnenmusiken zu „Der Jude von Malta“ (1981) und Othello (1972) auf. Zwei Platten: Livetone Records LR 0102 und 0103.

In **Pforzheim** hat sich ein vorbildliches kirchenmusikalisches Leben um **Rolf Schweizer**, geboren 1936 in Emmendingen entwickelt. Er studierte in Heidelberg u. a. Komposition bei Wolfgang Fortner und war 10 Jahre Kantor an der Johanniskirche in Mannheim. Seit 1966 ist er Bezirkskantor in Pforzheim (ev. Stadtkirche), seit 1969 Kirchenmusikdirektor, 1984 Professorentitel für seine vielfältigen Arbeiten im Aufbau einer evang. Singeschule (mit vier Chören), im Posaunenchorwesen, im Landesverband Evang. Kirchenchöre Badens.

Das Schaffen kommt aus der Praxis und wurde im Hänssler-Verlag, bei Bärenreiter, bei Voggenreiter/Strube und in vielen kleineren, mit evang. Kirchenmusik befaßten Verlagen gedruckt, bei denen er auch als Herausgeber fungiert. Es liegen vor: 104. Psalm für Chor, Blechbläser und Schlagwerk, 100. Psalm für Chor, Melodieninstrumente und Schlagwerk, „Lehrstück von der Barmherzigkeit“ für Chor und Ka.Orch., Biblische Szene „Die zwei Blinden“ für Chor

und Ka.Orch., 10 Psalmsprüche für Chor und konzertierende Orgel, Missa choralis für konzertierende Orgel und sechs Blechbläser usw. usw. fast ad infinitum! Dazu gibt es eine stattliche Reihe ungedruckter Werke: ein Orchesterkonzert „Es sangen drei Engel“, eine Fantasie für Schlagzeug solo über „Christ ist erstanden“, einen „Sinfonischen Psalm“ (Psalm 90) für Solostimmen, Chor und großes Orchester, der am 3. 6. 1984 in Pforzheim uraufgeführt wurde.

Schweizer ist ein beachtlicher Dirigent, wie seine Platteneinspielung von Davidwerken (Ezzolied und Orgelkonzert mit Dallmann) beweist.

Natürlich hat **Baden-Baden** als Sitz des Südwestfunks auch so manchen schöpferischen Musiker angezogen. **Wilhelm Rettich**, der 1982 seinen 90. Geburtstag feierte, hat sich sein schönstes Geschenk selbst gegeben, indem er ein Festkonzert mit vier eigenen Werken dirigierte. 1892 in Leipzig geboren, war er noch Reger- und Nickischschüler. Dann hat das Schicksal erstmalig eingegriffen: im Ersten Weltkrieg kam er an die Ostfront, wurde gefangengenommen und war bis 1920 in Sibirien, wo eine Oper „König Tod“ entstand (U Stettin 1928). Nach Dirigentenstellungen in Königsberg, Stettin und an den Sendern Leipzig und Berlin mußte er nach Holland emigrieren, wo er die Besatzungszeit im Untergrund verbrachte und sich geistig durch Komponieren aufrechterhielt. Dort entstand 1943–1945 seine „Sinfonia Giudaica“ op 43. Ein anderes Erfolgswerk Rettichs, der seit 1964 in Baden-Baden ansässig ist, ist ein Trompetenkonzert op. 122 über B-A-C-H. Dazwischen entstanden vier Sinfonien (op. 50, 52, 53) und als vierte die „Sinfonia Olandese“ für Baß-Bariton, gemischten Chor und Orch., außerdem Vokalmusik in sieben Sprachen!

Rolf Herberger, geboren 1908 in Frankenberg (Sachsen), Bratschenunterricht in der Orchesterschule der Sächsischen Staatskapelle in Dresden, dann Bratscher im Städt.

Orchester Saarbrücken, 1939 im Kurorchester Baden-Baden, in das er nach Rückkehr aus der Gefangenschaft zurückkehrte. Mitglied des Südwestfunk-Sinfonieorchesters bei Gründung mit mehreren Unterbrechungen (Stuttgarter Kammerorch., 1 Jahr nur Streichquartett).

Herberger bezeichnet sich kompositorisch als Autodidakt. Sein umfangreiches Schaffen umfaßt außer der Oper alle Gebiete, u. a. Lieder nach Texten von Trakl und Celan für Alt, Bratsche und Klavier, Psalmen für Chor, eine Chorsuite für Horn und Orgel. In der Kammermusik hat er sein Instrument besonders bedacht (u. a. Sonate für Bratsche solo „Paul Hindemith zum Gedächtnis“ 1965, Sonate mit Klavier), er spielt aber auch Viola d'amore, die er in sechs Werken verwendete, darunter eine „Kleine Kammermusik“ für Viola d'amore und Streicher. Weiters liegen vor: drei Streichtrios, ein Streichquartett, ein Streichquintett, Konzerte für Flöte, Bratsche, Kontrabaß (jeweils mit Orch.), eine Sinfonietta für Orchester mit 4 Pauken wurde 1983 uraufgeführt. Das Gesamtschaffen fand Pflege in den Orchestern, in denen der Komponist tätig war, aber auch weite Verbreitung im Rundfunk.

Hans Joachim Wunderlich, geboren 1918 in Kassel, 1936—1941 Kapellmeisterausbildung in Berlin bei Gmeindl, Schmalstich und Distler, Komposition bei Grabner. Nach dem Krieg Korrepetitor in Kassel, ab 1948 dort Dirigent für Operetten und Spieloper. „In dieser Zeit komponierte ich sehr viel. Es entstanden Lieder... ferner schrieb ich eine Reihe Bühnenmusiken für das Staatstheater Kassel (Donna Diana, Die Trojerinnen des Euripides, Hamlet, für viele Zeitstücke und jede Menge Märchenmusiken für die jeweils zur Aufführung gekommenen Weihnachtsmärchen. Für das Film-Studio in Göttingen folgte eine Reihe von Kultur- und Dokumentarfilmmusiken.“ Die weiteren Stationen waren 1952—1971 Berlin (auch Reykjavik, Deutsche Gastspieloper Frankfurt/Berlin,

Freilichtaufführungen Cocteau-Theater bei Monte Carlo) und 1971 bis 1980 Kurorchester Baden-Baden. Dazu 1979 bis heute Dirigent des Ortenau-Orchesters in Offenburg. „Da ich im Jahr ca. 80—100 Veranstaltungen und Konzerte zu dirigieren hatte, kam das Komponieren zu kurz. Erst nach meiner Pensionierung hatte ich wieder etwas mehr Zeit.“

Werke: Musical „Play Plautus“, 1974, „Discorso“ für Flöte und Bratsche, „Variata“ für 5 Bläser, „Dämmerung“ für Sprechstimme, Bläser, Harfe und Schlagzeug, daneben kleinere Stücke.

Paul Grund, geboren 1920 in Baden-Baden, Privatschüler von Otto Schäfer, 1936—1938 Badische Hochschule in Karlsruhe mit Hauptfach Violine. Der Krieg war für ihn in Coburg zu Ende, wo er eine Stelle am Landestheater fand. 1946 Eintritt in das Sinfonieorchester des Südwestfunks, dessen Mitglied er bis zu seiner Pensionierung (1980) blieb. Drei Jahre Kompositionsunterricht bei Franz Philipp in Freiburg. Grund, der schon als Kind in Kirchenchören gesungen hat, schreibt in dieser Zeit hauptsächlich sakrale Werke und leitete neben seiner Orchestertätigkeit Chöre. Er war aber auch ein gesuchter Mandolinenspieler von internationalem Format — er spielt das Instrument seit seinem 8. Lebensjahre — und hat auch Werke für Zupforchester geschrieben (z. B. Variationen über „Dies irae“). 1983 entstand das Oratorium „Meister Erwin von Steinbach“ nach einem Text von Seifert für Soli, Chor und Instrumente, das in der Jakobuskirche von Baden-Baden-Steinbach uraufgeführt wurde. (Neben seinen vielfältigen Tätigkeiten sind alle Arten von Bildender Kunst sein Hobby!)

Gerhard Zeumer wurde 1921 in Breslau geboren. Violinstudium u. a. bei Maximilian Hennig, Kontrapunkt- und Kompositionsunterricht bei E. A. Völkel. Dann das typische Schicksal dieser Generation: statt Abitur Fabrikseinsatz, Arbeitsdienst, Wehrmacht, in Sizilien gefangengenommen, Gefangenschaft

in den USA, Entlassung 1946. Geiger im neugegründeten Sinfonieorchester des Südwestfunks, Kompositionsunterricht bei J. Schelb in Karlsruhe. Zeumer schrieb viel Kammermusik von einer Violin/Klavier-Sonate bis zu einem Streichquartett, Werke für Streichorchester und einen „Gruß an Monsieur Gervaise“ (5 Inventionen über ein Thema von Claude Gervaise für Flöte, Klarinette und Cello). In seiner Liste gibt es auch viel „Gebrauchsmusik“, für die Theater Koblenz, Rendsburg, Chur, Baden-Baden, Detmold schrieb er Bühnenmusiken, es gibt Musik für Kinderfunksendungen, eine Schul-Oper, ein Divertimento über ein schwedisches Volkslied für Akkordeonensemble und — Unterhaltungsmusik für Willy Stech und sein Orchester.

Anton Enders wurde 1923 in Komotau geboren, Abitur, Wehrdienst, amerikanische Kriegsgefangenschaft folgten. Geigenunterricht seit dem 6. Lebensjahr, Klavierspiel seit dem 17. Studium an der Akademie für Tonkunst in München 1946—1949, Komposition bei Joseph Haas. Einige Jahre freiberuflicher Komponist. Die Orchesterwerke Böhmisches Tänze (Nr. 1—8), Landschaftsbilder aus Spanien (und aus Griechenland) und eine Volkslieder-Suite mit Chor bezeichnet er als „Werke der sogenannten gehobenen Unterhaltungsmusik“. Aufnahmen in Sendern brachten ihn in Kontakt zum Rundfunk, eine Tonmeisterausbildung in Nürnberg folgte. Seit 1955 betreut er beim Südwestfunk die Aufnahmen. Weitere Werke (in Auswahl): Festliches Präludium für großes Orchester, Bläserquintett, Streichquartett, 1. Sinfonie (1962).

Peter Zwetkoff, geboren 1925, studierte am Salzburger Mozarteum und war u. a. Schüler von Carl Orff. Er unterrichtete von 1951—1954 am Konservatorium Innsbruck und wurde 1954 als Nachfolger von Karl Sczuka an den Südwestfunk für die Schaffung von Musik zu Hörspielen und Hörfolgen verpflichtet. Einige Titel: „Der trojanische

Krieg findet nicht statt“ von Jean Giraudoux, „Ungeduld des Herzens“ nach Stefan Zweig, „Die schreckliche Verwirrung des Giuseppe Verdi“ von Urs Widmer, „Moin Vaddr läbt“ von Walter Kempowski.

Jeannot Heinen, geboren 1937 in Luxemburg, komponiert seit dem 9. Lebensjahr und ist jetzt bei etwa 250 Werken angelangt, von denen er allerdings kaum die Hälfte gelten läßt. Nach Studien am Luxemburger Konservatorium, an der Staatl. Hochschule für Musik in Saarbrücken (Konietzny) und Karlsruhe (Roland Weber) besuchte er Kurse bei Křenek und Searle und gründete die „Association Art Musical Luxembourg“, wo er auch viel dirigierte. Über einen Förderaufenthalt im Brahms-Haus in Baden-Baden kam er 1970 zum Südwestdeutschen Rundfunk, wo er heute als Dokumentationsreferent tätig ist.

Seine Werkliste (ein Büchlein von 50 Seiten!) umfaßt:

22 Orchesterwerke, 9 Werke für ein oder mehrere Soloinstrumente und Orch., 10 Werke für Vokalsoli, Chor und Orch. / oder Chor und Orch., 7 Werke für Sologesang und Orch., 15 Werke für Sologesang und verschiedene Instrumente (inkl. Lieder), 53 Werke instrumentaler Kammermusik, 17 Werke für Klavier, 17 Werke für Orgel, 22 Werke für Chor, 6 Werke verschiedener Gattungen, 92 Bearbeitungen barocker und klassischer Werke sowie von Volksliedern und Kirchenliedern.

Einige Titel: *Hommage à Anton Bruckner* (Streichquintett op. 88, 1974/78), *Burleske Sinfonie für Schlagwerkensemble* (1970), *Erstes Str. Quartett* (op. 41).

Durch seine Gattin, die hervorragende bulgarische Violinvirtuosin Dora Entcheva hat das Schaffen für ihr Instrument einen starken Auftrieb erhalten, es liegen u. a. vor: *Konzertstück für Violine und Str. Qu.* op. 37, *Sonatine für Violine und Klavier* op. 45, *Neun Caprices Luxembourgeois über Volksliedthe-*

men für Violine allein op. 110, vier Miniaturen für Violine und Klavier op. 115.

Konrad Seckinger, geboren 1935 in Offenburg, war Kompositionsschüler von Boßler (Freiburg), studierte dann 1959–1960 an der dortigen Hochschule und 1960–1962 bei Jacques Wildberger an der Badischen Hochschule in Karlsruhe. Seither ist er Organist, Chorleiter, Musikerzieher in seiner Heimatstadt, Kirchenmusik steht im Mittelpunkt seines Interesses. Weitgespannt ist der Bogen, der sein Werk bestimmt: er reicht von der alten Musik eines Sing-Kreises, den der 16jährige leitete, über Schönberg und Webern bis zur Strawinsky-Messe. Es ist typisch für ihn, daß er in seinem Werkverzeichnis von sieben Seiten die Aufführbarkeit mit „Leicht, mittel, schwer“ bezeichnet, das sind die Erfahrungen dessen, der aus der Praxis und für sie schreibt. So nimmt es nicht Wunder, daß viele Verleger seine Werke in Druck genommen haben, wie Böhm, Breitkopf & Härtel, Coppenrath, Döring, Gregorius, Hänssler, Rabe, Leuckart, Hochstein, Süddeutscher Musikverlag Willy Müller, Tonus Edition. Einige Gattungen und Titel: Missa „Cantate Dominum“, vier Deutsche Messen, sechs Kirchenliedkantaten, sechs Motetten und Liedkompositionen, mehrere Orgelwerke, darunter die Partita „Nun lobet Gott“ und das „Offenburger Orgelbüchlein“, ein Streichquartett „Mitten in dem Leben“, drei Streichtrios, ein Klarinettenquintett, das Klavierheft „Gregorianische Miniaturen“.

Monika Decker schreibt zur Zeit an der Hochschule Saarbrücken eine Staatsarbeit über das Schaffen Seckingers!

Als Gustav Scheck mit einer Handvoll im Südwesten gelandeter Kollegen die Hochschule **Freiburg** gründete, hatten sie den Vorteil, in keiner Weise durch personelle Traditionen gebunden zu sein. Für das Fach Komposition holte man den Hindemith-Schüler Harald Genzmer, der sich pädagogisch sehr stark auswirkte, und als man ihn 1957 an die Akademie der Tonkunst nach

München berief, wurde **Wolfgang Fortner** sein Nachfolger. Geboren 1907 in Leipzig, Kompositionsschüler von Hermann Grabner, trat er 1928 mit „Marianischen Antiphonen“ in Düsseldorf aufsehenerregend hervor. 1931 wurde er Lehrer am Institut für evangelische Kirchenmusik in Heidelberg, die Stadt verdankt ihm mannigfache Aktivitäten, im benachbarten Darmstadt war er Mitbegründer der Ferienkurse für Neue Musik. Ein dreijähriges Zwischenspiel in Detmold wurde durch die Berufung nach Freiburg abgelöst, 1964 gründete er an der Hochschule ein Institut für Neue Musik, von 1964–1978 leitete er als Nachfolger von Karl Amadeus Hartmann die Musica-viva-Konzerte in München.

Die Werkliste umfaßt alle Gattungen: die Opern „Die Bluthochzeit“, 1957, und „In seinem Garten liebt Don Perlimplin Belisa“, 1962, beide nach F. Garcia Lorca; „Elisabeth Tudor“, 1972, nach M. Braun; und das Spiel „That Time“ 1977, nach S. Beckett für stummen Schauspieler, drei Sänger/Sprecher und drei Instrumente; das „Gladbacher Te Deum“ für Bariton, gem. Chor, elektronische Klänge und Orchester, 1973; ein Violinkonzert, 1947; eine Sinfonie, 1947; das „Triplum“ für drei Klaviere und Orchester, 1966; vier Streichquartette, 1930–1975; das „Tryptichon“ für Orchester, 1977.

Der Komponist und Organisator hat aber ein starkes Gegengewicht im Pädagogen. In vielen Biographien von Komponisten der letzten 30, 40 Jahre findet sich der Satz „studierte Komposition bei Fortner“. Sein Schüler Henze hat sehr schön das Geheimnis des Pädagogen Fortner beschrieben.

„... er hat das Talent, in den kleinsten und einfachsten Vorgängen, schon in dem Notegegen-Note der ersten Fux'schen Lektionen, Wunderbares aufzudecken, das Leben der Intervalle, ihre Ruhe, ihre Erregbarkeit... er hatte nichts Professorenhaftes, nichts Trokkenes, sein Verhalten zum Lernenden war das eines Mittlers.“

Fortner ist übrigens schon dissertationswürdig geworden, Thomar Menger erlangte in Bochum 1979 seinen Dr. phil. mit einer Arbeit „Untersuchungen zu Fortners Instrumentalwerken“.

Auf den so traditionsreichen Lehrstuhl, der so viele Schüler, auch ausländische, angezogen hat, wurde 1973 **Klaus Huber**, geboren 1924 in Bern, berufen. Er studierte Violine bei Stefi Geyer und Komposition bei Willi Burkhard, 1955/56 bei Boris Blacher in Berlin und war zunächst Geigenlehrer am Konservatorium Zürich, seit 1964 Kompositionslehrer an der Musikakademie Basel. In Freiburg übernahm er auch das Institut für Neue Musik. Mit Kompositionen trat er seit 1952 in Erscheinung, der Durchbruch erfolgte 1959 mit der Uraufführung der Kammerkantate „Des Engels Anredung an die Seele“ beim Fest der IGNM in Rom, die mit dem 1. Preis ausgezeichnet wurde. Über die erste Schaffensperiode schrieb Dibelius:

„Ganz in sich versponnen, allem bloß Schmückenden abhold erscheint... Seine Stücke kommen dem Hörer nicht entgegen, sondern fordern zu einer gleichen Art der meditativen Betrachtung, auch der mystischen Versenkung heraus, wie sie durch ihre konzentrische Anlage — auf die bedeutungsvolle Mitte zu — und ihre stimmungsschweren religiösen Texte exemplifiziert werden. Weicht man nicht von vornherein aus, so spürt man die leise Gewalt einer unerbittlichen Konsequenz und Ehrlichkeit.“ (p. 278)

Die wichtigsten Werke der letzten 20 Jahre sind: 1964 Soliloquia, Oratorium nach Augustinus, Moteti — Cantiones für Str.Qu. (1966), Askese für Flöte, Sprecher und Tonband nach G. Grass (1967), Alvère vernat für Flöte solo und 12 Streicher (1969), James Joyce Chamber Music für Harfe, Horn und Ka.Orch. (1970), Tempora, Konzert für Violine und Orch. (1973), Jot oder... , Musikalisches Bühnenwerk (1974), Im Paradies oder Der Alte vom Berge, Oper nach A. Jarry (1977), Ohne Grenze und Rand für

Soloviola und kleines Orch. (1980), ... er-niedrigt ... geknechtet ... verlassen ... verachtet ... , für 16 Solostimmen, Knabenstimmen, gem. Chor, Orch. und Tonband nach E. Cardenal (1979—1983).

Reinhard Oehlschlägel sagt über Huber, „... bekennt sich einerseits als Komponist zur Aufgabe, große Musik zu schaffen, bekennt sich zum ‚opus perfectum‘, zum abgeschlossenen Werk, so ist er tolerant genug, andere mehr prozeßhafte, mehr funktionale Aufgabenstellungen zumal für jüngere Komponisten gelten zu lassen...“

Eine wichtige Rolle in der Komponistenausbildung in Freiburg spielt das „Experimentalstudio“ der Heinrich-Strobel-Stiftung, das der Südwestfunk 1972 in Freiburg einrichtete. Die zentrale Funktion ist die Realisierung von Kompositionen mit elektronischen Mitteln, insbesondere der Live-Elektronik in Studio und Konzertsaal. Namhafte Fachleute wurden als künstlerische Berater gewonnen, 1979—82 war es Cristobal Halffter, 1983 wurde Luigi Nono berufen.

Deutscher Leiter des Studios ist **Hans Peter Haller**, 1929 in Radolfzell geboren, Kirchenmusikstudium in Heidelberg, Komposition bei Wolfgang Fortner und in Paris bei René Leibowitz, mit der Bühnenmusik am Heidelberger Theater beschäftigt. 1950 Musikredaktion am Südwestfunk und Studium der Musikwissenschaft an der Freiburger Universität, seit 1977 Professor an der Musikhochschule. Werke für Chor, Orgel, Kammermusik, außerdem zahlreiche Fernsehfilm- und Hörspielmusiken.

Luigi Nono, geboren 1924 in Venedig, hat es sich wahrscheinlich nie träumen lassen, daß er einmal unter der Marke „Badischer Komponist“ segeln würde, aber seit der Tätigkeit am Experimentalstudio gehört er zum reichen internationalen Angebot des Freiburger Raumes. Er begann als Schüler von Gian Francesco Malipiero und ist promovierter Jurist der Universität Padua. Dann studierte er Komposition bei Bruno Maderna, sein erstes

größeres Werk, die „Variazioni canoniche“ wurden 1950 in Darmstadt uraufgeführt, wo er lange Zeit zum festen Team der Lehrenden zählte. Von der strengen Reihenkomposition in der Webernfolge hat er sich gelöst. Neben zwei Bühnenwerken „Intolleranza“ (1961) und „Al gran sole carico d'amore“ (1975) hat er in mehreren Kompositionen Tonband verwendet, 1968 das stereophonische Werk „Contrappunto dialettico alla mente“ geschaffen und mehrmals Live-Elektronik verwendet. Das Gesamtwerk liegt fast lückenlos in 22 Einspielungen vor. Von Nono können junge Komponisten manches lernen: als 1954 Walter Levin, der Primgeiger des LaSalle Quartetts ein Streichquartett von ihm wünschte, antwortete er: „Zu schwer, ich spüre das noch nicht in mir.“ Nach 26 Jahren schrieb er ein von Hölderlin angeregtes Quartett „Fragmente-Stille, an Diotima“ zum Beethovenfest Bonn 1980!

Und nun die Komponisten des Freiburger Raumes nach ihrem Geburtsdatum. An der Spitze steht **Leon Klepper**, 1900 in Jassy (Rumänien) als Sohn österreichischer Eltern geboren, 1920–1930 Studium bei Joseph Marx in Wien und Franz Schreker in Berlin, 1930–1940 Lehrtätigkeit in Paris, Studien bei Paul Dukas und Alfred Cortot, 1940–1960 Professor für Komposition und Dekan der theoretischen Fakultät an der Bukarester Hochschule für Musik, seit 1960 als Deutscher Staatsbürger in Freiburg. Als seine Hauptwerke bezeichnet er: Drei Klavierkonzerte, Concertino für Klavier und kleines Orch., Czernyana (über Themen von Czerny) für Klavier und Orch., „Vier Rumänische Tänze“ und „Drei Bagatellen“ für Orch., drei Suiten für Klavier und viele Klavierstücke, Concertino für Flöte, Klavier und Streicher. Klepper hat auch viel für den Film gearbeitet. Die Werke sind zum Teil im rumänischen Staatsverlag, bei Salabert in Paris und bei Ahna Simrock erschienen.

Eberhard Ludwig Wittmer, geboren 1905 in Freiburg, Lehrerausbildung, seit 1941 in

Freiburg Lehrer, später Rektor. 1932–1935 Kompositionsunterricht bei Julius Weismann.

Eine Liste „Überblick über die wichtigsten Uraufführungen“ umfaßt etwa 30 Werke, beginnend mit „Ein Marienleben“ für Sopran und Kammerorchester. Höhepunkte dürften vier Aufführungen auf den Donaueschinger Musikfesten gewesen sein: 1934 „Musik für Streichorchester“ unter Grischkat, 1936 Kammermusik für Streicher und Klavier durch das Kleemannquartett, 1937 „Sinfonische Musik“ unter Husadel, 1938 „Sinfonietta“ für Orchester unter Keilberth. Auf dem Badischen Bundesliederfest Karlsruhe war er im Programm mit 18 Werken vertreten! Neben viel Kirchenmusik (drei Messen, darunter eine „Marien-Messe“ für Chor, Bläser und Orgel 1933) hat er sein Interesse auch der Blasmusik und dem Akkordeon zugewendet, es entstanden u. a. eine „Feierliche Musik“ für Blasorchester (Karlsruhe 1937) und ein „Konzert für Akkordeonorchester“ (Trossingen 1948) neben mehreren Konzerten mit Akkordeonorchester.

Von Wittmer sind bis jetzt nahezu 100 Kompositionen im Druck erschienen, und zwar bei: Schott, Schwann, Leuckart, Simrock, Vieweg, Ricordi, Tonger, Braun-Peretti, Hochstein, Böhm, Müller, Hoppe, Hohner, Iris.

Zweimal „immigriert“ ist **Konrad Lechner** nach Freiburg. Geboren 1911 in Nürnberg, studierte er Komposition bei Karl Marx, Carl Orff, Johann Nepomuk David und Wolfgang Fortner. Als Dirigierschüler von Clemens Krauß führte ihn der Berufsweg an den Münchener Bachverein (1939–1944), ans Mozarteum (1941–1945) und zu den Bamberger Symphonikern (seit 1946). 1948 ging er zum erstenmal nach Freiburg, dann 1953 für 17 Jahre nach Darmstadt, wo Gerhard Braun und Hans Darmstadt seine Kompositionsschüler waren, schließlich kehrte er 1969 zurück und unterrichtete an der Frei-

burger Hochschule Harmonielehre und Kontrapunkt.

Als wichtige Veröffentlichungen hat er selbst bezeichnet: Requiem für Alt und 7 Instrumente (1959), Geistliches Konzert für Tenor, Chor, Cello und Orgel (1960), Kontraste für Streicher (1964), Orgelstücke (1965), Cantica I und II (1966 und 1972), Perspectives für Flöte und Klavier (1977), Hiob für Kammerensemble (1977), Canticum sacrum für Chor, Instrumente und Orgel (1979), Lumen in tenebris für drei Blockflöten und Schlagzeug (1981), Metanoia für Posaune und Klavier (1981), Facettes für großes Orchester (1982), „... Von Angesicht zu Angesicht“ für Trio ex voco und Instrumente 1984. Lechners Werke sind bei Peters, Gerig, Moeck und Breitkopf erschienen.

Percy Gerd Watkinson, geboren 1917 in Hamburg, nach Musikstudium in Berlin u. a. bei Walter Rein war er zunächst Volksschullehrer, leitete Kantoreien und arbeitete im Komponistenkreis der Evangelischen Kirche Deutschlands, an deren Landesjugendakademie er 1958—1965 tätig war, 1966 ging er an die Pädagogische Hochschule Lörrach, dort seit 1970 Professor für Musikerziehung.

Watkinson ist begeisterter und begeisterungsfähiger Chorleiter, sein reiches Schaffen ist ausschließlich dem singenden Menschen gewidmet: mehrere Sammlungen „Spiel- und Tanzlieder zur Bibel“ in den Verlagen Christophorus und Kaufmann (mit Begleitsätzen und Schallplatten), vier Männerchorsammlungen (u. a. fünf Landstreicher-Lieder), zwei Gruppen gemischter Chöre (darunter fünf Vilanellen auf Verse von Hermann Hesse für gem. Chor und Schlagzeug), acht Frauenchöre (alle Süddeutscher Musikverlag), ferner „Chorsprüche auf Verse von Werner Bergengruen“, der Zyklus „Schwarzer Mond“ nach Dichtungen afrikanischer Völker (Bärenreiter). Weitere Werke bei Schott, Voggenreiter, UE. Einige Chorsammlungen stehen vor dem Abschluß. Schriften: ein zweibändiges Schul-

musikwerk „Das Lied zum Unterricht“, ein Lehrerband „Eine musikalische Werkstatt“ und „Singleitung, Eine Werkstattlehre“.

Markus Lehmann, geboren 1919 in Böhmischem-Leipa (Tschechoslowakei), komponierte seit seinem 15. Lebensjahre. Nach dem Kriege Organist und Chorleiter in Salzburg, Kompositionskurse bei Paul Hindemith, ab 1950 Studium in Detmold, Komposition bei Wilhelm Maler, Kurse bei Olivier Messiaen und Wolfgang Fortner in Darmstadt, 1953—1962 Kapellmeister an verschiedenen Theatern, seit 1963 Leiter der Opernschule an der Freiburger Hochschule.

Als Komponist bekannt seit 1950, bis jetzt 57 Opera. Als seine Hauptwerke bezeichnet er: „Der Präsident“, Oper in 7 Bildern, die Einker „Der kleine Bahnhof“, „Die Wette“, „Zwecks Heirat“, „Mit Herz und Amt“, „Der Brief“. Zwei Ballette: „Dances en blanc et noire“ und „L'Enfer sur Terre“, zwei Kantaten: „Lied der Kentauren“, „Kriterium“, ferner: Sentenzen für Orchester, Konzerte für Schlagzeug und Orchester und für Tenor-Saxophon und Orchester, eine „Missa in G“ für Chor und Blechbläser. „Daneben“ gibt es noch eine siebenseitige Werkliste mit viel Kammermusik.

Lehmann, der u. a. den „Johann-Wenzel-Stamitz-Preis“ erhalten hat, sieht seine kompositorische Entwicklung wie folgt:

1. Tonale Jugendwerke (1934—1940)
2. Übergang zu freier Tonalität nach der durch den Krieg erzwungenen Pause (1945—1950)
3. Atonale Periode mit Übergang zur Dodekaphonie (1950—1960)
4. Verlassen der dodekaphonischen Kompositionsweise und Hinfinden zu einer persönlichen Kompositionstechnik (1960—1965)
5. Übergang zu einem mehr „klassischen“ musikalischen Denken bei Benutzung und Ausnutzung aller kompositorisch-technischen Errungenschaften unserer Zeit.

Arghyris Kounadis, 1924 aus griechischer Familie in Konstantinopel geboren, studierte in Athen, Komposition bei Yanis A. Papaioanou. 1958 wurde er Schüler Wolfgang Fortners in Freiburg, 1962 sein Assistent und 1963 Dozent an der Musikhochschule, wo er auch ein Musica-viva-Ensemble leitet. Kounadis begann mit Kammermusik und Orchesterwerken, die sich auch auf die nächste Schaffensperiode fortsetzen (Streichquartett 1961, Bläserquintett 1969, Skizzen für Flöte solo 1958, Sinfonietta 1953, Chorikon 1958, Heterophonia idiomela 1967). Seit 1962 begann mit der Kurzoper „Der Gummisarg“ eine Wendung zum „Totalen Theater mit sozialen und politischen Aspekten“ (MGG). Die Reihe der sehr erfolgreichen Bühnenwerke setzen fort „Die verhexten Notenständer“ 1971, „Der Ausbruch“ 1974, „Teiresias – eine Revue“ 1976, „Die Baßgeige“ 1977, „Lysistrate“ 1981, „Die Sanduhr der Zeitlupe“, Szene für 3 Musiker und Tonband, 1968.

Die Werke sind fast durchwegs gedruckt, Verlage: Edition modern, Bote & Bock, Schott, Tonger, Zimmermann, Breitkopf & Härtel.

Rolf Löffler, geboren 1929 in Freiburg, studierte nach Kontrapunktunterricht bei Christian Lahusen von 1950–1955 Katholische Kirchenmusik an der Staatlichen Hochschule in Freiburg (Tonsatz bei Harald Genzmer). Nach früher Organistentätigkeit am Münster in Überlingen ist er seit 1955 Organist und Chorleiter an der Barockkirche St. Trudpert in Müntertal und Dekanatschorleiter, seit 1980 Regionalvertreter des Diözesan-Cäcilienverbandes Freiburg, Region Breisgau-Hochschwarzwald.

Löffler schrieb über 100 Werke, davon mehr als die Hälfte in den Verlagen Coppenrath, Böhm, Gregorius, Merseburger, Breitkopf & Härtel und Orbis gedruckt. Es sind vorwiegend Motetten und Chöre, wie sie aus der Praxis des Kirchenmusikers erwachsen, zwei Deutsche Ordinarien „Singet dem Herrn“

(mit Orgel) und „Dich will ich preisen, mein Gott“ (mit 2 Trp., 2 Pos. u. Pk.) und eine Reihe von Orgelwerken, darunter „Meditation über die Kreuzigung unseres Herrn“ und eine Orgelsonate „Nun bitten wir den Hl. Geist“.

Kunibertas Dobrovolskis, geboren 1932 in Memel, studierte 1954–1958 Katholische Kirchenmusik und Komposition bei Joseph Ahrens in Berlin, dort auch Musikwissenschaft. 1955–1966 Organist und Chorleiter in Berlin (St. Hildegard und St. Anna), 1966–1973 in gleicher Eigenschaft in Kassel (St. Marien), seit 1973 Diözesan-Kirchenmusikdirektor und Leiter des Amtes für Kirchenmusik in der Erzdiözese Freiburg.

Werke: Liedmotette „Bei stiller Nacht“, 1981, zwei Motetten „Gepriesen bist du, Herr, unser Gott“, 1981 und „Erinnert auch der Worte“, 1984, „Magnificat“ für Sopran und 4stg. Chor. 1982 (alle Süddeutscher Musikverlag). Außerdem zum Liederbuch „Gotteslob“ Orgelsätze, Chorsätze und 333 Gitarresätze.

Ernst Scherer, geb. 1925 in Freiburg, 1946–1951 Kapellmeisterausbildung Hochschule Freiburg, Tonsatz bei Kurt Boßler, 1951–1954 Korrepetitor bei den Städtischen Bühnen Freiburg, 1954–1974 Kapellmeister in Windhoek (Südafrika), seit 1974 Musiklehrer am Fürstenbergschen Gymnasium in Donaueschingen.

Scherer schrieb Werke für gemischten Chor und gibt im Süddeutschen Musikverlag Willy Müller eine Reihe „Volkslieder aus aller Welt“ heraus, die bis jetzt auf gegen 50 Nummern angewachsen ist. Ein Heft „Bantulieder aus Südafrika“ erschien 1983 im gleichen Verlage.

Horst Hempel wurde 1934 in Auma (Thüringen) geboren, studierte 1950–1955 in Leipzig u. a. bei Günther Ramin, Johannes Weyrauch und Wilhelm Weismann. Seit 1953 mehrmaliger Besuch der Darmstädter Ferienkurse, seit 1955 Kantor in Eberbach und Fortsetzung der Orgelstudien bei Marcel

Dupré (Paris) und Karl Richter (München). Elektronische Musik in den Studios Utrecht und Köln. 1963 Kantor in Gelsenkirchen, 1972 Kantor und Organist in Freiburg, von 1973—1977 auch Lehrer an der Staatl. Hochschule für Musik. Reiche Tätigkeit als Konzertorganist mit zahlreichen Ur- und Erstaufführungen und wiederholtem Spiel der „Kunst der Fuge“, 1983 das gesamte Orgelwerk von Bach.

Hempel hat in erster Linie für Orgel geschrieben (Passus 1—3, Intonationen, Musik über eine Grafik von Johan Cage, Cantus explicatus für zwei Orgeln), aber auch Vokalmusik (Motetten, Sprüche, Reminiscere für 20stimmigen Chor), Psalmen (66, 103, 121, 150), sowie Improvisationen für Orchester, eine Sonate für Violine solo, Te Deum pars für Orgel und Blechbläser.

Karl Schmider, geboren 1935 in Hausach, 1954—1956 Lehrerausbildung in Freiburg, dann an verschiedenen Orten als Lehrer und Kirchenmusiker tätig (das gibt es noch!), seit 1975 in Haslach im Kinzigtal. 1965—1970 private Kontrapunkt- und Kompositionsstudien bei Ernst Pfifferer in Basel. „Schwerpunkt meiner kompositorischen Arbeit ist die geistliche Chormusik, von der vieles im Druck erschienen ist, während meine Instrumentalmusik bisher kaum verlegt wurde.“

Werke: 10 Messen (bei Böhm, Fidula, Gregorius, Paulus), 6 Liedkantaten, 32 Motetten, 32 Liedsätze (alle bei Böhm), 6 Orgelwerke (darunter „Fantasie“ und „pezzi modali“), viel Musik für Bläser (mit und ohne Orgel), ein Konzert für Trompete und Streicher.

Heinz Holliger, geboren 1939 in Langenthal (Schweiz), studierte Komposition bei Sándor Veress und Pierre Boulez, und ist ein bedeutender Oboist. Er begann als Komponist in strengster Webernobservanz (Lieder 1960, „Der magische Tänzer“, ein Bühnenwerk 1965, Kammermusikwerke mit Oboe, 1962 und 1966). Zum eigenen Schaffen seit „Pneuma“ f. Bläser, Schlagzeug, Orgel und

Radios, und „Dona nobis pacem“ für 12 Singstimmen hat er selbst gesagt,

„... es beginnt sich dann immer mehr unreinen Material in die früher keimfrei gehaltene stilistische Atmosphäre einzuschleichen. Zum ersten Mal verzichte ich teilweise auf eine rigorose Kontrolle über die Tonhöhen, zum ersten Mal arbeite ich mit Geräuschen oder phonetischen Elementen als absolutem kompositorischen Material. Gewiß werden mir viele vorwerfen, hier werde eigene Unsicherheit, kompositorische Krise sichtbar... Ich habe aber heute keine andere Möglichkeit, als die eigene Verunsicherung zu komponieren, oder aber zu schweigen.“

Holliger, der als Oboist 1959 in Genf und 1961 in München 1. Preise errang und für seine Schallplattenaufnahmen mehrfach ausgezeichnet wurde, leitet seit 1966 eine Oboenklasse an der Freiburger Hochschule. Werke (außer den schon erwähnten): Cardiophonie für 1 Bläser und 3 Magnetophone (1971), „Lied“ für Flöte solo, „Studie über Mehrklänge“ für Oboe solo (1971), Streichquartett (1973), „Atembogen“ für Orchester (1974/75), Chaconne für Violoncello solo (1976), „Feuerbogen“ für Vl. solo (1981), „Trema“ f. Viola solo (1981), Studie II f. Oboe solo (1981), Duo f. Vl. u. Vc. (1982), „(t)air(e)“ f. Flöte solo (1983).

Klaus Schweizer, geboren 1939 in Ebingen, studierte seit 1958 bei Jacques Wildberger an der Musikhochschule Karlsruhe, seit 1961 Musikwissenschaft in Freiburg (Promotion 1968 mit einer Arbeit über „Die Sonatensatzform im Schaffen Alban Bergs“). Seit 1973 Dozent, seit 1977 Professor an der Pädagogischen Hochschule in Lörrach. Veröffentlichte Kompositionen (in den Verlagen Edition modern, Gerig, Breitkopf & Härtel, Bärenreiter), in Auswahl: Zwei Sätze über bewegliche Zeitmaße (1960/61) für Flöte, Violine und Bratsche; Variationen für Orchester (1965); Konversationszene, dargestellt von vier Holzbläsern (1966); Jeu de valets et d'intensités (1973); Klangminuten für

großes Orchester (1977); Litanei über den verschütteten Choral für Orgel mit zwei Spielern (1978); Klopffzeichen nach Martin Luther und auf Texte von Nelly Sachs für 8stg. Vokalensemble, Solo-Sopran, Solo-Bariton und 13 Instrumentalisten; Schattenspiele für einen König für Orgel (1983/84).

Mit der Berufung von **Brian Ferneyhough**, geboren 1943 in Coventry, hat die Freiburger Hochschule sicherlich einen sehr guten Griff getan. Er studierte u. a. an der Royal Academy of Music bei Lennox Berkeley, dann bei Ton de Leeuw in Amsterdam und schließlich bei Klaus Huber in Basel, mit dem er nach Freiburg ging. Als 20jähriger trat er mit einer Sonatine für drei Klarinetten und Fagott erstmals vor die Konzertöffentlichkeit, mit dem „Epicycle“ für 20 Solostreicher (aufgeführt 1979 durch Ernst Bour mit den Streichern des Bayerischen Rundfunks) und einer „Missa Brevis“ errang er Preise bei Gaudeamus Wettbewerben in Holland. Seither ist er ständiger Gast, so beim Festival in Royan mit dem Orchesterwerk „Firecycle Beta“ (das fünf Dirigenten erfordert!), 1976 bei der Biennale in Venedig, mit „Time and Motion. Study III“ in Donaueschingen 1975. Ferneyhough schreibt oft im Auftrag, so das Orchesterwerk „La Terre est un Homme“ durch Pierre Boulez für das Pariser Ircam-Ensemble. Das Festival La Rochelle brachte 1980 „Funérailles“ für sieben Streicher und Harfe (ein Auftrag des französischen Kultusministers). Er dirigiert auch gelegentlich, wobei er sich wahrscheinlich gerne an seine Anfänge mit einer gymnasialen Brass Band erinnert.

Der Komponist wird verlegerisch vorbildlich betreut durch Peters (London), der eine 26 Seiten starke Monographie herausbrachte. Man erfährt daraus, daß es bereits eine Bibliographie mit 13 Titeln gibt und 14 Werke auf Schallplatten vorliegen. Die Aufnahme der „Sonates für Str.Qu. (RCA Red Seal RL 25141U) wurde 1979 mit dem Grand Prix du Disque ausgezeichnet.

Yoram Paporisz, geboren 1944 in Koslów (Polen), studierte Komposition bei A. U. Boscović an der Musikakademie in Tel Aviv, dann bei F. Donatoni am Conservatorio Giuseppe Verdi in Mailand und schließlich bei Wolfgang Fortner in Freiburg. Kurz vor dem Abschluß seiner Studien erkrankte er an multipler Sklerose, seit 15 Jahren ist er an den Rollstuhl gebunden und versucht komponierend sein Schicksal zu meistern. Es entstanden über 30 Werke („etwa 2 1/2 Kilogramm Papier“), vorwiegend Klaviermusik, darunter „Entdeckungen am Klavier“ in vier Bänden, eine Art Gegenstück zu Bartoks Mikrokosmos, Motetten und viel Kammermusik. Ein von der Stiftung „Alte Kirche Boswil“ unter 142 Einsendungen preisgekröntes Streichquartett wird in diesem Jahr an den Städtischen Bühnen in Köln als Ballett aufgeführt. Es gibt ein Duo für Violine und Klarinette, ein Quartett für Flöte, Violine, Violoncello und Schlagzeug, ein Nonett für Flöte, Klarinette, drei Streicher, Schlaginstrumente für drei Spieler und Tonband. Schließlich das Orchesterwerk „Soli siamo noi tutti“ als Stipendiat der Kunststiftung Baden-Württemberg. Zahlreiche Verlage nahmen sich des Werkes an, so Heinrichshofen, Gering, Moeck, Southern Music (New York), Royal Ass. of Music (London), Ed. Musicali Star (Mailand), Israel Music Publication (Tel Aviv), Sinf. Inc. (Tokyo), Aufführungen kamen u. a. in Genf, Rom, Vercelli, Paris, London, Hilversum, Oslo, Luxemburg, Los Angeles, New York zustande. 1984 wurde er mit einem Anerkennungspreis der Heinrich-Strobel-Stiftung ausgezeichnet.

André Richard, geboren 1944 in Bern, Studium am Konservatorium in Genf (Gesang und Musiktheorie), dort Lehrer für Gehörbildung. 1975 Studium in Freiburg bei Klaus Huber und Brian Ferneyhough. Lehrer für Theorie und Gehörbildung an der Hochschule in Freiburg, wo er die „Horizonte-Reihe“ für zeitgenössische Musik organisiert. Werke: „Jardins enchantés“ für Flöte solo;

„Cinque“ für Klavier; „Ritournelle“ für drei Schlagzeuger; „Trilogie“ für Flöte, Oboe (Oboe d'amore) und Cembalo“ Streichquartett (1982/83); „von außen her“ für Violine und Klavier; „Etude sur le carré rouge“ für 13 Instrumentalisten.

Josef Klein, 1951 in Lörrach geboren, erlernte früh Klarinette blasen und spielte seit seinem 13. Lebensjahre im Musikverein Brombach mit. Nach dem Abitur Studium an der Pädagogischen Hochschule in Lörrach, Abschluß mit der Staatl. Prüfung als Musiklehrer, außerdem Dirigierstudium in Trossingen. Er leitete verschiedene Musikvereine und Musikschulen sowie das Harmonikaorchester in Wehr und ist jetzt Dirigent in Raitbach (Wiesental).

Klein-Wunderlich, wie er sich jetzt nennt, schreibt aus der Praxis für Blasmusiken und Akkordeonorchester gute Unterhaltungs- und Tanzmusik, wobei er gelegentlich in geschickter Weise auf Anfänger Rücksicht nimmt. Einige Titel: Costa del Sol (spanische Impressionen), Festliche Klänge (für feierliche Anlässe), Sieben kleine Stücke (für die Anfänger einer Jugendkapelle), Ferien am Strand, Zwei Festmusiken, Wochenende in München (Suite in vier Sätzen). Die meisten Werke liegen gedruckt vor.

Wolfgang Motz, geboren 1952 in Mannheim, zwei Jahre Studium dort an der Musikhochschule, 1975–1980 Studium an der Musikhochschule Freiburg, u. a. Komposition bei Klaus Huber und Brian Ferneyhough. 1980–1982 Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in Venedig, Kompositionsstudien bei Luigi Nono, Computermusik am Konservatorium. In Freiburg Lehrauftrag an der Hochschule, Studium der Musikwissenschaft an der Universität. Preise, Aufführungen und Rundfunkaufnahmen.

Werke: „Aus Herzen und Hirnen“ (Paul Celan) für Sopran und Streichquartett, 1973/74; „Trauma“ für Violoncello solo“,

1977/78; im Auftrage der Evangelischen Kirchengemeinde Mannheim entstand 1983 „Daß du Recht schaffest dem Waisen und Armen“ für drei Chöre, einen Sprecher, drei Trompeten, drei Posaunen, Orgel und zwei Pauken nach Martin Luther (Psalmen 10, 44 und 94). Motz interessiert sich sehr für die Einbeziehung technischer Mittler, er schrieb z. B. „In den Spuren einer neuen Erde“ für Mezzosopran, Klarinette in a, Kontrabaß, Schlagzeug und stereophones Zuspieldband, 1982/83 (Texte Ernesto Cardenal/Stefan Baciú sowie dokumentarische Texte aus und über El Salvador); „... als ob's aus dunklen Fernen rief...“, elektronische Musik (Tonband, stereo), die er im März 1984 im Elektronischen Studio des Ungarischen Rundfunks in Budapest produzierte.

Wie sehr ein international bekanntes Lehrerkollegium Begabungen von weither anzieht, zeigt sich in **Ole Lützow-Holm**, Norweger, aber 1954 in Kopenhagen geboren. Klavier- und Kompositionsstudien in Stockholm, dann 1978–1982 in Freiburg bei Klaus Huber und Brian Ferneyhough. Als Freischaffender lebt er in Freiburg, daß er seine Zeit nützt, beweist seine Werkliste (in Auswahl), die vorwiegend Kammermusik umfaßt, nämlich „Geotaxis epsilon“ (1976) und „Enchantant une époque“ (1982), das Violoncellowerk „da sotto terra“ (1981/82), die „Dianima“ für zwei Celli (1977), „Contour“ für kleine Flöte und Kontrabaß (1983) und das kleine Musiktheater „Schlaf, Kindchen, schlaf... oder Herbststunde“ für Mezzosopran, Klarinette, Violoncello und Schlagzeug (1978). Als Stipendiat der Heinrich-Strobel-Stiftung interessieren ihn auch die technischen Mittler: 1980 wurde von Radio Bremen das symphonische Auftragswerk „L'ieu d'ad orgue“ für Orgel und Tonbänder uraufgeführt. Solch vielversprechende Anfänge finden ihren Niederschlag in Stipendien und Preisen: Boswil (1980), Bergamo (1983), Stuttgart (1984).

Und die „Emigranten“ . . .

Der Terminus hat in unserer Zeit einen politischen Beigeschmack bekommen, wenn jemand durch die sogenannte „höhere“ Gewalt gezwungen wird, seine Heimat zu verlassen. Seit fast 40 Jahren wird aber niemand mehr gezwungen, es sind oft familiäre Gründe, die jemand veranlassen, ins „Ausland“ zu gehen, oder die Wahl eines Studienorts, die einen Musiker in eine neue berufliche Umwelt führt, auch ein reizvolles Angebot kommt oft aus Bereichen, an die man vorher gar nicht gedacht hat. Die außerhalb Badens tätigen Badner wird man am besten in alphabetischer Reihenfolge aufführen, um ja irgendwelche Schwerpunkte zu vermeiden.

Emigrant im politischen Sinne des Wortes ist **Samuel Adler**, 1928 in Mannheim geboren, der 1939 in die USA ging, wo er bei Piston, Thomson und Hindemith studierte. Seit 1958 ist er Professor für Komposition an der North Texas State University. Werke (in Auswahl): Symphonische Dichtung „Kinne-reth“ (1947), Kantate „The Vision of Jsaiah“ (1949), Symphonie (1953), Vier Streichquartette (1945–1966), Synagogale Musik.

Franz Hirtler, geboren 1914 in Freiburg, hat eine vielseitige Ausbildung hinter sich gebracht: 4 Jahre Studium an der badischen Hochschule in Karlsruhe (Tonsatz bei Josef Schelb, Franz Philipp und Heinrich Casimir), Musikwissenschaft an der Universität in Freiburg (Promotion 1938) und Kompositionsstudium ab 1949 bei Harald Genzmer. Entsprechend vielseitig ist auch der Berufsweg: 1938 Kapellmeister in Freiburg, nach dem Kriege dort Dozent an der Hochschule, 1949 Musik-Studienrat am Kepler-Gymnasium in Freiburg, 1950 am Humboldt-Gymnasium in Konstanz, 1962 Dozent an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen, 1966 Professor, seit 1979 Ruhestand in Al-lensbach (was eben ein Komponist Ruhestand nennt!).

Das Schaffen reicht von einem „Totentanz“ nach Goethe für Bariton und Klavier (1928), über ein „Sinfonisches Konzert“ für Orchester (1935), zwei Klaviertrios (1945 und 1967), einem Klavierkonzert (1947), einer „Suite“ für Violine und Klavier (1954) bis zu einem Streichquartett (1977). Jugend- und Schulmusik ist darin vertreten, aber auch die Blasmusik (Festliches Präludium für großes Orchester und Bläserchester 1942). Er wird vom Tübinger Verlag Studio 74 betreut.

Günther Becker, geboren 1924 in Forbach (Baden), studierte 1946–1949 an der Badischen Hochschule für Musik in Karlsruhe und als Privatschüler Komposition bei Wolfgang Fortner, dann bei ihm und bei Kurt Thomas an der Nordwestdeutschen Musikakademie in Detmold (mit Examina). 1956–1968 lehrte er in Griechenland in verschiedenen Stellungen und gründete u. a. 1962 ein Studio für Neue Musik in Athen. Nach der Rückkehr war der Raum Wuppertal und Essen das Zentrum, von dem aus er mit seinem neu ins Leben gerufenen „Live-elektronischen Folkswang-Ensemble“ in Vorträgen, Seminaren und Kursen für seine Ideen warb. Seit 1974 ist er als Nachfolger von Kelemen Professor für Komposition und Live-Elektronik an der Staatl. Hochschule für Musik Rheinland (Düsseldorf). Es konnte nicht ausbleiben, daß einem so vielseitig bewanderten und organisatorisch erfahrenen Musiker allmählich Ämter und Stellungen zufielen, so war er 1971–1974 Präsident der Sektion Deutschland der IGNM. In Verlegenheit kommt man, wenn man aus dem 50 engbedruckten Zeilen umfassenden Werkverzeichnis, das Dietrich Kämper 1981 im Band „Rheinische Musiker“ vorgelegt hat, einige charakteristische Titel herausgreifen soll. Da finden sich neben Orchesterwerken zwei Streichquartette, drei Inventionen für Flöte solo, Gitarrenwerken, „Magnum Mysterium — Zeugenaussagen zur Auferstehung“ für Sprecher, gem. Chor, Favoritchor, Orgel, Instrumentalensemble und Tonband

(U Düsseldorf 1980), „Moirilogi“ für hohe Frauenstimmen, Klarinette in Es, Klarinette in B, Baßklarinetten in B und Harfe (U 1965 Darmstadt), „Transformationen“ für Orchester, Solistenensemble, mit Kontaktmikrofonen, Verstärkern, verschiedenen Klangerezeugern und Tonband (U Warschau 1970), „Correspondances I“ für Klarinette und Ka.Orch. (U 1966 Donaueschingen), „Correspondances II“ für Kammerensemble (U Musikbiennale Zagreb 1969), „Caprices concertants“ für Mandoline, Mandola, Gitarre und Zupforchester (U Athen 1968), „Epiklesis Alpha“ für Kammerensemble und zweikanaliges Tonband (U Musica-viva-Konzert München 1977), „Serie 8“ für live-elektronisches Ensemble und Tonband (U Olympiade München 1972).

Beckers Werke sind erschienen bei Gerig, Peters, Zimmermann, die Discographie verzeichnet 13 Nummern.

Volker Blumenthaler, geb. 1951 in Mannheim, dort bis 1972 Cello bei Hans Adomeit, Komposition bei Hans Vogt, dann bis 1979 Staatl. Hochschule Rheinland/Köln u. a. Komposition bei Jürg Bauer. Seit 1979 unterrichtet er der Reihe nach in Wesseling, Düren, an den Hochschulen in Köln und Wuppertal.

Das Schaffen beginnt (nach dem Komponisten) 1972 mit einer Sonate für Violoncello solo, ein Str.Qu. „Cancion del Otono“ nach Texten von Pablo Neruda folgte 1974, die „Visionen“ für Str.Orch. (Verlag Heinrichshofen) 1976, die Musik zum Ballett „Animus“ wurde 1977 in Köln uraufgeführt. Im gleichen Jahre Einladung durch Hans Werner Henze „La Furia“, ein Concertino für Violine und Orch. in Montepulciano aufzuführen (Verlag Bote & Bock). Seit 1978 zwei Stipendien der Gulbenkian Foundation, vier Künstleraufenthalte als Stipendiat der Brahms-Gesellschaft in Baden-Baden und zwei Stipendien der Deutschen Akademie Villa Massimo in Rom. Eine Sinfonie „Leviathan“ für großes Orchester (1980/81),

eine Sonate für Violine solo (1980) und ein Str.Qu. „Terrazzo“ beschließen (vorläufig) die Werkliste.

Helmut Degen wurde 1911 in Aglasterhausen bei Heidelberg geboren, war in Köln Schüler von Wilhelm Maler und Philipp Jarnach und studierte Musikwissenschaft in Bonn bei Ludwig Schiedermeier und Leo Schrade. 1937 als Kompositionslehrer nach Duisburg berufen, 1947 an das Staatl. Hochschulinstitut nach Trossingen, wo er bis zur Emeritierung (1976) lehrte.

Sein reiches Schaffen (fast durchweg bei Schott verlegt) umfaßt: drei Sinfonien, ein Symphonisches Konzert, ein Capriccio (1939 im Auftrag der Musikfreunde Baden-Baden), ferner Konzertwerke (mit meist kleinem Orchester) für Klavier, Violoncello, Orgel, Violine, Kontrabaß, Cembalo, zwei Streichquartette, ein Trio für Flöte, Bratsche und Klavier (im Auftrag des Südwestdeutschen Rundfunks Baden-Baden), einige Bühnenwerke, darunter das szenische Oratorium „Suto“, einige Kantaten, ein Oster-Oratorium für 2- bis 7stg. Chor a cappella, eine Johannes-Passion, eine Sonate für Horn und Klavier, fünf Stücke für Cello allein, eine Concerto für 12 Celli (offensichtlich ange-regt durch die Berliner Philharmoniker).

(Degen schrieb außer einem „Handbuch für Formenlehre“ seit 1970 ein Werk in 15 dicken Bänden über „Die Ordnungsstruktur der Gebirge“!)

Gerhard Frommel, 1906 in Karlsruhe geboren, war während der Gymnasialzeit in Heidelberg Theorieschüler von Hermann Grabner, dem er nach Leipzig folgte, um schließlich bei Hans Pfitzner an der Meisterklasse für Komposition an der Preußischen Akademie der Künste in Berlin zu studieren. Der Berufsweg im Lehrfach Komposition führte ihn an die Folkwangschule in Essen, dann an das Hochsche Konservatorium in Frankfurt, 1945 nach Trossingen, 1947 an die Hochschule für Musik nach Heidelberg und seit 1960 wieder nach Frankfurt.

Zu Beginn seines Schaffens schien es, als ob er reiner Liederkomponist werden würde — die Opera 1—5 sind George-Vertonungen — dann kam es zu einer Ausweitung ins Instrumentale (vier Klaviersonaten 1930, 1935, 1941, 1944, zwei Violin/Klavier-Sonaten 1947, 1950), um schließlich in einer Reihe von Orchesterwerken (darunter zwei Symphonien 1938 und 1948), eine Missa in c für 4stg. Chor a cappella und dem Ballett „Gott und die Bajadere“ (1937) immer wieder in größere klangliche Bereiche vorzustoßen. Frommels Schaffen ist umfangreich dargestellt in Peter Cahn (Hg.), Gerhard Frommel: der Komponist und sein Werk (Tutzing 1981)

Bertold Hummel wurde 1925 in Hüfingen geboren, nach den vier obligaten Jahren, die Krieg und Gefangenschaft aus seinem Leben gerissen haben, konnte er erst 1947 das Kompositionsstudium bei Genzmer in Freiburg aufnehmen. 1956—1963 war er dort Kantor, um dann als Kompositionslehrer und Leiter eines Studios für Neue Musik nach Würzburg berufen zu werden.

Hummel ist inzwischen bei op. 80 angelangt, mehr als die Hälfte davon ist bei Simrock, Schubert, Edition modern, Coppentrath, Bosse, Echter, Pustet, Orbis, Christophorus, Zimmermann, Schott, Bonifacius, Peters, Yorke Edition erschienen, es gibt außerdem 15 Platten!

Einige Werke kamen aus der eigenen Praxis als konzertierender Cellist, die Fantasie für Cello solo (1952), mehrere Sonaten, Sonatinen und Suiten für Vc. und Klavier (1950—1975), aber auch die Kantorenjahre haben ihren Niederschlag gefunden: vier Messen, darunter die „Würzburger Dommesse“ (deutsch, für Soli, Chor, Gemeinde und großes Orchester, 1967), neun Kantaten, Proprien, drei Motetten und sechs Orgelwerke, dazu „Metamorphosen über B-A-C-H für Orgel und 11 Bläser (1971) und „Invocaciones“ für Trompete und Orgel (1978). Musik für Streicher hat zu zwei

Streichquartetten geführt (1951 und 1972), die vielen Werke mit und für Bläser zu einem Bläserquintett (1962). Organisch sind so eine Oper („Des Kaisers neue Kleider“) und eine Reihe Orchesterwerke herausgewachsen, die „Visionen“ für großes Orchester nach der Apokalypse des Hl. Johannes wurden 1980 von den Berliner Philharmonikern uraufgeführt.

Hans Joachim Koellreutter wurde 1915 in Freiburg geboren, studierte aber in Berlin bei Paul Hindemith. 1937 ging er nach Brasilien, gründete in Rio de Janeiro eine Gruppe Musica viva und übte eine sehr erfolgreiche pädagogische Tätigkeit aus. In der Folgezeit reiste er viel und war in Venedig, wieder in Brasilien, 1952—1962 an der Universität Bahia, dann Programmdirektor des Goethe-Instituts in München, für das gleiche Institut in Neu-Delhi und Tokyo tätig, seit 1975 erneut in Brasilien.

In seinem interessante Bereiche umfassenden Schaffen, das von Musik für Soloinstrumente bis zu Bühnenwerken reicht, bezieht er auch Instrumente und Besetzungen der verschiedenen Gastländer ein: Zwölftonübungen für verschiedene Instrumente (1935—1937), einige Flötenwerke, ein Concerto für Sitar und Orchester (1969), „Sunyata“ für Flöte und Kammerorchester, in dem er westliche und indische Instrumente mischt. Das gleiche tut er in „India Report“ für Sopran, Kammerchor, Sprechchor, Sprecher und Kammerorchester, „Yu“ für Sopran und japanische Instrumente (1970), „Systatica“ für Tänzer, Flöte und Schlagzeug (1955) und „Tanka I“ für Koto (1971).

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge haben die vielen Freunde von **Wolfgang Rihm** am 2. 2. 1984 in der Stuttgarter Zeitung gelesen:

„Der Komponist Wolfgang Rihm, dessen Ballett ‚Tutuguri — Der Ritus der schwarzen Sonne‘ 1982 in der Deutschen Oper Berlin uraufgeführt wurde, ist vom Generalintendanten Götz Friedrich zum Berater der Oper

in Kompositionsfragen berufen worden. Der einunddreißigjährige Rihm hat sich verpflichtet, zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Deutschen Oper 1986/87 ein musikalisches Bühnenwerk zu komponieren. (dpa)“

Als Geburtsjahrgang 1952 ist der Karlsruher Senkrechtstarter unter den Komponisten der jüngeren Generation. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie er als etwa 16jähriger in die Hochschule kam und ein Orgelstück vorlegte. Ein Blick genügte, um die Qualität zu erkennen, das war kein Versuch eines Anfängers, das war eine schon ausgeschriebene kompositorische Handschrift, die nichts von „Arbeit“ merken ließ. Die „Systemlosigkeit“ seines Lehrers Eugen Werner Velte war für Rihm richtig, der sein System selbst mitbrachte. Nach dem Karlsruher Abschluß folgten kurze Studien bei Karl-Heinz Stockhausen in Köln und Klaus Huber in Freiburg, von dem er sagt, „dessen freundschaftlicher Rat mir viel gilt“. So ist es immer mehr eine Beratung als eine Unterweisung, die er sucht und findet. Seine Werkliste ist angst-einflößend: kaum glaubt man einen Überblick zu haben, bringt der nächste UE-Katalog eine Fülle neuer Opera. Man liest z. B. vom 5. Str.Qu. (stimmt die Zahl noch, wenn diese Zeilen gedruckt sind?) oder von Klavierstücken V, VI, VII (wie weit wird er wohl jetzt sein?). Obenan steht die Kammer-Oper Nr. 2 „Jakob Lenz“ (die erste war „Faust und Yorick“), das Libretto hat Michael Frühling frei nach Georg Büchners Novelle „Lenz“ gestaltet. Das Werk entstand 1977/78 in einem halben Jahr als „Zustandsbeschreibung innerhalb eines Zerfallsprozesses. Momente einer bereits vollzogenen — aber noch nicht akzeptierten — Verstörung“ (Rihm). Heinz W. Koch schrieb in einer Kritik 1983:

„... mit drei Nummern seines ‚Chiffre‘-Zyklus, deren zweite für Deutschland erst-, deren dritte uraufgeführt wurde. Wer uns sagt: im Sommer Hitzacker, im Herbst Berlin,

dann Graz, Badenweiler und London, und wer fragt: schon wieder eine Rihm-Premiere, geht das gut? — wer so argwöhnt, dem muß berichtet werden, daß auch diese drei Stücke keine Inspirations-Ermüdung erkennen lassen und schon gar keine nachlässig-überforderte Machart.“

Und Rihm sagte:

„Meine musikalische Sprache hat sich geformt wie ein Dialekt an konkreten Objekten, die angesprochen werden sollten, für die ich einfach im Gespräch einen Namen finden mußte. Die Begegnung mit dem Unbenannten, und das Begreifen dieser Situation ist eine Voraussetzung, um künstlerisch gehen zu lernen. Jahr um Jahr wurde der Wortschatz reicher, aber auch die unbenannten Unbekannten, denen ich begegnete, wurden zahlreicher. Die Fähigkeit, seismographisch zu reagieren, hat den vorläufigen Nachteil: vieles wird nur registriert, aber nicht benannt. Eines aber ist mir unumgänglich: die direkte Rede; ich muß künstlerisch im Indikativ reden können.“

Einige Werke der letzten Jahre: III. Symphonie (1977), Bratschenkonzert (1979/83), Cello-Konzert, Monodram, Etüde über die Einsamkeit (U Palm 1983 in Metz), Hölderlin Fragmente (U Witten 1984).

Dieter Schnebel wurde 1930 in Lahr geboren, studierte zuerst in Freiburg, dann in Tübingen evangelische Theologie und Musikwissenschaft (Dissertation 1955 „Studien zur Dynamik Arnold Schönbergs“). Er war erst im Pfarr-, dann im Schuldienst und seit 1963 Religionslehrer in Frankfurt. 1970 ging er nach München und wurde 1976 an die Hochschule der Künste nach Berlin berufen. Nach fünf Stücken für Str.Qu. (1954) folgten manche Werke, die stark in der Kabarett-Nähe stehen, wie „Visible Music“ für 1 Dirigenten und 1 Instrumentalisten (1961), Maulwerke (Mundstücke I und II, Atemzüge) für 3 Interpreten (1968—1974), „Körper-Sprache“, Organkomposition für 3—9 Ausführende (1980).

In einem Interview mit Hansjörg Pauli „Für wen komponieren Sie eigentlich?“ wurde gefragt:

„Sie sind im Hauptamt Theologe. Sie haben einmal erklärt, Sie seien Theologe geworden, um etwas bewirken zu können. In den letzten Jahren sind Sie aber immer häufiger als Komponist an die Öffentlichkeit getreten. Glauben Sie, auch durch die Musik etwas bewirken zu können, am Ende gar mehr als in der Theologie?“

Schnebel:

„Wenn ich's nüchtern betrachte, muß ich natürlich sagen: damit sieht es böse aus. Das hat übrigens verschiedene Gründe.

Einer ist der, daß die Neue Musik immer noch auf eine kleine Gruppe von Rezipierenden beschränkt ist. Und zum Teil scheint das nicht anders gewollt zu sein. Die Konzerte, die von den offiziellen Musikinstitutionen veranstaltet werden, vom Rundfunk etwa, richten sich an einen Stamm von Hörern: man findet das gleiche Publikum in Donaueschingen bei den Musiktagen wie in Hamburg beim ‚neuen werk‘ und in Köln bei der ‚Musik der Zeit‘. Mit dem Bewirken, meine ich, finge es erst an, wenn man aus diesen Zirkeln rauskäme. Solange man sich im Bereich des offiziell Anerkannten bewegt, ist das nicht viel drin.“ . . .

„Die serielle Kompositionsmethode hatte ja einen Zug zur Orthodoxie, etwas von reiner Lehre. Das mußte man glauben, um was davon zu haben. Und zumal die frühserielle, die punktuelle Musik machte es dem Publikum nicht leicht. Punktuelle Musik, wie Boulez', ‚Polyphonie X‘ oder Stockhausens ‚Kreuzspiel‘ konnte man durchaus nicht punktuell, nicht dissoziierend hören; da mußte man den Zusammenhang der Ereignisse mitbekommen, sonst war man geliefert. Seitdem ist der musikalische Zusammenhang als ästhetische Qualität mehr und mehr in Frage gestellt worden. Formale Zusammenhänge nachzuvollziehen ist nicht mehr so arg wichtig.“ . . .

„Zum Beispiel: vor ein paar Jahren wurde in Hannover mein Chorstück ‚dt 31,6‘ aus der Messe aufgeführt. Auf dem Programmzettel war die Textkomposition ein klein wenig erläutert worden; da hatten die älteren Hörer entnommen, daß es sich offenbar um geistliche Musik handle, und nun wußten sie nicht aus noch ein, waren höchst erregt und fanden das ganz lästerlich, geradezu blasphemisch. Die Jungen dagegen kümmerten sich überhaupt nicht um den geistlichen Bezug; die hatten einfach ihren Spaß an den vielen Zisch- und Plosivlauten und hörten das im übrigen wie eine Nummer von den Rolling Stones.“

Xaver Thoma, geboren in Haslach, kam frühzeitig in die Hände des Bratschers Albert Dietrich und begann 1968 sein Studium an der Hochschule in Karlsruhe, das ihn 1973 in die Badische Staatskapelle Karlsruhe führte. Seit 1977 ist er Mitglied des Bayreuther Festspielorchesters. 1977/78 erneutes Studium bei Jörg W. Jahn, seit 1980 Lehrer an der Musikschule in Lüchow-Dannenberg. Der Theorieschüler von Roland Weber und Eugen Werner Velte bezeichnet sich kompositorisch als Autodidakt. Von 1971 bis jetzt sind gegen 40 Werke entstanden, fast alle für oder mit seinem Instrument, der Bratsche. Einige charakteristische Titel:

Oper „Mont Cinère“ nach dem gleichnamigen Roman von Julien Green (1976), 1. Symphonie für großes Orch. (1982), Kammer-symphonie (1978), Konzert für Bratsche und Orchester (1983), Trauermusik in memoriam Albert Dietrich (1980), „Die Traumtragenden“, Metamorphosen nach Oskar Kokoschka für Sopran und 8 Bratschen (1975), drei Streichquartette (1972/75, 1982/83, 1983), Sonate für Bratsche allein (1972), Sonatine für Oboe allein (1973), drei Stücke für Trompete allein (1977).

„Immigrant“ und „Emigrant“ zugleich ist **Wolfgang Witzemann**, 1937 in München aus Pforzheimer Familie geboren, in Pforzheim aufgewachsen, 1957–1960 Studium in Stutt-

gart u. a. bei Johann Nepomuk David. Nach einem kurzen Zwischenspiel als Flötist am Stadttheater seiner Heimatstadt studierte er Musikwissenschaft in Tübingen, seit 1965 ist er Musikhistoriker am Deutschen historischen Institut in Rom, zahlreiche musikwissenschaftliche Arbeiten.

„Neben“ dieser hauptamtlichen Tätigkeit ist er im zweiten Hauptberuf vielaufgeführter Komponist. Es begann 1967 mit einer Sere-nade für 2 Flöten, Viola, Violoncello und Cembalo bei Gaudeamus (Holland), wo 1968 auch sein „Antiphonales Konzert“ für Trompete und Orchester aufgeführt wurde. Ein Violinkonzert folgte 1970 in Pforzheim. Seither wurde der Schaffensrhythmus immer intensiver: Oden nach Texten von Morgenstern, Bachmann, Ungeretti und Kaschnitz, Orchesterwerke („Eigenklänge“ 1980, „Natur“, Symphonische Novelle für großes Orchester 1982) und Kammermusik (ein Streichquartett 1980, viel für Flöte). In Witzemanns Schaffen spielen auch Experiment und technische Mittler eine Rolle: „Bourdun“ IV für vier Blockflöten, „Protopars für Flöte und Lautsprecher (1969) und „Tritopars“ für Violine und Lautsprecher (1971), beide bei Gaudeamus in Utrecht uraufgeführt. Am 27. Januar dieses Jahres gab es drei Uraufführungen in einem Musica-nova-Konzert in Stuttgart, darunter „resedaduft trakt“

für Tenor solo. Die wichtigsten Verleger: Ed. Pan, Rom, Moeck und Döring.

In einem Brief an den Verfasser hat Witzemann Position zu seinem Schaffen bezogen.

„Ich betrachte mich als ‚Postbergianer‘, was bedeuten soll, daß ich von Alban Berg ausgehend zu einer freien stilistischen Entwicklung gelangt bin, wobei auch Einflüsse von Hindemith, David und Varese eine Rolle spielen. Meine Schülerschaft bei Johann Nepomuk David halte ich entscheidend wichtig für meinen Werdegang. Bei Berg interessiert mich in erster Linie sein Instrumental- und Liedschaffen, weniger die Opern. Mein besonderer Ehrgeiz geht dahin, nicht zu den Berg-Epigonon gerechnet zu werden.“

Nachwort des Verfassers

Damit sind jetzt fast 70 lebende Komponisten erfaßt. Nimmt man noch das Dutzend dazu, das auf Anfragen nicht geantwortet hat, und etwa 20–30, die wütende Protestbriefe schreiben werden („Warum ich nicht?!“), so wird die annähernde Zahl von 100 nicht zu hoch gegriffen sein. Auf die Einwohnerzahl umgelegt, ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß sich etwa 35 000 Badner ihren eigenen Sinfoniker leisten können. Damit dürfte Baden in Deutschland eine Spitzenstellung einnehmen.

Theater im Lande Baden

Günther Haass, Karlsruhe

Der Landesteil Baden im Bundesland Baden-Württemberg ist nicht nur reich an Universitäten und Hochschulen aller Fakultäten, sondern auch reich an Theatern aller Sparten: an Theatern des Staates und der Städte, an Festspielunternehmen und Privatbühnen mit jeweils unterschiedlichen finanziellen Zuschüssen durch die Landesregierung und die Gemeindeverwaltungen.

In der Tat: Baden ist eine Theaterlandschaft mit interessanter wechsellvoller Geschichte und einer erstaunlichen künstlerischen Vielfalt.

Der folgende theatergeschichtliche Beitrag bietet eine informative Darstellung der Stadt-Theater im Lande Baden und dessen Staatstheater in der ehemaligen großherzoglichen Residenz sowie der in über drei Jahrzehnten bewährten Privat-Theater und namhaften Festspielunternehmen. In einem Streifzug durch deren geschichtliche Entwicklung und künstlerische Leistungen in Oper, Schauspiel und Ballett werfen wir einen Blick auf besondere Ereignisse in verklangenen Spielzeiten und in der gegenwärtigen Spielzeit 1983/84.

Entsprechend der alphabetischen Reihenfolge der Theater-Städte hebt sich der Vorrang mit:

Baden-Baden

Ein ganzes Land heißt nach dieser Stadt, nicht nur sein Theater! Am Goethe-Platz, östlich des von Friedrich Weinbrenner (1766–1826) in den Jahren 1821–23 erbauten Kurhauses mit der weltberühmten, schönsten und ältesten Spielbank Europas, ließ es der französische Spielbankpächter

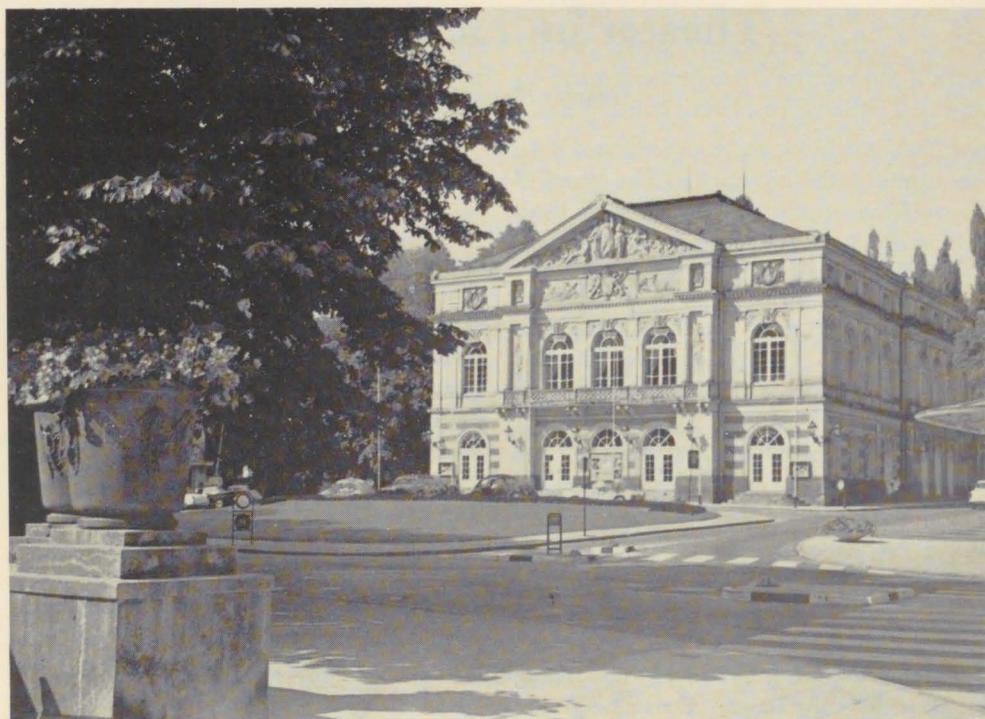
Edouard Bénazet, von 1850–70 der „Roi de Bade“ aus Paris, von dem Architekten Charles Couteau 1860–62 erbauen, ein herrliches Theater, mit einer reliefverzierten Fassade in neubarocker Harmonie mit liebenswerter Intimität des Interieurs in alter, charmanter Hoftheaterpracht!

Die Baden-Badener lieben ihr Theater. Dies tun auch die zahlreichen Gäste in der internationalen Bäderstadt, in der schon um die Mitte vorigen Jahrhunderts der Scherz umging: „Alle Flüsse strömen ins Meer und alle reizvollen Frauen nach Baden-Baden.“ Auch in das schöne Stadttheater, und darüber freuen sich seither alle seine Intendanten!

Am 9. August 1862 wurde es mit der Oper „Beatrice und Benedict“ eröffnet, die Hector Berlioz (1803–69) für diesen festlichen Anlaß komponiert hatte.

Eigentümer des Theaters (528 Plätze), das der Zweite Weltkrieg glücklicherweise verschonte, ist die Stadt Baden-Baden. Rechtsträger ist die Bäder- und Kurverwaltung. Es ist ein Schauspieltheater. Intendant ist seit der Spielzeit 1983/84 Dr. Frieder Lorenz. Erstaunlich ist die Tatsache, daß Baden-Baden mit rund 50 000 Einwohnern und etwa 5000 Angehörigen der französischen Armee die kleinste Stadt der Bundesrepublik ist, die das Wagnis eines eigenen Ensembles und Orchesters auf sich genommen hat! Das vom Theater unabhängige Städtische Orchester, das auch Singspielmusik übernimmt, wird von Musikdirektor Werner Stiefel geleitet.

Seit September 1983 steht dem Theater noch eine zweite, kleinere Spielstätte (80–100 Plätze) in dem sehr schön restaurierten „Alten Bahnhof“ zur Verfügung. Sie wurde am 14. Dezember 1983 eröffnet mit „Glückliche



Baden-Baden, Stadttheater

Tage“, einem Zweipersonenstück von Samuel Beckett, inszeniert von Dr. Lorenz und gespielt von Maria Kayssler und Joachim Henschke.

Als dritte, kleinste Spielstätte bietet sich das Foyer (50 Plätze) des Stadttheaters an. Es wurde am 30. April 1984 mit dem Einpersonenstück „Bericht für eine Akademie“ eröffnet, eine bittere Parabel von Franz Kafka, inszeniert von Dr. Lorenz und gespielt von Joachim Henschke, der in sein expressives, manchmal groteskes Solo auch Spiegel, Büsten, Lüster und Kamingitter des Foyers miteinbezog.

Ein besonderes Ereignis war die Aufführung der 1956 von Frances Goodrich und Albert Hackett verfaßten Dramatisierung des 1946 veröffentlichten „Tagebuch der Anne Frank“ in der Inszenierung des Intendanten Dr. Lo-

renz. Über diese hervorragende Schauspiel-Première am 16. März 1984 gab es in der Presse am 19. 3. 84 uneingeschränktes Lob.

Bruchsal

Die „Badische Landesbühne“, die in Bruchsal mit seinem von Kardinal Damian Hugo von Schönborn 1772 erbauten Barockschloß, der ehemaligen Sommer-Residenz der Fürstbischöfe von Speyer, also in einer solchermaßen ausgezeichneten Stadt zu Hause ist, ist 1963 hervorgegangen aus der im Dezember 1948 von Franz Mosthav gegründeten „Unterländer Volksbühne“ mit einem überwiegend klassischen Spielplan, in dem z. B. der Karlsruher Staatsschauspieler Kurt Müller-Graf in den Jahren 1951–54 als Hamlet, Peer Gynt, Faust und Egmont gastierte. In

den Jahren 1955–1962 hieß sie „Landesbühne Rhein-Main-Neckar e. V.“.

Die heutige „Badische Landesbühne e. V.“ hat ihre Hauptbühne in der Aula (380 Plätze) des 1951 von der Stadt erbauten Justus-Knecht-Gymnasiums. Der Landesbühne stehen noch zwei weitere Spielstätten zur Verfügung: als Werkstattbühne die „Probenfabrik“ (99 Plätze) und für die selbständige Produktionsgruppe „Kinder- und Jugendtheater“ die Aula der Handelslehranstalt II. Eigentümer dieser drei Gebäude ist die Stadt Bruchsal, Rechtsträger die „Badische Landesbühne“ als eingetragener Verein, der durch das Land Baden-Württemberg, die Stadt Bruchsal und die 16 Mitgliedsgemeinden des Vereins finanziell unterstützt wird. Die Zahl der Abstecher nach z. Z. 42 (!) Gemeinden, zu sogar so weit entfernten Städten wie Leverkusen und Hameln, ist auffallend groß. Um so erstaunlicher ist es, daß diese Tourneen mit einem kleinen Ensemble geleistet werden: 3 Damen und 9 Herren mit Zweijahresverträgen. Das Ensemble des Kinder- und Jugendtheaters besteht sogar nur aus 2 Damen und 4 Herren. Intendant und künstlerischer Leiter der Landesbühne ist Alf André.

Besonders markante Aufführungen: die Aristophanes-Komödie „Die Vögel“, wofür das Land Baden-Württemberg einen Kompositionsauftrag vergab! Weitere Höhepunkte: die Uraufführung des Zeitstücks „Und dran bis du“ und die deutsche Erstaufführung des „Don Quijote“ (nach Cervantes) von Yves Jamiaque (Paris) am 8. Juni 1984.

Emmendingen

Die „Badischen Kammerschauspiele“ in Emmendingen, das als Schauplatz von Goethes Flüchtlingsepos „Hermann und Dorothea“ (1797) gilt und auf dessen altem Friedhof sich das Grab von Goethes Schwester Cornelia Schlosser befindet, sind ein staatlich subventioniertes Privattheater. Die Eröffnungs-

première fand am 10. November 1967 im Kurhaus von Kirchzarten statt mit der Uraufführung des Schauspiels „Traumgold“ von Hubert Morgenthaler, inszeniert von Georg A. Weth, dem Leiter und Rechtsträger dieses Tournee-Theaters. In jeder Spielzeit werden etwa 250 Aufführungen in der Bundesrepublik gegeben. Die Tourneen führen auch ins Ausland: Österreich, Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien, Israel, Kanada, Afrika!

Die Badischen Kammerschauspiele haben zwei Produktionsgruppen: das Märchentheater, das sich an Kinder und Jugendliche wendet und meist klassische Märchen spielt, z. B. „Rapunzel“ und „König Drosselbart“, Märchen der Brüder Grimm in der Bearbeitung von Georg A. Weth, auf Tourneen vom 12. 9. 84 bis 29. 3. 85 bzw. 15. 9. 83 bis 15. 6. 84; und das „theater aktuell“ mit Aufführungen zeitkritischer Themen. Das Ensemble wird mit Stückverträgen über Agenturen engagiert. Die Proben finden an dem Gastspielort statt, an dem auch die Premiere gegeben wird.

Besondere Ereignisse des „theater aktuell“ in der Spielzeit 1983/84 waren: die Uraufführung „Schmutziger Lohn“ (Thema Schwarzarbeit) von Bothe-Pelzer, Premiere in Offenburg am 11. 4. 83 und Tourneedauer bis 31. 5. 84, ferner die Uraufführung „Labyrinth“ (Thema Jugendliche und Berufsziele) von Friedhelm von Schweinitz, Premiere im Stadttheater Fürth am 4. 2. 84 und Tourneedauer bis 30. 3. 85.

Ettlingen

Die 1979 von Oberbürgermeister Dr. Erwin Vetter, Staatsschauspieler Kurt Müller-Graf und dem ehemaligen Kulturschriftleiter der „Badischen Neuesten Nachrichten“ (BNN) Dr. Otto Gillen gegründeten „Schloß-Festspiele“ im glanzvoll renovierten Ettlinger Renaissance-Schloß der Markgräfin Sibylla Augusta, Witwe des als „Türkenlouis“ berühm-

ten badischen Markgrafen Ludwig Wilhelm, Vetter des Karlsruhe-Gründers Markgraf Carl Wilhelm, wurden am 21. Juli 1979 mit der Shakespeare-Komödie „Der Widerspenstigen Zähmung“ eröffnet. Regisseur der festlichen Eröffnungspremière war Kurt Wilhelm; Hauptdarsteller waren Johanna Matz und Günther Ungeheuer.

Inzwischen haben die Festspiele, die von Anfang Juli bis Anfang September dauern, unter der Schirmherrschaft des Oberbürgermeisters und der Intendanz des Staatsschauspielers Kurt Müller-Graf Jahr um Jahr mit steigenden Zuschauerzahlen Erfolg an Erfolg gereiht.

Eigentümer und Rechtsträger ist die große Kreisstadt Ettlingen. Die Festspiele werden finanziell durch das Land Baden-Württemberg und die Stadt Ettlingen unterstützt. Das Ensemble wird mit Stückverträgen (etwa 20 Damen und etwa 30 Herren) engagiert. Die Sitzplätze im Schloßhof wurden von 850 auf 989 erhöht; außerdem stehen für literarische und konzertante Veranstaltungen im Asam-Saal 308 und im Epernay-Saal 250 Plätze zur Verfügung. Die Albgau-Halle mit ihren 1600 Plätzen dient bei Regen als Ausweichspielort. Der Bühnenbildner wird von Spielzeit zu Spielzeit immer neu gefordert, szenische Lösungen zu (er)finden, die im Hof des Ettlinger Schlosses spielbar sind und zugleich dessen einmalige Atmosphäre einbeziehen.

Im Sommer 1983 gehörten zu den besonders herausragenden Aufführungen: Shakespeare's Lustspiel „Viel Lärm um nichts“, inszeniert von Peter Lüdi; Beaumarchais' Komödie „Der tolle Tag oder Figaros Hochzeit“, inszeniert von Karl-Heinz Stroux; Hofmannsthals Moralität „Jedermann“, inszeniert von Kurt Müller-Graf. Zum ersten Mal gab es auch eine Oper: Mozarts „Don Giovanni“, inszeniert von Rolphe de la Croix und unter der musikalischen Leitung von Helmut Weigel, dem Leiter des Heidenheimer Musiktheaters: das erste Austausch-Gastspiel für die Ettlinger Jedermann-Aufführung in Heidenheim!

Im Sommer 1984 werden zu den besonderen Theaterereignissen zählen: Schillers „Wallenstein-Trilogie“, inszeniert von Rolphe de la Croix, der „Lager“, „Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“ zu einer dramatischen Einheit verschmolz; Peter Shaffer's Schauspiel „Amadeus“, ein ränkevolles Spiel um Mozart, inszeniert von Kurt Sternik; Shakespeare's „Die Komödie der Irrungen“, inszeniert von Boleslaw Barlog, der schon im Sommer 1981 mit seiner hinreißenden *Commedia-dell'arte*-Inszenierung „Der Diener zweier Herren“ von Carlo Goldoni und im Sommer 1982 mit der Komödie „Die kluge Närrin“ von Lope de Vega im Ettlinger Schloßhof das Publikum begeisterte. 1984 werden im Schloßhof sogar zwei Opern gegeben: zum zweiten Mal die Mozart-Oper v. 1983 „Don Giovanni“ und zum ersten Mal die Komische Oper „Die heimliche Ehe“ von Domenico Cimarosa, wieder mit Helmut Weigel als Dirigent des Münchener Sinfonie-Orchesters Graunke; Inszenierung: Wolfgang Falkenhagen. Vier neue Inszenierungen sind also das Theater-Gesamtereignis des Festspielsommers 1984!

Freiburg

Die Städtischen Bühnen in dem liebenswerten und seit 1805 badischen Freiburg — in der Stadt des Münsters mit dem gotischen Turm und seinem sanft-roten Filigran, in der 1120 gegründeten Zähringerstadt und seiner über 500 Jahre alten Universität (gegr. 1457) — hatten schon immer einen guten Ruf im ganzen Breisgau. Die Geschichte der Städtischen Bühnen begann 1770 mit den Aufführungen der Schauspielergesellschaft des Theaterdirektors Dens in dem 1498 erbauten Kornhaus auf dem Münsterplatz, das im Zweiten Weltkrieg durch Bomben 1944 vernichtet wurde.

Das 1905—1910 erbaute, jugendstil-orientierte Stadt-Theater wurde am 8. Okt. 1910 mit C. M. von Webers „Jubel-Ouvertüre“, Schillers „Wallensteins Lager“ und der Fest-

wiesenszene aus Wagners „Meistersingern“ eröffnet. Am 27. Nov. 1944 wurde es durch Bomben zerstört. Nach Kriegsende, vom September 1945 an, spielte das Ensemble im Maria-Hilf-Saal in der Zasius-Straße und im Großen Saal des 1520 erbauten spätgotischen Kaufhauses am Münsterplatz. Ein Jahr später, am 5. Mai 1946, wurde ebenfalls in der Zasius-Straße das Kammer-Theater (99 Plätze) eröffnet, aber erst drei Jahre später konnte das neue Stadt-Theater — Das „Große Haus“ mit 1068 Plätzen — eröffnet werden: am 30. Dez. 1949, wieder mit Wagners „Meistersinger“. Ein halbes Jahr später, am 1. Juli 1950, begann im Hof des Rathauses die Reihe der Freilichtaufführungen (250 Plätze). Außerdem steht den Städtischen Bühnen noch das „Podium“ (263 Plätze) und das „Theatercafé“ (99 Plätze) zur Verfügung.

Eigentümer und Rechtsträger ist die Stadt Freiburg. Zuschüsse erhalten die Städtischen Bühnen von der Stadt selbst, vom Land Baden-Württemberg und dem Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Intendant ist Ulrich Brecht, Generalmusikdirektor Eberhard Kloke, Leiter des Schauspiels Dieter Bitterli; Leiterin des Tanztheaters und der Choreographie ist Krisztina Horváth, Kostüm- und Bühnenbildner Heinrich-Lukas Lindenmaier. Es ist recht aufschlußreich, zu erfahren, was in den beiden Jahrzehnten nach 1945 gespielt wurde. Leider können hier aus dieser Zeit nur wenige Aufführungen herausgegriffen werden, z. B.: „Der seidene Schuh“ von Claudel; die Bühnenfassung des Medea-Stoffes von Euripides, Grillparzer, Anouilh; „Die Nashörner“ von Ionesco; „Johanna auf dem Scheiterhaufen“ von Honegger; „Matthis der Maler“ von Hindemith; „Figaros Hochzeit“ von Mozart; „Nachtflug“ von Dallapiccola.

Aus der Spielzeit 1983/84 sind bis jetzt zwei Besonderheiten zu nennen: die Erstaufführung der Oper „Le Grand Macabre“ von György Ligeti, Premiere am 1. März 1984, dirigiert von GMD Eberhard Kloke, insze-

niert von David Freeman sowie das große Frauendrama „Bernarda Albas Haus“ von Federico Garcia Lorca, inszeniert von Andrea Beth, Premiere am 19. Mai 1984.

Heidelberg

Die Heidelberger Theatergeschichte begann im 17. Jh. unter Kurfürst Friedrich mit Komödien im „Dicken Turm“ der heute weltberühmten Schloßruine. Seine Sprengung 1793 im Kurpfälzischen Erbfolgekrieg und die Verlegung der Residenz nach Mannheim waren das Ende des Schloßtheaters. Die von der Bürgerschaft erst 1838 im Gasthof „Zum Prinzen Max“ eingebaute Bühne war nur ein Provisorium.

Das Theater der Stadt Heidelberg, durch die älteste bundesdeutsche Universität (1386) ein Brennpunkt des oberrheinischen Geisteslebens, wurde 1853 auf dem Gelände eines ehemaligen Kapuziner-Klosters in biedermeierlich-vornehmer Schlichtheit erbaut und am 31. Oktober 1853 mit Schillers „Die Braut von Messina“ unter der Leitung des Theaterdirektors August Haake, ehemals Braunschweiger Hofschauspieler, und im Beisein des Prinzregenten und späteren Großherzogs Friedrich I. eröffnet. Nach einem ersten Umbau des Zuschauerraums 1924/25 in neo-klassizistischem Stil wurde das Pachttheater zum Stadttheater erklärt und am 7. Juni 1925 mit dem expressionistischen Schauspiel „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen“ von Fritz von Unruh (1885—1970), in der Inszenierung und im Bühnenbild von Hans Herbert Michels (1945/46 Intendant des Badischen Staatstheaters Karlsruhe), wiedereröffnet.

Ein zweiter, am Empire-Stil orientierter Umbau des Zuschauerraumes erfolgte 1950. Nach einem dritten Umbau im I. Rang 1978 wurden die Erfordernisse moderner Bühnentechnik durch den Einbau einer Kabine für die Ton- und Lichtregie erfüllt und das Stadttheater am 1. Januar 1979 mit Verdis „Falstaff“ in der Inszenierung des Intendanten Dr. Peter Stoltzenberg wiedereröffnet.

Eigentümer und Rechtsträger ist die Stadt Heidelberg. Das Theater wird durch das Land Baden-Württemberg finanziell unterstützt. Generalmusikdirektor ist Christian Süss.

Die Festspiele im weltberühmten Kurfürstlichen Schloß von Ende Juli bis Ende August wurden 1978 auf Beschluß des Gemeinderates wieder von der Stadt übernommen und dem Theater eingegliedert.

Ein besonderes Ereignis der Spielzeit 1983/84 war die Übernahme des „Kleinen Hauses“, eines Neubaus mitten im Sanierungsgebiet der Altstadt, als Studiobühne und Kinder- und Jugendtheater mit 198 Plätzen. Das „Kleine Haus“ ermöglicht ein kontinuierliches Angebot von Kinder- und Jugendstücken durch ein eigenes Ensemble. Im Gegensatz zum „Großen Haus“ wird im Kinder- und Jugendtheater abends probiert und vormittags gespielt. Eröffnet wurde das Kleine Haus am 31. März 1984 mit dem Kinderstück „Freunderfinder“ von Paul Maar, inszeniert von Christian Sorge, der als Regisseur auch der künstlerische Leiter des Kinder- und Jugendtheaters ist.

Besondere Ereignisse im Großen Haus waren: am 25. Dez. 1983 Mozarts „Die Hochzeit des Figaro“, eine Aufführung, die als erste Opern-Inszenierung des Intendanten Dr. Peter Stolzenberg und durch die Interpretation des Generalmusikdirektors Christian Süss begeistert aufgenommen wurde; und am 16. Okt. 1983 die erste größere Regiearbeit des jungen Regisseurs Jossi Wieler mit der erfolgreichen Neuinszenierung des Schauspiels „Die Rassen“ von Ferdinand Bruckner.

Karlsruhe

Das Badische Staatstheater ist aus den Schloßtheatern des Markgrafen Carl Wilhelm (1679–1738) hervorgegangen: aus dem Schloßtheater in seiner alten Residenz in Durlach 1666–1719 und aus dem Schloßtheater in seiner neuen Residenz in „Carols Ruhe“ 1719–1738. Die erste Aufführung in

Durlach war im August 1666 das Barock-Ballett „Glück und Tugend“ mit der allegorisch-mythologischen Kostümpracht der Ballerinen. Die erste Aufführung in Karlsruhe war am 13. Jan. 1719 das Rokoko-Singspiel „Celindo“ zur Verherrlichung des als „Herkules und Sohn der Venus“ apostrophierten Markgrafen Carl Wilhelm. Unter Markgraf Carl Friedrich (1738–1811), dem Enkel und Nachfolger des Stadtgründers, wurde das Schloßtheater in eine zum „Comedienhaus“ umgebaute Orangerie im Botanischen Garten verlegt. 1806 wurde Baden Großherzogtum, und Carl Friedrich ließ durch seinen Baudirektor Friedrich Weinbrenner (1766–1826) ein repräsentatives „Großherzogliches Hoftheater“ am Schloßplatz bauen. Am 9. Nov. 1810 wurde es mit der Uraufführung der Oper „Achilles“ von Ferdinando Paër eröffnet, am 28. Febr. 1847 durch einen verheerenden Brand vernichtet. Das neue Großherzogliche Hoftheater wurde von Heinrich Hübsch, dem Amtsnachfolger Weinbrenners, erbaut und am 17. Mai 1853 mit Schillers „Die Jungfrau von Orléans“ eröffnet. Mit diesem denkwürdigen Datum endeten auch die seit 1810 üblichen Kavaliersintendanzen. Diese Hofcharge wurde einem bürgerlichen Fachmann anvertraut: dem Hofschauspieler Eduard Devrient (1801–1877) vom Kgl.-Sächs. Hoftheater in Dresden. Er war Intendant des Karlsruher Hoftheaters von 1853 bis 1870 und berühmt durch vorbildliche Klassiker- und Shakespeare-Aufführungen. In der Oper setzte sich der Aufschwung fort unter dem ersten Karlsruher Generalmusikdirektor Felix Mottl (1880–1903). Unter ihm erreichte die Oper ein Niveau, das Karlsruhe den Ruhm „Klein-Bayreuth“ einbrachte.

Am 23. Nov. 1918 wurde das Großherzogliche Hoftheater zum Badischen Landestheater und am 1. April 1933 zum Badischen Staatstheater erklärt. Am 26. Sept. 1944 wurde das Theater — ein einmalig schöner Theaterbau — von Fliegerbomben schwer getroffen und — trotz aller Gegenwehr der

Karlsruher — 1963 abgerissen, um seinen Platz dem Bundesverfassungsgericht abzutreten. Das Badische Staatstheater mußte sich 30 Jahre — 1945—75 — mit dem Städtischen Konzerthaus begnügen. Erleichterung brachte 1950 der Einbau eines kleinen Theaters (600 Plätze) in den Ostteil der Stadthalle. Dieses „Kleine Haus“ war das Schauspielhaus, das am 8. April mit Goethes „Faust“ (I. Teil) eröffnet wurde.

Seit 1959 folgte das Staatstheater Einladungen zu Auslandsgastspielen: Venedig, Nancy, Luxemburg und Straßburg, mit dessen „Opéra du Rhin“ seit 1971 ein lebhafter Opern- und Ballett-Austausch besteht.

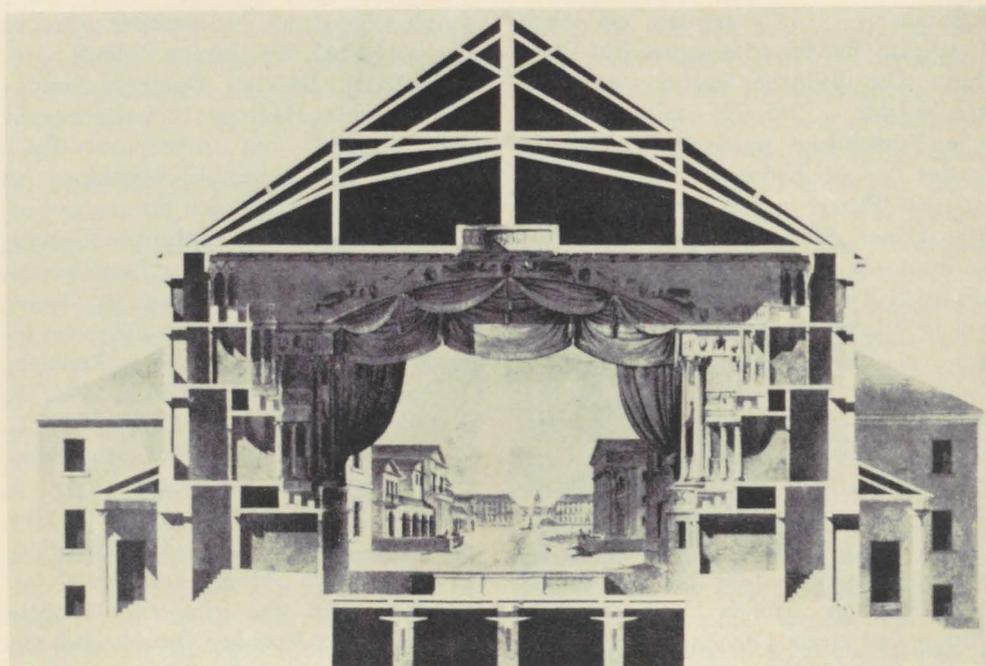
Im Spätsommer 1975 wurde das neue Staatstheater am Ettlinger Tor mit vier festlichen Aufführungen eröffnet: am 29. August mit Mozarts „Die Zauberflöte“ als erste Opernaufführung im „Großen Haus“ mit 1002 Plätzen und einem Orchesterraum für 100 Musiker; am 30. August mit Schillers „Don Carlos“ als erste Schauspiel-Aufführung im

„Großen Haus“; am 7. September mit „Der Zigeunerbaron“ von Johann Strauß, dem Walzerkönig, als erste Operetten-Aufführung im Großen Haus; am 27. September mit „Der Frieden“ von Aristophanes/Peter Hacks als erste Schauspiel-Aufführung im Kleinen Haus mit 350—500 Plätzen und einem Orchesterraum für 30 Musiker. Eigentümer und Rechtsträger ist das Land Baden-Württemberg. Generalintendant ist Günter Könemann, seit 1977/78 Nachfolger der legendären Vaterfigur Hans Georg Rudolph, Generalintendant von 1963/64 bis 1976/77. Generalmusikdirektor ist Christof Prick, Oberspielleiter des Schauspiels Carsten Bodinus, Ballett-Direktor Germinal Casado.

Besondere Ereignisse der Spielzeit 1983/84 waren: am 29. Okt. 83 die Erstaufführung des Musikdramas „Adriana Lecouvreur“ von Francesco Cilèa, eine erfolgreiche Ausgrabung im ganzen deutschen Opernbereich seit 1945, anlässlich der Karlsruher Europäischen Kulturtag im Herbst 1983; zur 100. Wie-

Das Karlsruher Hoftheater, erbaut 1851—53 von Heinrich Hübsch. Lithographie (GLA J/B Karlsruhe 164)





Blick vom Zuschauerraum zur Bühne des Weinbrenner-Theaters, als Kulisse der Prospekt des Karlsruher Marktplatzes (Aus: Karlsruher Theatergeschichte, Vom Hoftheater zum Staatstheater bearbeitet von G. Haass, W. Kappler, B. Müller, M. Salaba, HM Schwarzmaier, Verlag Braun Karlsruhe, 1982)

derkehr der Karlsruher Erstaufführung von 1884 unter Felix Mottl die Neuinszenierung „Der Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius am 28. Jan. 84; die Erstaufführung des kleinen Totentanzes „Glaube, Liebe, Hoffnung“ von Ödön von Horváth am 25. Sept. 83 und die Neuinszenierung „Warten auf Godot“ von Samuel Beckett am 8. Okt. 83; schließlich die Uraufführung des Balletts „La belle Otero“, eine getanzte Darstellung des abenteuerlichen Lebens der berühmt-berüchtigten Tänzerin Carolina Carasson von Germinal Casado am 3. März 1984.

An den „Europäischen Kulturtagen“ im Herbst 1983 und Frühjahr 1984 beteiligte sich das Staatstheater mit eigenen Aufführungen und vermittelte Gastspiele anderer Theater, z. B. aus Amsterdam, Athen, Dresden, London, München, Paris, Stockholm, Straßburg, Warschau, Zürich.

Seit 1978 werden mit großem Erfolg die festlichen „Händel-Tage“ veranstaltet und stets mit einer Oper Händels eröffnet: 1978 „Alcina“, 1979 „Deidamia“, 1980 „Semele“, 1981 „Rinaldo“, 1982 „Poros“, 1983 „Xerxes“, 1984 „Caesar“.

Außer dem Badischen Staatstheater sind in Karlsruhe noch zwei namhafte und führende Privattheater zu nennen, die durch Staat und Stadt subventioniert werden: das Insel-Theater und das Kammer-Theater. Beide haben inzwischen ihre aufopferungsvolle und entbehrungsreiche „heroische Periode“ gemeistert und sich in jeweils über dreißig Jahren durch großartige Leistungen als wichtige kulturelle Institutionen in Karlsruhe und in ihren Abstecherorten erfolgreich bewährt.

Die Insel wurde im Juli 1951 von Werner Wedekind gegründet. Er ist der Rechtsträger und Leiter des Theaters. Das Ensemble

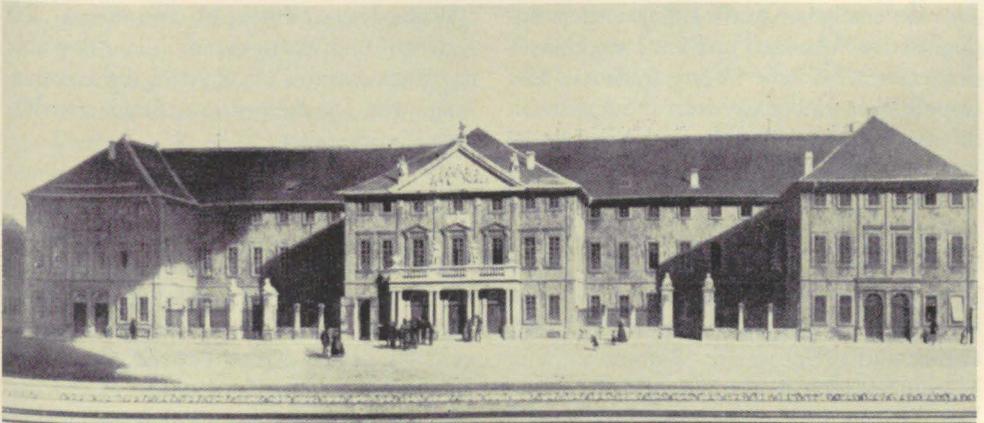
spielte zunächst im Saal des Munz'schen Konservatoriums, dann im Großen Saal des Badischen Kunstvereins und von 1955 an in dem der Stadt gehörenden und mit einer Bühne ausgestatteten großen Saal des Conradin-Kreutzer-Bundes von 1862. Die Eröffnungspremière war „Gottes Utopia“ von Stefan Andres. Aus den vergangenen drei Jahrzehnten sind als ganz besonders markante Aufführungen zu nennen: „Die schmutzigen Hände“ und „Die ehrbare Dirne“ von Sartre, „Antigone“ von Anouilh, „Geliebter Lügner“ von G. B. Shaw/Jérôme Kilty, „Warten auf Godot“ von Beckett, „Draußen vor der Tür“ von Borchert und die Dürrenmatt-Stücke „Der Besuch der alten Dame“, „Die Ehe des Herrn Mississippi“, „Die Physiker“ und schließlich mit der Premiere am 15. April 1983 die Dürrenmatt-Erstaufführung „Porträt eines Planeten“.

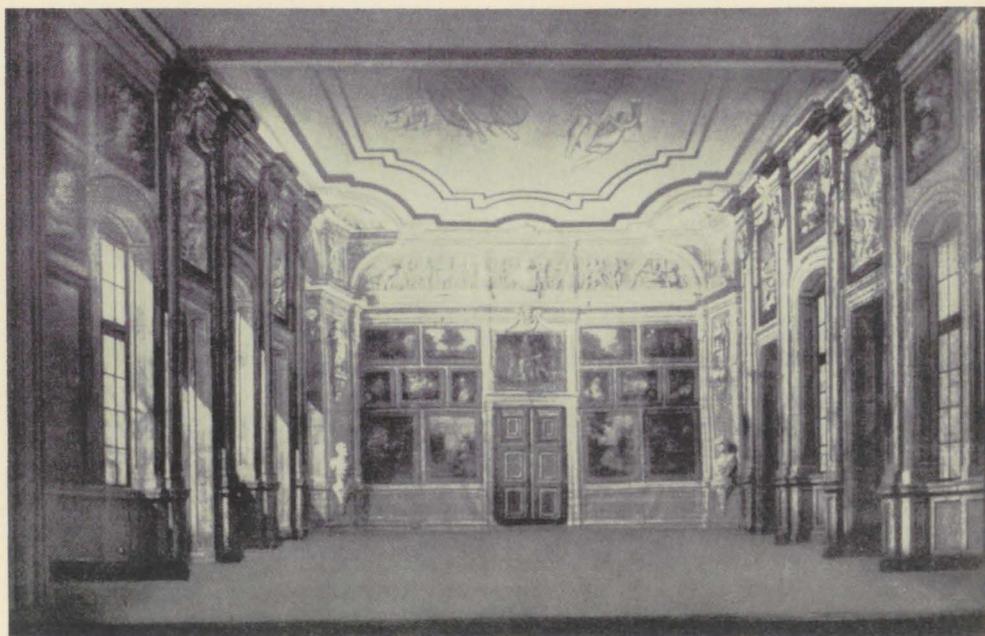
Das Kammer-Theater wurde am 25. Febr. 1956 von Wolfgang Reinsch und Sepp Holstein gegründet und im Kellertheater im Eckhaus Wald-/Amalien-Straße mit Sartres „Geschlossene Gesellschaft“ eröffnet. Nach dem Ausscheiden Holsteins — Übersiedlung an den Niederrhein mit dem von ihm gegründeten „theater-mobil“ — wurden Intendant

Wolfgang Reinsch und Heidi Vogel-Reinsch Rechtsträger und Leiter des Kammertheaters, das am 23. Dez. 1966 in den Großen Saal des ehemaligen Munz-Konservatoriums umzog, wo das Ensemble inzwischen eine in allen Belangen verbesserte Bühne eingebaut hatte.

Auch das Kammertheater kann auf drei Jahrzehnte zurückblicken, in denen hervorragende Aufführungen stattfanden. An besonderen Ereignissen kann auch hier nur eine kleine Auslese genannt werden: Goethes „Clavigo“ („Der erschütternde Eindruck löste sich in starkem, immer wieder neu aufbrausendem Beifall“, BNN, G. 27. 2. 66), Karl Wittlingers „Kennen Sie die Milchstraße?“, Hamiltons „Gaslicht“, Sartres „Schmutzige Hände“, Ibsens „Nora“, die Festaufführung zum 25jährigen Bestehen im April 1981; und noch ein 25jähriges Jubiläum gilt es in diesen Tagen zu feiern: das Bühnen-Jubiläum von Heidi Vogel-Reinsch. Sie spielt die Titelrolle in Carlo Goldonis Komödie „Mirandolina“, die am 24. Mai 1984 ihre glanzvolle Premiere hatte. Diese Komödie stellt als Uraufführung einer neuen Übersetzung durch Renzo Stiletto und einer neuen Bühnenfassung durch Wolfgang

Das Mannheimer Nationaltheater 1853 (vor dem Umbau durch Mühlendorfer)





Dekoration der Galerie von Schillers „Räubern“ bei der Uraufführung 1782

Reinsch, der die Komödie „kultiviert und von einem leisen poetischen Hauch durchweht“ (O. Gillen, BNN 28. 5. 84) inszenierte, für die Spielzeit 1983/84 ein ganz besonderes Ereignis dar.

Konstanz

Das Theater der Stadt Konstanz, 1414–18 Aula des einzigen Konzils auf deutschem Boden, seit 1805 badisch und seit 1966 Universitätsstadt, eine liebenswerte Bodensee-Metropole dicht an der Grenze zur Schweiz mit internationaler Weltoffenheit, ist das älteste kommunale Theater Deutschlands. Seit 1610 in einem ehemaligen Dominikaner-Kloster „wohnhaft“, wurde das Theater 1934 umgebaut und erhielt 1977 für die Intendanz und Werkstätten einen Neubau, in dem auch eine Kammerspielbühne für das „podium“ eingerichtet wurde.

Eigentümer und Rechtsträger ist die Stadt. Das Theater — eine Schauspielbühne (400

Plätze) — wird durch das Land und den Landkreis finanziell unterstützt. Intendant des Stadttheaters ist Hans J. Ammann, Oberspielleiter Markwart Müller-Elmau, Leiter der Schauspielmusik Peter Kosiol.

Als besonders wichtige Aufführungen der Spielzeit 1983/84 sind zu nennen: Schillers „Kabale und Liebe“, Brechts „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“, Horváths „Glaube Liebe Hoffnung“, Sternheims „Die Kassette“ und Wassermanns „Einer flog über das Kuckucksnest“; z. Z. wird die Inszenierung von Shakespeares „Sommernachts Traum“ vorbereitet.

Mannheim

Das Nationaltheater in Mannheim, in der ehemaligen Residenz des theaterfreudigen Kurfürsten Carl Theodor, ist hervorgegangen aus seinen „Das teutsche Comödienhaus“ genannten Hoftheater. Nach Carl Theodors Übersiedlung in die ererbte Mün-

chener Residenz war der Theater-Mäzen und Theater-Sponsor Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg (1750—1806) alleinverantwortlicher Intendant des Hof- und Nationaltheaters von 1779 bis 1802. Als solcher war er Augenzeuge der aufregenden Uraufführung von Schillers himmelstürmendem Jugenddrama „Die Räuber“ am 13. Januar 1782. Durch die Initiative und die Subventionen des aufgeklärten Absolutismus waren die nationalen Schauspielbühnen noch Hoftheater-orientiert. Aber: neben ihnen gab es auch private, kommerziell betriebene Theater als „öffentliche Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Bürger“. Angesichts dieser zweigleisigen Situation entschloß sich die Stadt Mannheim 1839, Leitung und Verwaltung des Nationaltheaters selbst zu übernehmen. Dieser Typus des Stadt-Theaters dominiert noch heute in der bundesdeutschen Theaterlandschaft, finanziell unterstützt durch die Landesregierungen.

Im zweiten Weltkrieg wurde das traditionsreiche Nationaltheater am 5./6. Sept. 1943 völlig zerstört. Nach Kriegsende wurde von 1945 bis 1956 auf Behelfsbühnen gespielt. Das neue, auf dem Goetheplatz erbaute Nationaltheater enthält zwei Bühnen: das Große Haus (1200 Plätze) für die größeren Inszenierungen des Musiktheaters und Schauspiels und das Kleine Haus (500—700 Pl.) mit einer Arenabühne.

Das neue Nationaltheater wurde am 13. Januar 1957 zum 175-jährigen Jubiläum jener denkwürdigen Uraufführung von Schillers „Die Räuber“ wieder mit diesem aufrüttelnden Drama im Kleinen Haus und mit Carl Maria von Webers „Der Freischütz“ im Großen Haus festlich eröffnet.

Weitere Spielmöglichkeiten sind gegeben durch die Studio-Bühne im Werkhaus (110—130 Plätze) und das Kinder- und Jugendtheater „Schnawwl“ in der Alten Hauptfeuerwache (bis 240 Plätze).

Eigentümer und Rechtsträger ist die Stadt Mannheim, mit Zuschüssen für das Theater

durch die Landesregierung Baden-Württemberg.

Intendant des Nationaltheaters ist Arnold Petersen, Generalmusikdirektor Wolfgang Rennert, Schauspielregisseur Jürgen Bosse und Ballettdirektor Joachim Gerster.

Da die an sich großartige Antwort des Intendanten Arnold Petersen auf meine Frage vom 13. 5. 84 nach dem wichtigsten Theaterereignis der Spielzeit 1983/84 lautete: „Es gibt in unserem Theater keine *wichtigen* und *unwichtigen* Ereignisse. Jeder Abend, jedes Stück sind von der gleichen Wichtigkeit.“, darf ich mir erlauben, nur an die eine Aufführung zu erinnern, die nun 202 Jahre der Geschichte angehört: die revolutionäre Uraufführung von Schillers „Die Räuber“ am 13. Januar 1782 im alten Mannheimer Hof- und Nationaltheater. Diese einzigartige Aufführung ist durch ihre Nachwirkung auf die deutsche Theatergeschichte *das wichtigste* Ereignis des Mannheimer Theaters überhaupt!

Das Kapitel „Nationaltheater Mannheim“ möchte ich abschließen mit den Worten des Ersten Bürgermeisters Jakob Trumpfheller in der Festschrift „Das neue Nationaltheater“ (Mannheim 1957, S. 129):

„Die Zerstörung des Mannheimer Nationaltheaters gehört zu den schmerzlichsten Verlusten an Theaterbauten, die Deutschland während des zweiten Weltkrieges erlitt. Schlicht in seiner äußeren Erscheinung, barg dieses ehrwürdige Haus, vor dem einst die Denkmäler Schillers, Dalbergs und Ifflands den lebendigen Geist echter Theaterliebe verkörperten, einen seltenen Reichtum an Theaterkultur und Tradition. Nicht umsonst nannte man scherzweise Mannheim „die Stadt, die um ein Theater gebaut ist“.“

Ötigheim

Die Volksschauspiele der theaterbegeisterten und erstaunlich spielbegabten Gemeinde zwischen Karlsruhe und Rastatt wurden 1907 von dem kunstsinnigen Ortspfarrer Jo-

sef Saier gegründet. Er ließ eine alte Sandgrube im nahen Waldgebiet zu einer Freilichtbühne amphitheatralisch ausbauen. Sie hat sich in den vergangenen 77 Jahren zu „Deutschlands größter Freilichtbühne“ entwickelt: bis zu 400 Mitwirkende vor einer Zuschauermenge bis zu 4000 Personen!

Das Volksschauspiel Ötigheim ist kein reines Laientheater, sondern eine Mischform, da auch Berufskräfte (Regisseure, Schauspieler, Bühnen- und Kostümbildner, Choreographen) beschäftigt werden.

Dank der Einnahmen aus besonders erfolgreichen Aufführungen und dank der finanziellen Unterstützung durch die Landesregierung wurde 1960/61 die gesamte Bühnenanlage durch massive Bauten erneuert und der Zuschauerraum vollständig neugestaltet und mit einer säulenlosen, freitragenden Überdachung versehen.

Aus der bewundernswerten Fülle der Aufführungen kann hier nur eine kleine Auslese genannt werden; Stücke, die durch ein „superlatives Etikett“ auffallen:

Schillers „Wilhelm Tell“ und „Jungfrau von Orleans“ = zusammen Höchstzahl der Vorstellungen; „Paradies und Brudermord“ von Sebastian Wieser = erster Versuch mit einem biblischen Stoff; „Das große Opfer“ von Josef Saier = erste Gastspiele in Karlsruhe, Mannheim und Freiburg; „Die Passion“ von Josef Saier = Uraufführung (Regie: Felix Baumbach, Christus: Kurt Müller-Graf, beide damals Badisches Staatstheater Karlsruhe); „Andreas Hofer“ = erstes vaterländisches Volksspiel; Hebbels „Nibelungen“ = erstes Werk aus dem literarischen Realismus; „Das große Welttheater“ von Calderon = erstes Werk aus der spanischen Literatur; „Lumpazivagabundus“ von Nestroy = zum ersten Mal ein österreichisches Biedermeier-Lustspiel (Regie: Kurt Müller-Graf); Goethe „Götz von Berlichingen“ = erstes Werk aus dem literarischen Sturm und Drang; „Michael Kohlhaas“ von Ernst Geyer nach Kleists Novelle = Uraufführung (Regie: Kurt Müller-Graf, Bearbeitung: Wilhelm

Kappler, beide damals Badisches Staatstheater Karlsruhe); „Joseph von Ägypten“ von Franz u. Bernward Kölmel = Uraufführung ihrer neuen Bühnenbearbeitung; dem Andenken des Prälaten Josef Saier (†1955) gewidmet und Eröffnungsvorstellung in Ötigheim am 17. Juni 1984.

Pforzheim

Das Stadttheater in Pforzheim, in der Stadt der Renaissance-Grabmäler der badischen Markgrafen in der gotischen Kirche St. Michael (1225) und des Geburtsortes des Humanisten und Gründers des lateinischen Schuldramas Johannes Reuchlin (1455–1522), ist mit dem Südwestdeutschen Kammer-Orchester und dem Städtischen Sinfonie-Orchester der kulturelle Mittelpunkt der für Schmuck und Uhren weltbekannten „Goldstadt“, deren Kern im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurde.

Das Stadttheater ist aus dem um 1900 von Direktor Reuß geleiteten privaten „Viktoria-Theater“ hervorgegangen. Diese Schauspielbühne übernahm die Stadt 1935. Nach der völligen Zerstörung des Theaters am 23. Febr. 1945 begann der Theaterbetrieb schon im Dezember 1945 wieder, und zwar zunächst nur als Schauspiel-Kollektiv in einer Schulturnhalle des Stadtteils Brötzingen. Dieses Provisorium übernahm die Stadt im Oktober 1947 als Stadttheater.

Im September 1948 wurde das inzwischen in der Osterfeldschule eingerichtete Theater (394 Plätze) unter der Leitung von Intendant Erich Schudde mit Shakespeares „Ein Sommernachtstraum“ eröffnet. In der Folgezeit erlebten die Pforzheimer so interessante Aufführungen, daß ihr Stadttheater als „Avantgarde der Provinz“ berühmt wurde.

Nur einige besonders markante Theaterereignisse können hier genannt werden: die deutsche Erstaufführung der „Endstation Sehnsucht“ von Tennessee Williams im März 1950; „Trommeln in der Nacht“ von Bert

Brecht; „Die Lederköpfe“ von Georg Kaiser; „Der seidene Schuh“ von Paul Claudel.

Im Herbst 1962 wurde im Reuchlin-Haus ein Studio eingerichtet und mit Becketts „Warten auf Godot“ eröffnet; auch zwei Stücke Reuchlins wurden dort gegeben: die Satire „Sergius“ und die Komödie „Henno“ (1647), motivgleich mit der alten französischen Komödie „Maitre Pathelin“ (1466) und titelgleich mit Hans Sachs' Knittelvers-Schwank „Henno“ (1531). Im Bereich der Oper: die westdeutschen Erstaufführungen des „Sommernachtstraums“ von Benjamin Britten und „Heiratsantrag“ von Tschchow, Beethovens „Fidelio“ und als erstes Musical „My fair Lady“. Seit 10. Okt. 1969 besitzt das Stadttheater eine zweite Bühne: das „Podium“ mit 80 Plätzen.

Aus der Spielzeit 1983/84 sind zu nennen: die Komödie „Der Mitmacher“ von Dürrenmatt; die Offenbach-Operette „Orpheus in der Unterwelt“; das Musical „Das Wirtshaus im Spessart“, inszeniert von Hartmut H. Forche mit der Musik von Franz Grothe; Brecht „Der gute Mensch von Sezuan“; „Die ungarische Hochzeit“ von Nico Dostal.

Eigentümer und Rechtsträger des Theaters ist die Stadt Pforzheim; Zuschüsse leisten das Land Baden-Württemberg und die Landkreise Enz und Calw. Intendant ist Manfred Berber, Generalmusikdirektor Klaus Eisenmann, Oberspielleiter des Schauspiels Jan Friso Meyer und Ballettmeisterin ist Ingrid Burmeister.

Pforzheim ist die einzige deutsche Stadt, in der nach der Zerstörung 1945 immer noch in einem Provisorium gespielt wird. Der Theater-Neubau ist für 1987 in Aussicht gestellt.

Schwetzingen

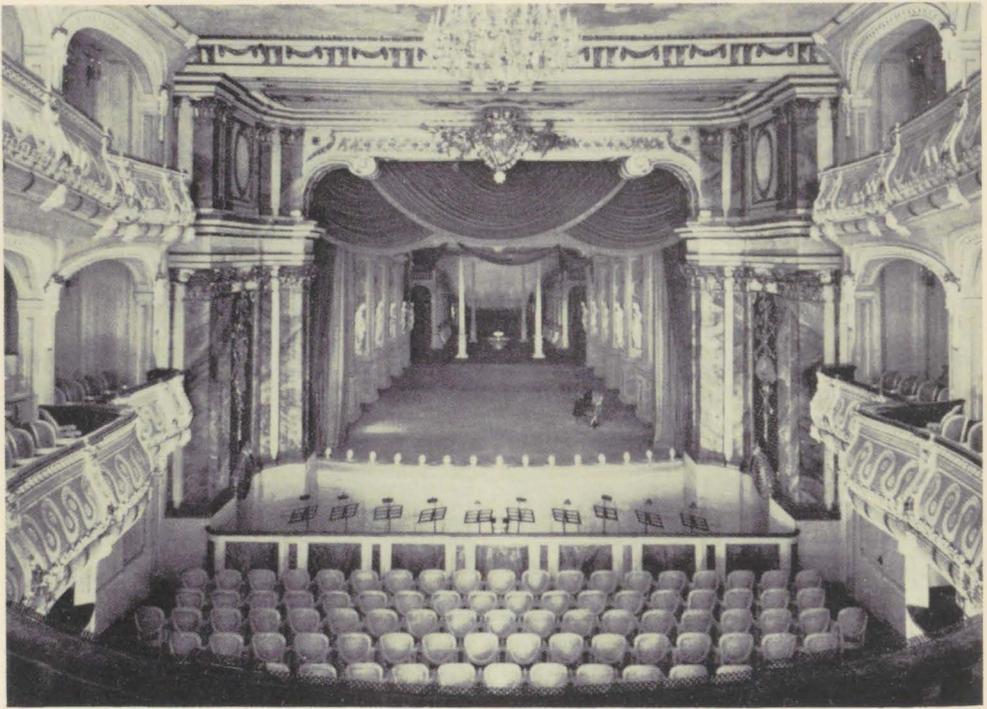
Das Rokoko-Theater im Schwetzinger Schloßgarten ist das einzige im Stil seiner Bauzeit von 1748 bis 1752 erhalten gebliebene Hoftheater Deutschlands. Es gehört zu den bezauberndsten Theatern Europas, obwohl dieses Juwel nicht so groß ist wie das

reizende Baden-Badener Theater oder das herrliche Cuvilliés-Theater in München. Aber in diesem kleinen, intimen Rokoko-Theater, das der kurfürstliche Mäzen Carl Theodor von seinem französischen Architekten Nicolas de Pigage (1723—1796) erbauen ließ, haben die Festspiele seit 1952 geradezu Heimat gefunden. Heimat in einem Theatergebäude, dessen Äußeres ganz unauffällig ist und nicht wie seine klassizistischen Nachfahren mit prunkvoller Gründer-Fassade Unentschlossene oder Neugierige anlockt.

In den Jahren 1971—1974 erfolgte eine Modernisierung des Bühnenhauses, der Bühnentechnik und des Zuschauerraumes sowie eine Erweiterung aller Nebenräume. Im Zuschauerraum stehen bei Schauspielen 528 Plätze, bei Opern und Balletten nur 466 Plätze zur Verfügung; bei den Konzerten in den Zirkelrangerien je 300—360 Plätze.

Ursprünglich hießen die Veranstaltungen „Festliche Operntage im Schwetzinger Schloß“. Sie wurden vom Süddeutschen Rundfunk durchgeführt und 1953 in „Schwetzinger Festspiele“ umbenannt. Von Mai bis Juni jedes Jahres bieten sie eine Fülle von Aufführungen, bei denen nicht nur Bühnen des Landes mitwirken, sondern auch Bühnen anderer Bundesländer und des Auslands. Verantwortlich für alle Veranstaltungen ist der Programmdirektor des SDR, Dr. Peter Kehm, unterstützt von seinem künstlerischen Beirat Willy Grüb. Eigentümer ist das Land Baden-Württemberg, Rechtsträger die Schwetzinger Festspiel-GmbH mit dem SDR Stuttgart, dem Rhein-Neckarkreis und der Stadt Schwetzingen als Gesellschafter.

Von allen Opern und Schauspielen, Balletten und Konzerten, die in den vergangenen 32 Jahren in Schwetzingen gegeben wurden, kann hier nur eine sehr begrenzte Auswahl getroffen werden: die Opern „Der Barbier von Sevilla“ von Paisiello, „Paris und Helena“ von Gluck, „The Fairy Queen“ von Purcell, „Signor Bruschino“ von Rossini; die Schauspiele „Der tolle Tag“ von Beaumarchais, „Die schlaue Witwe“ von Goldoni,



Schwetzingen, Theater von Nicolas de Pigage 1752. Erweitert 1762, 1971/74 in alten Formen mit moderner Bühnentechnik wiederbergestellt

„Undine“ von Giraudoux, „Die Lästerschule“ von Sheridan, „Monsieur de Pourceaugnac“ von Molière.

Die Festspielzeit 1983/84 hat gerade zwei Glanzpunkte gebracht: die Uraufführung der Oper „Ophelia“ am 2. Mai 84 durch die Deutsche Oper Berlin mit dem Libretto des Schweizers Herbert Meier und der Musik seines Landsmannes Rudolf Kelterborn, dirigiert von Arturo Tamayo und inszeniert von Hans Hollmann; ferner die bundesdeutsche Erstaufführung der Komödie „Der Rosenkavalier“ am 17. Mai 84 durch das Wiener Theater in der Josefstadt, nicht als Oper, sondern als Wiedergabe des Librettos von Hugo von Hofmannsthal, also nur auf das gesprochene Wort gestellt, in der Inszenierung von Rudolf Steinboeck.

Über die Opern-Aufführung schreibt Karlheinz Ebert in den BNN am 4. 5. 84: „Der

Titel „Ophelia“ signalisiert einerseits die Verbindung zu Shakespeares „Hamlet“, andererseits soll schon die Abgrenzung gegen das Vorbild verdeutlicht werden: nicht auf den Helden des Shakespeareschen Trauerspiels hat sich unser Interesse zu konzentrieren, sondern auf die ganz persönliche Tragödie des Opfers, der Ophelia. — So schälen sich denn vor allem die musikalisch besonders reich bedachten, vielfältige Empfindungen aufdeckenden ... Zwiesengesänge Hamlets und Ophelias als Höhepunkte heraus; ... von Hollmann inszeniert ... auf eine Weise, die dem Stück lebendigste Theaterwirkung abgewann; ... ein recht nachhaltig beeindruckender Versuch, aus dem alten Hamlet-Thema neue Einsichten zu gewinnen.“

Über die Schauspiel-Erstaufführung schreibt Gertrud Waldecker in den BNN am 21. 5. 84: „Das Herauslösen des Textes aus dem

betörenden Klangmantel öffnete neue Perspektiven . . . Man vergaß die Oper, obwohl Partitur-Text und Buch-Version nur wenig voneinander abweichen . . . Genauer als im Musik-Theater zeichnete Steinboeck ein graziöses Motiv der Komödie durch: das vom unbeständigen Mann und der lebensklugen Frau . . . das unvergleichlich zarte Schweben der Szenen zwischen Tränen und Lächeln.“

Villingen

Die Bühnen der nahezu 800 Jahre alten ehemaligen Reichsstadt Villingen (gegr. 1200), die der Belagerung im 30jährigen Krieg dank ihrer starken mittelalterlichen Mauern und Türme wacker standgehalten hat, haben ein modernes „Theater am Ring“ für Oper, Operette und Schauspiel mit 890 Plätzen und noch einen kleineren Saal für Studio-Aufführungen und Kammermusik-Konzerte mit 250 Plätzen.

Das Villingen Theater wurde 1937 gebaut und 1973 nach neuesten Gesichtspunkten der Bühnentechnik vorbildlich ausgebaut. Am 16. Dezember 1975 wurde es mit den Opern „Cavalleria rusticana“ von Mascagni und „Der Bajazzo“ von Leoncavallo durch ein Gastspiel des Badischen Staatstheaters Karlsruhe eröffnet.

Eigentümer und Rechtsträger ist die Doppelstadt Villingen-Schwenningen. Das Theater-Unternehmen, das kein festes Ensemble engagiert hat, erhält — im Zusammenhang mit der Institution „Städte-Oper-Südwest“ — Zuschüsse von der Landesregierung, dem Regierungspräsidium Freiburg und dem Landkreis Hochschwarzwald-Baar. Geschäftsführer ist Dr. Walter Eichner, Kulturreferent und Künstlerischer Leiter mit Regietätigkeit. Die Vorstellungen sind Gastspiel-Aufführungen durch Theater Baden-Württembergs und anderer Bundesländer sowie des Auslandes, z. B. aus Basel, New York, Paris, Prag, Zürich. Gleiches gilt für die

Konzerte — zusätzlich zu Konzerten ortsansässiger Orchester.

Das Franziskaner-Konzerthaus wurde 1978—1982 auf der Ruine einer ehemaligen Kirche mit Bundes- und Landesmitteln erbaut und am 17. September 1982 mit einem Konzert des Sinfonie-Orchesters des Südwestfunks Baden-Baden eröffnet.

In der Spielzeit 1983/84 fanden folgende Gastspiele statt: am 12. 10. 83: Beethovens „Fidelio“, Dirigent Klaus Eisenmann, Inszenierung Dr. Walter Eichner, durch das Stadttheater Pforzheim mit der Städte-Oper-Südwest; am 14. 10. 83: „Hair“ mit der Londoner Originalbesetzung, vermittelt durch die Schweizer SCALA-Theater-AG, Massagno; am 18. 1. 84: „Die schöne Helena“ von Offenbach in der Bearbeitung von Peter Hacks durch das Landestheater Württemberg-Hohenzollern; am 7. 5. 84: „Amadeus“ von Peter Shaffer, Regie Gerhard Klingenberg, Hauptrolle: Will Quadflieg, durch das EURO-STUDIO Titisee-Neustadt.

Weinheim

Das Theater der Stadt Weinheim, die seit dem 13. Jh. Stadtrecht besitzt und bis 1803 kurpfälzischer, dann badischer Nachbar des großen Theater-Konkurrenten Mannheim ist, wird seit 1949 von der Kultur-Gemeinde Weinheim (KGW) e.V. betrieben. In der Zeit von September bis Mai gastieren jedes Jahr namhafte Theater, z. B. 1983/84 Stadttheater Baden-Baden, Ernst-Deutsch-Theater Hamburg, Pfalztheater Kaiserslautern, Bühne '64 Zürich.

Eigentümer des Theaters mit 920 Plätzen, dessen Bühnenhaus 1962 umgebaut wurde, ist die Stadt Weinheim. Vorsitzender der Theater-Verwaltungsbehörde ist Dr. Helmut Pönisch, Geschäftsführerin Gesine Schmiedel. Das Theaterunternehmen wird durch Land und Stadt finanziell unterstützt. Rechtsträger ist die Kultur-Gemeinde Weinheim e.V. Der Spielplan bietet den rund 25 000 Abonnenten — das ist die Hälfte der Einwohner

Weinheims! — in der Spielzeit 1983/84 z. B. folgende Aufführungen: Anouilh „Antigone“, Calderon „Dame Kobold“, Cocteau „Der Doppeladler“, Hacks „Amphitryon“, Ibsen „Gespenster“, Molière „Der eingebildete Kranke“, Osborn „Blick zurück im Zorn“, Puccini „Tosca“, Schiller „Wallen-

stein“, Scribe „Das Glas Wasser“, Zeller „Der Vogelhändler“, Zuckmayer „Der Hauptmann von Köpenick“. Höhepunkt waren: Mozart „Die Zauberflöte“, Dürrenmatt „Die Physiker“, Kálmán „Die Csárdásfürstin“. Das ist in der Tat ein mit Sorgfalt und Fingerspitzengefühl aufgestelltes Programm!

Die Hochschulen im badischen Landesteil

Prof. Dr. Helmut Engler

Minister für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg

I.

Die Hochschullandschaft in Baden-Württemberg

„Baden-Württemberg ist ein ebenso hochschulreiches wie hochschulfreundliches Land“. Diese Feststellung, die der „Arbeitskreis Hochschulgesamtplan“ im Jahre 1967 traf, gilt auch heute noch: Der deutsche Südwesten besitzt nicht nur mit Heidelberg seit 1386 die älteste Universität und mit Karlsruhe seit 1825 die älteste Technische Hochschule in der Bundesrepublik Deutschland; er ist auch gekennzeichnet durch eine außerordentlich große „Hochschul-Dichte“. So entfallen nach dem Stand von 1982 von den 234 selbständigen Hochschulen im Bundesgebiet allein 61 auf das Land Baden-Württemberg.

Die baden-württembergische Hochschullandschaft ist zunächst geprägt durch die traditionsreichen Universitäten in Heidelberg, Tübingen und Freiburg. Diese Hochschulen sind historisch gewachsen, die Standorte haben ihre heutige Bedeutung zu einem wesentlichen Teil auch ihren Universitäten zu verdanken. Demgegenüber waren die Hochschulen in den drei großen wirtschaftlichen und politischen Zentren des Landes ursprünglich auf bestimmte Bereiche beschränkt: In Stuttgart gibt es eine technische und — am Rande der Stadt in Hohenheim — eine landwirtschaftliche Universität. Karlsruhe hat eine technische Universität, und in Mannheim ist eine Wirtschaftsuniversität zu

Hause. Hinzu kommen die Neugründungen in Ulm und Konstanz. Neben den so skizzierten und im Prinzip dezentral geordneten Universitäten entstanden die Lehrerbildungsstätten, die Ingenieurschulen und eine Vielzahl von Spezialakademien, die heutigen Pädagogischen Hochschulen, Fachhochschulen, Kunstakademien und Musikhochschulen, die ebenfalls über das ganze Land verteilt sind und seit dem 19. Jahrhundert die geistige und die wirtschaftliche Entwicklung mitgestaltet haben. Ergänzt wird dieses Bild durch die Berufsakademien, die innerhalb des tertiären Bildungsbereichs, jedoch außerhalb der Hochschulen, im Jahre 1974 ihre Tätigkeit aufgenommen haben.

An dieser „Hochschullandschaft“ ist der badische Landesteil, der nach der Gebietsreform im Jahre 1973 durch die Regierungsbezirke Karlsruhe und Freiburg gebildet wird, überproportional beteiligt. Heute zählen wir hier 5 Universitäten (zu denen noch die private Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg hinzukommt), ebenfalls 5 Kunstakademien und Musikhochschulen, 3 Pädagogische Hochschulen (ohne die mit Ablauf des 31. März 1984 aufgelöste Pädagogische Hochschule Lörrach), 16 Fachhochschulen und schließlich 5 Berufsakademien.

Im Wintersemester 1983/84 waren an diesen Hochschulen insgesamt 103 963 Studenten immatrikuliert. Wie die untenstehende tabellarische Aufstellung zeigt, sind das knapp 58% der Studenten in Baden-Württemberg,

bei einem Bevölkerungsanteil der Regierungsbezirke Karlsruhe und Freiburg von etwas über 46%. Die Universitäten sind mit 62%, die Kunstakademien und Musikhochschulen mit 57%, die Pädagogischen Hochschulen mit 49% und die Fachhochschulen mit 47% beteiligt. Auch die badischen Berufsakademien sind mit einem Studentenanteil von 49% überproportional vertreten.

II.

Die Hochschulen und Berufsakademien im badischen Landesteil

1. Universitäten

Der badische Landesteil hat in das Land Baden-Württemberg die traditionsreichen Universitäten Freiburg und Heidelberg eingebracht, dazu die im 19./20. Jahrhundert — als zunächst wirtschaftsbezogene Hochschulen — gegründeten Universitäten Karlsruhe und Mannheim. Mit der Universität Konstanz hat das Land im Jahre 1966 eine der beiden Neugründungen in Baden-Württemberg eröffnet. Jede dieser Hochschulen hat ihr eigenes Profil.

Die 1457 gegründete **Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau**, 1805 mit den vorderösterreichischen Gebieten an Baden gefallen, hat in den Wissenschaftsgebieten der Katholischen Theologie, der Philologien und der Rechtswissenschaft eine Tradition von mehr als 500 Jahren.

In den Philosophischen Fakultäten hat Freiburg in den letzten Jahrzehnten des Hochschulausbaus das volle Fächerspektrum der Geisteswissenschaften entwickelt. In verschiedenen Bereichen besteht eine enge Zusammenarbeit mit dem Alemannischen Institut Freiburg e. V.; dieses ist seit nunmehr einem halben Jahrhundert ein Kristallisationspunkt für die Erforschung der Geschichte und der Landeskunde im schwäbisch-alemannischen Raum, auch über die Grenzen der Bundesrepublik Deutschland hinaus. Aus der Vielzahl der Forschungsprojekte der Universität ist unter landeskundlichen

Aspekten vor allem auf den Südwestdeutschen Sprachatlas und das Badische Wörterbuch hinzuweisen.

Die Forstwirtschaftliche Fakultät ist eines der drei in der Bundesrepublik Deutschland bestehenden universitären Zentren dieser Wissenschaft; zusammen mit der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg in Freiburg widmet sich die Forstfakultät dem aktuellen Problem der Schädigung der Wälder durch Umwelteinflüsse.

Der Bereich der Naturwissenschaften ist gegliedert in die Fakultäten für Mathematik, für Physik, für Chemie und Pharmazie, für Biologie und für Geowissenschaften. Schwerpunkte der naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschung spiegeln sich vor allem in den Sonderforschungsbereichen wider: „Medizinische Virologie“, „Hirnforschung“, „Biologische Signalreaktionsketten“, „Funktion durch Organisation in makromolekularen Systemen“ und „Klinische Hepatologie“.

Enge Beziehungen bestehen zwischen der Fakultät für Mathematik und dem Mathematischen Forschungsinstitut in Oberwolfach, das vor 40 Jahren aus der Universität Freiburg gegründet wurde und inzwischen, durch Freiburger Gelehrte geleitet, zu einem internationalen Tagungs- und Forschungszentrum für Mathematik geworden ist.

Eine besonders stürmische Entwicklung hat die Medizinische Fakultät hinter sich. Nach dem Wiederaufbau des im Krieg weitgehend zerstörten Klinikums ist es ihr in zäher Aufbauarbeit gelungen, auf breiter Front wieder den Anschluß an die internationale Forschung zu gewinnen und die Ausbildungslast für eine inzwischen vervielfachte Studentenzahl zu tragen. Vor allem aber hat die Entwicklung der Medizin in dieser Zeit zu einer früher schwer vorstellbaren Bedeutung der Universitätskliniken als Zentren der Krankenversorgung geführt. Mit ihren fast 2000 Betten, über 4000 Bediensteten, über 200 000 Patienten in jedem Jahr und einem jährlichen

Aufwand von über 300 Millionen Mark sind sie nicht nur zu wirtschaftlichen Großbetrieben, sondern auch zur bedeutendsten Einrichtung für die Versorgung kranker Menschen im gesamten südbadischen Raum — und darüber hinaus — geworden.

Die **Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg** ist mit Gründungsdatum 1386 die älteste Universität auf dem Boden der Bundesrepublik Deutschland. Sie ist benannt nach ihrem Gründer, Pfalzgraf Ruprecht I., und dem badischen Markgrafen und späteren Großherzog Carl Friedrich, der ihr im Jahre 1803 die damals bedrohte Weiterexistenz sicherte und sie in den folgenden Jahren besonders förderte. Nachdem die Universität mit Gebieten der Kurpfalz an das Großherzogtum Baden gelangt war, erlebte sie im 19. Jahrhundert eine besondere Blüte, insbesondere in der Rechtswissenschaft, in der Medizin und mit ihrem Philologischen Seminar.

Stets war Heidelberg ein besonderes Zentrum geisteswissenschaftlicher Forschung. Leistungen auf dem Gebiet der Philosophie und der Theologie, der Sprach-, der Rechts- und der Verhaltenswissenschaften ragen heraus. Aus dieser Tradition kommt auch heute den Geisteswissenschaften besondere Bedeutung zu, die durch die Arbeit namhafter Forscher und Projektgruppen hervorgehoben wird. Interdisziplinäre Untersuchungen zum kulturgeographischen Raum Südasiens betreibt — um nur ein Beispiel zu nennen — das Südasiens-Institut der Universität.

Zu einem Schwerpunkt im Bereich der Rechtswissenschaften zählen neben dem ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht konvergierende Fragestellungen der rechtlichen Organisation unternehmerischen Wettbewerbs. In der evangelischen Theologie, gerade in Heidelberg traditionsreich, stellen Forschungen zur Sozialgeschichte der Bibel und zur Sozialethik Schwerpunkte dar.

Neben traditioneller geisteswissenschaftlicher Arbeit haben sich wissenschaftliche Schwerpunkte in der Medizin und in den

Naturwissenschaften gebildet. Die Bedeutung der Forschungsarbeit in der Klinischen und in der Theoretischen Medizin spiegelt sich in der Einrichtung von drei Sonderforschungsbereichen. In der Krebsforschung besteht dabei eine enge Zusammenarbeit mit dem Deutschen Krebsforschungszentrum, das mit einem Jahresetat von über 90 Millionen Mark sowohl Grundlagenforschung wie auch in Kooperation mit dem Universitätsklinikum klinische angewandte Forschung auf dem Gebiet der Krebserkrankungen betreibt. Im Bereich der Psychiatrie besteht eine enge Zusammenarbeit und personale Verflechtung mit dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim, das als Forschungseinrichtung der Weltgesundheitsorganisation auch international in hohem Ansehen steht und zugleich einen wichtigen Beitrag zu einer modernen psychiatrischen Versorgung der Region leistet.

In die Forschungsarbeit der Universität Heidelberg ist auch das Städtische Klinikum Mannheim einbezogen, dessen leitende Ärzte zugleich Mitglieder einer eigenen „Fakultät für Klinische Medizin Mannheim“ der Universität Heidelberg sind. Die städtischen Krankenanstalten stehen auf vertraglicher Basis zu universitären Zwecken zur Verfügung, wobei die Kosten für Forschung und Lehre von der Universität Heidelberg und damit vom Land übernommen werden. Das Land erstellt derzeit auf dem Gelände der Stadt Mannheim einen Klinikneubau mit Gesamtkosten von rund 180 Millionen Mark. Der Neubau wird nach seiner Fertigstellung — voraussichtlich Ende 1986 — in den Gesamtbetrieb des Klinikums Mannheim eingegliedert werden; er wird dann mit seinen insgesamt 312 Betten der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim für die Bereiche Augenkrankheiten, Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, Frauenheilkunde und Allgemeine Chirurgie zur Verfügung stehen.

Das Universitätsklinikum Heidelberg ist nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Krankenversorgung eine bedeutende

Einrichtung. Mit über 1800 Betten, etwa 4400 Bediensteten, über 200 000 Patienten in jedem Jahr und einem jährlichen Aufwand von insgesamt 400 Millionen Mark stellt es einen der großen Wirtschaftsbetriebe der Region dar.

In den Naturwissenschaften ist die Bedeutung der Universität Heidelberg gerade in den letzten Jahren in besonderem Maße sichtbar geworden. Für das Forschungsgebiet der Gentechnologie wird — im Neuenheimer Feld — das „Zentrum für Molekulare Biologie Heidelberg“ aufgebaut. In der Physik arbeiten Wissenschaftler der Universität an der vom Bundesministerium für Forschung und Technologie finanzierten Verbundforschung mit, die zur Zusammenarbeit mit bedeutenden nationalen und internationalen Forschungseinrichtungen führt. In der Astrophysik ist ebenso wie in der Angewandten Mathematik ein Schwerpunkt durch Bildung eines Sonderforschungsbereichs gesetzt worden.

Ein ganz anderes Fächerspektrum als die beiden beschriebenen „klassischen“ Universitäten hat die **Universität Fridericiana Karlsruhe**. Im Jahre 1825 hat ein großherzoglicher Erlaß die Einrichtung dieser „Polytechnischen Schule“ formell ausgesprochen, nach dem Vorbild der 30 Jahre älteren Ecole Polytechnique in Paris und — zunächst — als einen Zusammenschluß von Weinbrenners Architekturschule und Tullas Bauschule. Die damals eingerichteten Abteilungen für Architektur, für Bauingenieurwesen, für Maschinenbau und — seit dem Ende des 19. Jahrhunderts — für Elektrotechnik wurden zu Zentren wissenschaftlicher Arbeit zum Nutzen der modernen Industrie in Deutschland. Der wissenschaftlich betriebene Maschinenbau hat in dem Karlsruher Professor Ferdinand Redtenbacher seinen Begründer; der Karlsruher Professor Franz Grashoff hat den „Verein Deutscher Ingenieure“ mitbegründet.

Die Chemie und die chemische Technologie in Deutschland hatten in den Karlsruher

Chemikern Weltzien, Meyer, Engler und Bunte schon im 19. Jahrhundert Pioniere mit bleibenden Forschungsleistungen. Der Weg von der Dampfmaschine zum Computer sah Wissenschaftler der Universität Karlsruhe immer wieder an der Spitze wissenschaftlicher Erkenntnisse. Heute hat die Universität Karlsruhe in der Kernphysik — in Zusammenarbeit mit dem Karlsruher Kernforschungszentrum —, im Bauingenieurwesen, im Chemieingenieurwesen und in der Informatik besonders ausgebaute Forschungsschwerpunkte.

Insbesondere die Fakultät für Informatik wurde im vergangenen Jahrzehnt in einer Weise ausgebaut, die — jedenfalls in der Bundesrepublik — beispielhaft geworden ist. Diese Wissenschaftsdisziplin ist heute für fast alle Gebiete der Wissenschaft — und auch des täglichen Lebens — zu einer unentbehrlichen Grundlage geworden. Kein Industriezweig kann, will er international konkurrenzfähig bleiben, auf die rasch voranschreitenden Erkenntnisse über den Computer und seine Anwendungen verzichten. So ist es kein Zufall, daß aus dieser Disziplin der Gedanke des Technologietransfers — von der Wissenschaft in die Wirtschaft — einen neuen Aufschwung genommen hat. Im Fabrikareal der früheren Singer-Fabrik werden seit dem Jahre 1983 das „Forschungszentrum Informatik“ und die „Technologie-Fabrik Karlsruhe“ eingerichtet.

In der Technologie-Fabrik erhalten junge Wissenschaftler aus der Universität Karlsruhe die Gelegenheit, mit einer Forschungs-idee neue Produkte zu entwickeln. Für solche Unternehmen werden Fabrikationsräume, Infrastruktur und Organisationsberatung für die Jahre der Startphase zur Verfügung gestellt; nach erfolgreichem Start sollen die Unternehmer andere, eigene Standorte beziehen. Von der Gruppierung technologieorientierter Unternehmen um einen großen „Technologiegeber“, wie es die „Fridericiana“ seit eineinhalb Jahrhunderten ist, soll — nach amerikanischen Vorbildern — eine

stimulierende Wirkung auf Entwicklung und Umsetzung neuer Technologien in Deutschland ausgehen. Die Universität Karlsruhe kann durch diese Technologie-Fabrik an die Traditionen anknüpfen, die ihre Begründer und ihre Professoren seit Anbeginn für die Wirtschaft und für unser Land im Technologietransfer aufgebaut haben; schließlich haben Karlsruher Professoren schon im vergangenen Jahrhundert mit der Rheinkorrektur und mit der Schwarzwaldbahn, mit den chemischen Forschungen für die Badische Anilin- und Sodafabrik und mit den Entdeckungen zur elektrischen Schwingungslehre technologische Entwicklungen zur Anwendung gebracht, die für unser Land und für unsere Industriegesellschaft grundlegend waren und die der Technischen Hochschule in der badischen Landeshauptstadt einen weltweiten Ruf eingebracht haben.

Ein Kind unseres Jahrhunderts ist die **Universität Mannheim**. Gemeinsame Initiativen von Kaufmannschaft und Stadt hatten diese „Handelshochschule“ im Jahre 1907 ins Leben gerufen. In dem Heidelberger Nationalökonom Eberhard Gothein fand die Handelshochschule einen Gründer von hohem Ansehen, der von Anfang an den Ruf dieser Hochschule auch in der Welt der Wissenschaft gesichert hat. Die Ausbildung und Fortbildung von Kaufleuten und Handelslehrern, zunächst in dem Wirtschaftszentrum Mannheim, war die erste Aufgabe dieser Hochschule. Die Forschungsarbeiten der Mannheimer Professoren hatten seit jeher in diesen Fachgebieten ihren Schwerpunkt. Die Betriebswirtschaftslehre und die Volkswirtschaft waren die Kerndisziplinen auch in der Forschung, die „Hilfswissenschaften“ dieser Fächer wurden parallel entwickelt bis zu den heute eigenständigen Fakultäten für Rechtswissenschaft, für Sozialwissenschaften, für Sprach- und Literaturwissenschaft, für Philosophie, Psychologie und Erziehungswissenschaft, für Geschichte und Geographie, für Mathematik und Informatik. Diese vielfältigen Fachgebiete bezeichnen die Spannweite

der Forschung an der heutigen Universität Mannheim.

Die jüngste Universität im badischen Landesteil, die **Universität Konstanz**, ist seit dem Jahre 1966 als eine Universität mit begrenztem Fächerspektrum und mit besonderen Forschungsschwerpunkten aufgebaut worden. Diese Gründungsidee hat sich in einer besonders fruchtbaren interdisziplinären Zusammenarbeit bewährt; in den kaum zwei Jahrzehnten ihres Bestehens hat die Universität Konstanz auf vielerlei Fachgebieten durch besondere Forschungserfolge internationale Anerkennung erworben.

Die literaturwissenschaftliche „Konstanzer Schule“ hat weltweite Anerkennung gefunden. In der Sprachwissenschaft besteht ein Sonderforschungsbereich, der sich mit der Grammatik und sprachlichen Prozessen beschäftigt und der seit 1974 durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördert wird. Die Konstanzer Philosophie hat mit ihren Beiträgen zur Wissenschaftstheorie eine hohe Reputation erworben. In der Biologie ist seit 1972 ein Sonderforschungsbereich zur Zellforschung eingerichtet; neben der gewässerkundlichen Erforschung des Bodensees setzen sich Konstanzer Naturwissenschaftler intensiv auch mit Umweltproblemen auseinander. Die Konstanzer Physik hat in der Festkörperphysik und in der Entwicklung alternativer Energien ihre Schwerpunkte. Der reichen kulturellen Vergangenheit des Bodenseeraums, den internationalen Wirtschaftsbeziehungen, der Rechtsatsachenforschung, der Informationswissenschaft und der Klinischen Psychologie (in Zusammenarbeit mit dem Landeskrankenhaus Reichenau) gelten weitere wichtige Forschungsarbeiten in den Fakultäten der Universität Konstanz. Mit der Gründung der **Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg**, die im Jahre 1979 ihren Lehrbetrieb aufgenommen hat, wurde die erste Hochschule dieser Art im deutschsprachigen Raum nach dem 2. Weltkrieg eröffnet.

Träger der Hochschule ist der Zentralrat der Juden in Deutschland, der sich die Unterhaltungskosten mit allen Ländern und dem Bund teilt. In der Satzung der Hochschule ist festgelegt, daß sie der Pflege und Entwicklung der jüdischen Geisteswissenschaften dient.

Sie bereitet auf alle beruflichen Tätigkeiten in der jüdischen Gemeinschaft vor, die die Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden erfordern, vor allem auf religiöse Aufgaben.

2. Pädagogische Hochschulen

Die Entwicklung zu den heutigen Pädagogischen Hochschulen war sehr uneinheitlich. Im 19. Jahrhundert wurden die Rekrutierung und die Ausbildung der Volksschullehrer, die bis dahin den Kirchen und den Kommunen oblag, unter staatliche Aufsicht und Leitung genommen. Zunächst wurden 1768 in Karlsruhe ein „Schul-Seminarium“, 1773 in Freiburg eine „Normalschule“ zur Lehrerausbildung und 1904 in Heidelberg „Vorseminkurse“ eingerichtet, die im Jahre 1928 in Freiburg und Heidelberg und im Jahre 1936 in Karlsruhe in die sogenannten „Lehrerbildungsanstalten“ übergeführt wurden. Erst das Gesetz über die Ausbildung der Volksschullehrer vom 21. Juli 1958 sah in Baden-Württemberg eine einheitliche Lehrerausbildung vor; im Jahre 1962 wurden die Pädagogischen Hochschulen Freiburg, Heidelberg und Karlsruhe gegründet.

Durch Gesetz vom 26. Juli 1971 erhielten die Pädagogischen Hochschulen die zusätzlichen Aufgaben der pädagogischen Forschung und der Einrichtung von Diplomstudiengängen im Bereich der Erziehungswissenschaft und die Rechtsstellung von wissenschaftlichen Hochschulen. Das Gesetz über die Pädagogischen Hochschulen im Lande Baden-Württemberg vom 22. November 1977 brachte den Pädagogischen Hochschulen das Promotionsrecht auf dem Gebiet der Erziehungswissenschaft und der auf die Schule bezogenen Didaktik der Fächer. Das

Promotionsrecht wird gemeinsam mit einer Universität des Landes Baden-Württemberg ausgeübt.

An der **Pädagogischen Hochschule Freiburg** sind neben den Studiengängen für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen und Realschulen auch Diplomstudiengänge für Schulpädagogik, Erwachsenenbildung, Sozialpädagogik und Medienpädagogik eingerichtet. Die Fachbereiche der Pädagogischen Hochschule Freiburg als Grundeinheiten der Lehre und Forschung werden unterstützt durch ein Audiovisuelles Zentrum, eine Forschungsstelle, ein EDV- und ein Sprachdidaktisches Zentrum. Die Hochschule entspricht damit den Anforderungen, die neue Entwicklungen insbesondere auf dem Medien- und Informationssektor an das Bildungssystem heranzutragen. Der Lehrerausbildung kommt hierbei eine wichtige Vermittlerrolle zu, da die zukünftigen Lehrer mit den Grundlagen der Datenverarbeitung und Informatik vertraut gemacht werden müssen und die verantwortungsvolle Umsetzung der neuen Möglichkeiten in Unterricht und Schule eine ihrer zukünftigen Aufgaben darstellt. In einem ersten Schritt hat die Pädagogische Hochschule Freiburg diesen zukünftigen Notwendigkeiten durch die Einrichtung eines Erweiterungsstudiums „Datenverarbeitung/Informatik“ Rechnung getragen.

Die **Pädagogische Hochschule Heidelberg** bietet neben der Ausbildung zu Grund- und Hauptschullehrern und zu Realschullehrern auch ein Aufbaustudium für das Lehramt an Sonderschulen an, das in die Fachrichtungen Blinden- und Sehbehindertenpädagogik, Gehörlosen- und Schwerhörigenpädagogik sowie Geistigbehinderten-, Lernbehinderten- und Sprachbehindertenpädagogik gegliedert ist. Ferner wurde ein Diplom-Aufbaustudiengang in Erziehungswissenschaft mit den Studienrichtungen Schulpädagogik und Sonderpädagogik eingerichtet.

Außer der Hochschulbibliothek sind an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg derzeit zwei zentrale Einrichtungen vorhanden,

das Audiovisuelle Zentrum und das Institut für Weiterbildung. Beim Fachbereich Sonderpädagogik befindet sich schließlich als wissenschaftliche Einrichtung die „Forschungsstelle für angewandte Sprachwissenschaft zur Rehabilitation Behinderter“.

Auch an der **Pädagogischen Hochschule Karlsruhe** werden neben der Ausbildung zum Lehrern an Grund- und Hauptschulen und Realschulen, bei der der schulpraktischen Ausbildung besonderes Gewicht beigemessen wird („Schulpraxis-Semester“ als Modellversuch in Baden-Württemberg), Diplom-Aufbaustudiengänge angeboten, die ein vertieftes Eindringen in pädagogische Fragestellungen erlauben. Der Ausländerpädagogik wird in einem eigenen Diplom-Aufbaustudiengang besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Schließlich soll noch auf die **Pädagogische Hochschule Lörrach** hingewiesen werden, die im Jahre 1966, in der Zeit des großen Lehrermangels in Baden-Württemberg, gegründet wurde. Die Pädagogische Hochschule Lörrach erlebte ihren Höhepunkt Mitte der Siebzigerjahre. Im Vergleich zu den anderen Pädagogischen Hochschulen blieb sie jedoch stets die kleinste Einrichtung; sie verfügte auch nicht über ein landeseigenes Gebäude. Es war deshalb politisch folgerichtig, daß angesichts der stark rückläufigen Schülerzahlen und der schlechten Berufsaussichten der Lehramtsbewerber die Pädagogische Hochschule Lörrach nach einem Beschluß des Landtags vom 27. November 1980 mit Ablauf des 31. März 1984 geschlossen wurde.

3. Musik- und Kunsthochschulen

Musikhochschulen sind im Vergleich zu den Universitäten junge Einrichtungen. In früheren Jahrhunderten wurde der Musikunterricht ohne institutionelle Verfestigung erteilt. Erst zum Beginn des 19. Jahrhunderts, als sich eine breite bürgerliche Musikkultur entwickelte, entstand das Bedürfnis nach eigenen musikalischen Ausbildungsstätten.

Auch in Baden wurden Konservatorien gegründet, nämlich in Karlsruhe und in Mannheim. In beiden Fällen wurden Liebhaber- und Berufsmusiker innerhalb derselben Einrichtung ausgebildet. Beide Konservatorien wurden später Hochschulen und sind schließlich im Jahr 1971 vom Land Baden-Württemberg als Staatliche Musikhochschulen übernommen worden. Im Falle Mannheim kam noch die Ausbildungsstätte Heidelberg hinzu, die auf eine private, staatlich anerkannte Vorgängereinrichtung zurückgeht. In Freiburg haben sich nach dem 2. Weltkrieg eine Reihe von Musikern, die meist aus der berühmten Berliner Musikhochschule stammten, zusammengefunden und den Plan einer Hochschulgründung ins Werk gesetzt. Nach einer kurzen Übergangsphase in städtischer Regie wurde diese Hochschule vom damaligen Land Baden übernommen. Auch die Entstehung der Staatlichen Hochschule für Musik Trossingen hängt mit den Kriegereignissen zusammen. Die Bombenangriffe auf die Großstädte führten zur Schließung einer Reihe von Ausbildungsstätten, darunter Stuttgart, Heidelberg und Mannheim. Die verbleibenden Lehrer und Studenten wurden nach Trossingen evakuiert. Das dortige Provisorium dauerte nur kurze Zeit, aber nach 1945 wurde der Gedanke einer Musikhochschule an diesem Ort wieder aufgegriffen.

Die Hochschulgesetzgebung hat diesen Einrichtungen den Rang von Staatlichen Musikhochschulen zugewiesen. Sie alle haben neben ihrer Aufgabe, den künstlerischen Nachwuchs für die musikalischen Berufe heranzubilden, auch die Funktion eines Kulturinstituts.

Die **Musikhochschule Freiburg** genießt hohes internationales Ansehen. Dementsprechend beträgt der Anteil der Ausländer über 25% an der Zahl der Studenten. Ein Neubau für die Hochschule wurde im Juni 1984 eingeweiht. Er enthält neben zahlreichen Räumen für den Einzelunterricht und die Kammermusik auch einen Orchesterprobenraum und

einen Konzertsaal für etwa 600 Zuhörer. Angeschlossen ist ferner eine Bühne mit den notwendigen technischen Einrichtungen für die szenische Arbeit.

Die **Musikhochschule Heidelberg-Mannheim** hat aus ihrer städtischen Tradition die Zusammenarbeit mit dem Nationaltheater und seinem Orchester bewahrt; die Ausbildung für die Orchesterfächer und die praktische Orchesterarbeit sind ein Schwerpunkt der Hochschule. Darüber hinaus gibt es dort eine Akademie des Tanzes, die derzeit einen erfreulichen Aufschwung nimmt.

Die **Musikhochschule Karlsruhe** betreibt die herkömmliche Ausbildung in den Instrumentalfächern und im Gesang. Auch hier hat die Übernahme durch das Land zu einer Verstärkung des Lehrkörpers und zu einer erheblichen Steigerung der Studentenzahl geführt. Ansätze zur Zusammenarbeit mit dem Badischen Staatstheater werden der szenischen Ausbildung an der Hochschule zuteilkommen, da die Ausbildung des Theater Nachwuchses auf frühzeitige praktische Erfahrung und Theaterkontakte angewiesen ist. Ein weiterer Schwerpunkt dieser Hochschule ist die Pflege der Neuen Musik. Die Hochschule wird gerade diesen Sektor weiter ausbauen und eigens ein Ensemble für Neue Musik als „Instrument“ der junger Komponisten heranziehen.

Die **Musikhochschule Trossingen** hat einen atypischen Standort. Während üblicherweise Musikhochschulen in Großstädten zu finden sind, wo sie mit anderen kulturellen Einrichtungen zusammenwirken können, ist es in Trossingen und seiner Umgebung gerade die Musikhochschule, die dem kulturellen Leben Impulse gibt. Die Studenten erhalten in besonderem Maße Gelegenheit, Podiumserfahrung zu sammeln und Konzertroutine zu gewinnen. Eine spezifische regionale Aufgabe besteht im Aufspüren von Talenten, die sonst keine Gelegenheit zur Entfaltung bekämen, insbesondere im Bereich der Blasinstrumente. Die Aufzählung macht deutlich, daß das Netz der Musikhochschulen im badischen

Landesteil außerordentlich dicht ist. Baden-Württemberg stellt allein 5 der 16 Musikhochschulen, die es in der Bundesrepublik gibt.

Die **Staatliche Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe** geht zurück auf die 1854 gegründete Großherzogliche Kunstschule. Die Karlsruher Akademie ist die kleinere der beiden Hochschulen der Bildenden Künste des Landes Baden-Württemberg. Sie hat ihr Angebot nach dem 2. Weltkrieg konsequent auf das Studium der Malerei, der Bildhauerei und auf die Ausbildung für das künstlerische Lehramt beschränkt.

Die Akademie Karlsruhe hat sich nach ihrer Gründung des besonderen Interesses des Großherzoglichen Hauses erfreut. Ein spezifisches Gepräge entwickelte sie als Hochschule der „malerischen Malerei“. Will man die „Karlsruher Schule“ charakterisieren, so ist vor allem auf die virtuose und kühne Farbbehandlung hinzuweisen.

Die Hochschule hatte in ihrer Geschichte viele Glanzpunkte. Der Hinweis auf den aus der Romantik kommenden Naturalisten Hans Thoma darf nicht fehlen. In den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts war die Karlsruher Akademie Ausgangspunkt der „Neuen Sachlichkeit“ mit Namen wie Karl Hubbuch, Wilhelm Schnarrenberger und Georg Scholz. Der Expressionismus war mit Erich Heckel, die gegenstandslose Kunst in neuerer Zeit durch Georg Meistermann vertreten.

Zu Beginn der Achtzigerjahre entstand in Karlsruhe mit den „Jungen Wilden“ ein Zentrum der neuen expressiven Malerei in Deutschland, die als einzige Kunstrichtung nach dem Kriege von Deutschland ausgehend internationale Bedeutung erlangte.

4. Fachhochschulen

Fachhochschulen bestehen in ihrer jetzigen Form seit Erlass des Fachhochschulgesetzes vom 1. Oktober 1971. Der Typ der Fachhochschule setzt die bewährte und angese-

hene Tradition der Ingenieurschulen und der Höheren Fachschulen für Wirtschaft, Sozialwesen und Gestaltung fort, deren Absolventen sich seit Jahrzehnten in Gewerbe, Industrie und Handel weit über den engeren Kreis unseres Landes hinaus als treibende und tragende Kräfte der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung erwiesen haben.

Mit der Eingliederung in den Hochschulbereich wurde der hohe Leistungsstand dieser Ausbildungsstätten anerkannt und bestätigt; ihr Charakteristikum ist nach wie vor die enge Verbindung von anspruchsvollem theoretischem Studieninhalt mit dem notwendigen soliden Praxisbezug. Die den Fachhochschulen eigene Atmosphäre der auf Anwendung bezogenen Wissenschaftlichkeit beruht ganz wesentlich darauf, daß der Lehrkörper aus einem wissenschaftlich qualifizierten Personenkreis mit langjähriger verantwortlicher Tätigkeit in Industrie, Wirtschaft und Verwaltung berufen wird.

Die technischen Fachhochschulen

Keimzelle der heutigen **Fachhochschule Furtwangen** war die 1850 gegründete Großherzogliche Uhrmacherschule, die der Ausbildung von Fachkräften der Uhrenindustrie im badischen Raum diente. Das weithin bekannte Uhrenmuseum in Furtwangen erinnert noch heute an diese Tradition. Parallel zur industriellen Entwicklung in der umliegenden Region wurden Schritt für Schritt neue Studiengänge, zum Teil erstmalig im Fachhochschulbereich, eingerichtet. So kamen zur traditionellen Feinwerktechnik die Elektronik, die Informatik und seit dem Wintersemester 1982/83 der Studiengang Product-Engineering hinzu. Fachliche Schwerpunkte liegen auf den Gebieten Mikrocomputertechnik, Meß- und Regelungstechnik, Uhrentechnik, Datenverarbeitung und Mikroelektronik.

Die **Fachhochschule Karlsruhe** ist aus der im Jahre 1878 gegründeten Großherzoglichen

Badischen Baugewerkeschule hervorgegangen. Im Jahre 1919 wurde diese Ausbildungsstätte in „Badische Höhere Technische Lehranstalt (Staatstechnikum)“ umbenannt. Die Fachhochschule Karlsruhe ist nicht nur die nach der Zahl der Studenten und Professoren größte Fachhochschule in Baden-Württemberg, sie weist auch das breiteste Fächerspektrum auf — es reicht von Architektur und Elektrotechnik über Informatik, Kartographie und Maschinenbau bis zum Wirtschaftsingenieurwesen.

Besondere Schwerpunkte, die auch in die Region hineinwirken, haben sich als Hochschulinstiute herausgebildet, so die Baustoffprüfstelle, die Versuchsanstalt für Wasserbau, das Institut für Photogrammetrie und Kartographie, das Institut für Rationelle Energieanwendung und das Institut für Vermessungswesen. Zu nennen sind auch das modern ausgestattete Rechenzentrum und die in Entwicklung begriffenen Schwerpunkte „Industrie-Elektronik“ und „Computerunterstütztes Konstruieren und Fertigen“. Zu erwähnen ist schließlich, daß die Fachhochschule Karlsruhe einen wichtigen Beitrag zur Exportförderung durch ihre Beteiligung an dem in den „Seminaren für Exportförderung“ angebotenen Kontaktstudium leistet.

Die Vorgängerinstitution der **Fachhochschule Konstanz**, das Technikum Konstanz, wurde im Jahre 1906 von Ingenieur Alfred Wachtel als private Lehranstalt gegründet. Intensive Kontakte der Fachhochschule Konstanz zur regionalen Industrie sind schon seit Jahren durch die Laboratorien der Fachhochschule gegeben, deren Einrichtungen auch für den externen Gebrauch eingesetzt werden. Hier sind besonders die öffentliche Baustoffprüfstelle, die Schweißtechnik, die Werkstoffprüfung und die Kraftfahrzeugtechnik zu nennen. Aber auch andere Laboratorien des Maschinenbaus und der Elektrotechnik sind schon lange im Rahmen der „Steinbeis-Stiftung für Wirtschaftsförderung“ beratend für Handwerk und Industrie

tätig. Der Fachhochschule ist ein Ausländerstudienkolleg angegliedert, an dem Bewerber mit einer im Ausland erworbenen Hochschulzugangsberechtigung in einem einjährigen Lehrgang auf die Prüfung zur Feststellung der Fachhochschulreife für alle baden-württembergischen Fachhochschulen vorbereitet werden.

Forschungsschwerpunkte werden in den nächsten Jahren im Fachbereich Informatik die Anwendung der Mikroprozessortechnik in der Automatisierung und im Fachbereich Maschinenbau die Anwendung moderner Konstruktionsmethoden mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung sein. Im Fachbereich Nachrichtentechnik wurde eine Lichtwellenleiter-Versuchsstrecke von einem Kilometer Länge für die Breitbandkommunikation installiert, mit der unter anderem Versuche mit dreidimensionaler Bildtelefonie geplant sind.

Die **Fachhochschule für Technik Mannheim** ist aus der im Jahre 1898 gegründeten „Ingenieurschule zu Mannheim“ hervorgegangen. Diese Schule entwickelte sich in dem aufstrebenden Industriezentrum des Rhein-Neckarraumes rasch zu einer bedeutenden Bildungsstätte für Ingenieure des Maschinenbaus und der Elektrotechnik. Heute sind ihre Studiengänge Apparatebau, Chemische Technik und Verfahrenstechnik, die besonders auf den industriellen Schwerpunkt der Region ausgerichtet sind, einmalig im Fachhochschulbereich des Landes Baden-Württemberg. Im Studiengang Wirtschaftsingenieurwesen, der in länderübergreifender Zusammenarbeit mit der Fachhochschule des Landes Rheinland-Pfalz, Abteilung Ludwigshafen/Worms, durchgeführt wird, werden Wirtschaftsingenieure ausgebildet, die zuerst ein wirtschaftswissenschaftliches Grundstudium absolvieren und mit einem technischen Fachstudium abschließen. Er ist bisher der einzige seiner Art im Bundesgebiet und als Modellstudiengang erfolgreich erprobt. Für die kommenden Jahre ist vorgesehen, die Hochschule schwerpunktmäßig auf dem Ge-

biet der Umwelttechnologie und der optischen Nachrichtentechnik auszubauen.

Die **Fachhochschule Offenburg** ist aus der im Jahre 1964 gegründeten Staatlichen Ingenieurschule hervorgegangen. Sie führt die Studiengänge Maschinenbau, Nachrichtentechnik, Wirtschaftsingenieurwesen und Technische Betriebswirtschaft. Eine große Zahl von Themen für Diplom- und Studienarbeiten werden in Zusammenarbeit mit Firmen aus der Wirtschaft vergeben; dadurch wird die Praxisnähe garantiert und der neueste Stand der Technik erreicht.

Die Forschungsschwerpunkte der Fachhochschule liegen heute unter anderem auf den Gebieten der Konstruktion und der Energietechnik, der Elektronik und des betriebswirtschaftlichen Marketing.

Die Fachhochschulen für Wirtschaft, Sozialwesen und Gestaltung

In den letzten Jahren haben neben den früheren Ingenieurschulen die nichttechnischen Fachhochschulen eine zunehmende Bedeutung erlangt. Als staatliche Einrichtungen sind hier zu nennen in Pforzheim die Fachhochschule für Wirtschaft und die Fachhochschule für Gestaltung sowie in Mannheim die Fachhochschule für Sozialwesen.

Als Vorgängerin der **Fachhochschule für Wirtschaft Pforzheim** nahm im Sommersemester 1963 die Staatliche Höhere Wirtschaftsfachschule den Lehrbetrieb auf. Sie war seinerzeit die erste Bildungsreinrichtung auf dem Gebiet eines praxisnahen Wirtschaftsstudiums außerhalb der Hochschulen in Baden-Württemberg und ist heute nach zügigem Ausbau die größte Institution ihrer Art in der Bundesrepublik.

An der Fachhochschule ist eine breite Palette betriebswirtschaftlicher Spezialdisziplinen vertreten. Sie reichen von Absatzwirtschaft und Betriebsorganisation über Personalführung und Finanzwirtschaft bis hin zur Werbewirtschaft und Außenwirtschaft. Außer-

dem wird ein 3semestriges Aufbaustudium für Diplom-Ingenieure zum Diplom-Wirtschaftsingenieur (FH) angeboten. Ein weiteres Aufbaustudium (4semestrig) des exportorientierten Wirtschaftsingenieurwesens wird zum Wintersemester 1984/85 eingerichtet.

Die **Fachhochschule für Sozialwesen Mannheim** wurde im Jahre 1968 als städtische Einrichtung gegründet. Der Standort Mannheim gibt der Fachhochschule eine besondere Bedeutung. Sie ist die einzige Fachhochschule im nordbadischen Raum, die ausschließlich sozialwissenschaftliche Studiengänge anbietet. Sie liegt inmitten eines industriellen Ballungszentrums und ist deshalb ständig mit der gesamten Breite der sozialen Fragen konfrontiert. Durch ihre Nähe zu den Ländern Rheinland-Pfalz und Hessen sind auch wichtige überregionale Kontakte gewährleistet.

Die **Fachhochschule für Gestaltung Pforzheim** ging aus der im Jahre 1877 gegründeten Großherzoglichen Kunstgewerbeschule und Fachschule für die Metallindustrie hervor. Zu den ursprünglich eingerichteten Schwerpunkten Schmuck- und Metallgestaltung sowie künstlerische Ausbildung kamen die Studiengänge Mode, Industrie-Design und Grafik-Design zur Erweiterung des Studienangebots. Als neuer Studienschwerpunkt wird ab 1984 das Kraftfahrzeug-Design angeboten. Dieser Studiengang wird in besonderer Weise durch die Industrie unterstützt und gefördert und ist in seiner Art der einzige spezielle Ausbildungsgang in der Bundesrepublik.

Die Verwaltungsfachhochschulen

Der verbesserten Ausbildung des nichttechnischen gehobenen Verwaltungsdienstes des Landes, einschließlich Rechtspflege, dienen die **Fachhochschule für Verwaltung Kehl**, die **Fachhochschule für Rechtspflege Schwetzingen** und die **Fachhochschule für Polizei Villingen-Schwenningen**.

Von den entsprechenden Einrichtungen des Bundes befinden sich seit 1979 zwei Außen-

stellen der **Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung** in Mannheim. In den beiden dort angebotenen Fachbereichen Arbeitsverwaltung und Bundeswehrverwaltung studieren die Nachwuchskräfte des nichttechnischen Dienstes der Arbeitsämter und Landesarbeitsämter, der Standortverwaltungen, der Truppenverwaltungen, der Kreiswehrrersatzämter und der entsprechenden Mittelbehörden. Die Studierenden der Fachhochschule kommen aus dem gesamten Bundesgebiet.

Die nichtstaatlichen Fachhochschulen

Innerhalb des gesamten Fachhochschulbereichs nehmen die nichtstaatlichen Fachhochschulen eine wichtige Stellung ein. Im südbadischen Raum werden diese Einrichtungen durch die **Katholische Fachhochschule für Sozialwesen und Religionspädagogik** und durch die **Evangelische Fachhochschule für Sozialwesen, Religionspädagogik und Gemeindediakonie**, jeweils in Freiburg repräsentiert.

Für den nordbadischen Landesteil sind die **Städtische Fachhochschule für Gestaltung Mannheim** — eine kommunale Einrichtung und Nachfolgerin der Werkkunstschule Mannheim e.V. — und die **Fachhochschule der Stiftung Rehabilitation Heidelberg** zu nennen. An dieser Fachhochschule, die im Jahre 1969 im Rahmen des Berufsförderungswerks Heidelberg gegründet wurde, studieren körperlich behinderte Menschen, die hier eine Chance zur beruflichen Wiedereingliederung haben. Entsprechend der Aufgabe der Fachhochschule, den vielschichtigen Neigungen und der Eignung, aber auch den körperlichen Möglichkeiten des Behinderten entgegenzukommen, wurde ein breites Angebot unterschiedlicher Studiengänge geschaffen.

5. Berufsakademien

Als attraktives Gegenstück zum Hochschulstudium hat das Land Baden-Württemberg

vom Jahre 1974 an in Zusammenarbeit mit der Wirtschaft und Trägern von Sozialeinrichtungen — zunächst als Modellversuch — die Berufsakademien mit den Ausbildungsberreichen Technik, Wirtschaft und Sozialwesen eingerichtet. In einem dreijährigen Studium auf Hochschulniveau nach dem dualen System werden Führungskräfte und qualifizierte Sachbearbeiter ausgebildet. Praxisnähe und Wissenschaftsbezug werden durch die kombinierte Ausbildung im Betrieb oder in einer sozialen Einrichtung einerseits und in der staatlichen Studienakademie andererseits erreicht. Fünf der insgesamt acht Standorte der Berufsakademien des Landes liegen im badischen Landesteil, nämlich in **Karlsruhe, Lörrach, Mannheim, Mosbach und Villingen-Schwenningen**.

Mit dem Berufsakademiegesetz vom 4. Mai 1982 wurden die Berufsakademien als Ausbildungseinrichtungen des Tertiären Bildungsbereichs auf Dauer institutionalisiert. Ihre Abschlüsse stehen gleichberechtigt neben den vergleichbaren berufsbefähigenden Abschlüssen der Hochschulen. Nach den bisherigen Erfahrungen haben die Absolventen der Berufsakademien überdurchschnittlich gute Berufschancen.

III.

Hochschule und Region

Das Land Baden-Württemberg hat in den vergangenen 20 Jahren ein über alle Landesteile dezentral angelegtes Netz von Hochschulen und Berufsakademien geschaffen, eine sowohl örtlich als auch inhaltlich differenzierte Bildungslandschaft, die durch die Vielfalt ihrer Schwerpunkte gekennzeichnet ist.

Die Landesregierung bekennt sich auch für die Zukunft zu dieser dezentralen Hochschulpolitik. Auch der Wissenschaftsrat hat in seinen „Empfehlungen zur Struktur und zum Ausbau des Bildungswesens nach 1970“ ein „regional gut gegliedertes Hochschulsy-

stem“ gefordert, und zwar auch in „Städten mittlerer Größe“. Eine ausgewogene Entwicklung in einem Flächenstaat setzt eine ausgewogene Verteilung der Stätten von Forschung und Lehre in den einzelnen Regionen voraus. Hochschulen gehören heute, dies ist kaum zu bestreiten, zum Kernbestand der Entwicklungsinstrumentarien in den Regionen.

Dieser Einfluß einer Hochschule auf die Entwicklung ihrer Region ergibt sich nicht nur aus der bildungspolitischen Funktion der Hochschulen als Ausbildungseinrichtung, als Stätte der Forschung und als Kristallisationspunkt vielfältiger kultureller Aktivitäten. Er zeigt sich auch in der Bedeutung von Hochschuleinrichtungen als langfristige Infrastrukturinvestitionen mit hohen Folgeaufwendungen. Durch ihre Kostenintensität nehmen sie volkswirtschaftliche Ressourcen in Anspruch. So konnten z. B. die staatlichen Hochschulen im badischen Landesteil im Jahre 1983 über einen Haushalt von 1,1 Milliarden Mark einschließlich Universitätskliniken) verfügen. Diese Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen erhöht sowohl die regionale Kaufkraft wie auch das regionale Arbeitsplatzangebot und gibt der regionalen Wirtschaft Impulse.

Das spezifische Verhältnis zwischen Hochschule und Region wird freilich nur dann auf Dauer fruchtbar, wenn es gelingt, eine Atmosphäre der Offenheit und der Identifikation zu schaffen. Diese atmosphärische Aufgabe läßt sich nicht verordnen. Sie muß wachsen und hängt von einer Vielzahl vertrauensbildender Maßnahmen ab. In diesem Feld ist die Phantasie der Mitglieder der Hochschulen gefordert. Hier gibt es schon eine große Vielfalt von Ideen und Ansätzen, die sichtbar machen, wie eine Hochschule in das Leben des regionalen und sozialen Umfeldes einbezogen wird und wie dieses Umfeld auch auf die Hochschule Einfluß ausübt. Ich halte diese Verwurzelung in der Region für unerlässlich, weil sie ein Gegengewicht

zur Zentralisierung schafft und gleichzeitig ein Stück Realitäts- und Praxisnähe unserer Hochschulen garantiert. Hier gibt es keine Rezepte, sondern nur praktische Beispiele, die durch ihre Vielfalt gekennzeichnet werden, die ihre Eigenart auch behalten sollen. Ein dezentrales Hochschulsystem bringt spezifische Schwierigkeiten mit sich. Die Hochschulverwaltung hat oft Mühe, allen örtlichen Wünschen und Interessen gerecht zu werden. Es ist aber ein reizvolles Konzept, weil es auf Einfallsreichtum und auf dem

Prinzip des Wettbewerbs der Ideen beruht. Es ist kein starres und statisches System, sondern ein Konzept, das sich ständig neu bewähren muß. Nach zwei Jahrzehnten der Expansion wird die Situation in den nächsten Jahren schwieriger, wenn die Konsolidierung der öffentlichen Haushalte und später der demographisch bedingte Rückgang der Studentenzahlen die Entwicklung bestimmen. Ich bin aber überzeugt, daß das Land und die Hochschulen ihre Aufgaben auch in dieser Phase bewältigen werden.

Zahl der Studierenden im badischen Landesteil
im Wintersemester 1983/84

| Hochschule | Anzahl der Studierenden im Wintersemester 1983/84 |
|---|---|
| Universität Freiburg | 21 541 |
| Universität Heidelberg | 25 453 |
| Universität Karlsruhe | 15 466 |
| Universität Konstanz | 5 354 |
| Universität Mannheim | 8 886 |
| Hochschule für jüdische Studien Heidelberg (private staatlich anerkannte wiss. Hochschule) | 32 |
| Universitäten in Baden zusammen | 76 732 |
| Universitäten in Baden-Württemberg zusammen | 123 675 |
| Anteil der badischen Universitäten | 62,0% |
| Staatliche Hochschule für Musik Freiburg | 550 |
| Staatliche Hochschule für Musik Heidelberg-Mannheim | 541 |
| Staatliche Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe | 243 |
| Staatliche Hochschule für Musik Karlsruhe | 406 |
| Staatliche Hochschule für Musik Trossingen | 378 |
| Kunsthochschulen in Baden zusammen | 2 118 |
| Kunsthochschulen in Baden-Württemberg zusammen | 3 691 |
| Anteil der badischen Kunsthochschulen | 57,4% |

Zahl der Studierenden im badischen Landesteil
im Wintersemester 1983/84

| Hochschule | Anzahl der Studierenden im Wintersemester 1983/84 |
|--|---|
| Pädagogische Hochschule Freiburg | 2281 |
| Pädagogische Hochschule Heidelberg | 2210 |
| Pädagogische Hochschule Karlsruhe | 1031 |
| Pädagogische Hochschule Lörrach ¹⁾ | 115 |
| Pädagogische Hochschulen in Baden zusammen | 5637 |
| Pädagogische Hochschulen in Baden-Württemberg zusammen | 11629 |
| Anteil der badischen Pädagogischen Hochschulen | 48,5% |

¹⁾ Mit Ablauf des 31. 3. 1984 aufgelöst.

| | |
|---|------|
| Staatl. Fachhochschulen (ohne Verwaltung) | |
| Fachhochschule Furtwangen | 1382 |
| Fachhochschule Karlsruhe | 3651 |
| Fachhochschule Konstanz | 1897 |
| Fachhochschule für Sozialwesen Mannheim | 519 |
| Fachhochschule für Technik Mannheim | 1892 |
| Fachhochschule Offenburg | 1039 |
| Fachhochschule für Gestaltung Pforzheim | 313 |
| Fachhochschule für Wirtschaft Pforzheim | 2408 |
| Fachhochschulen für Verwaltung | |
| Fachhochschule für Verwaltung Kehl | 867 |
| Fachhochschule für Rechtspflege Schwetzingen | 303 |
| Fachhochschule für Polizei Villingen-Schwenningen | 412 |
| Fachhochschule des Bundes | |
| Fachhochschule des Bundes Mannheim (Arbeitsverwaltung) | 1422 |
| Fachhochschule des Bundes Mannheim (Bundeswehrverwaltung) | 1249 |

Zahl der Studierenden im badischen Landesteil
im Wintersemester 1983/84

| Hochschule | Anzahl der Studierenden im Wintersemester 1983/84 |
|--|--|
| Nichtstaatliche Fachhochschulen | |
| Katholische Fachhochschule für Sozialwesen und Religionspädagogik Freiburg | 912 |
| Fachhochschule für Sozialwesen, Religionspädagogik und Gemeindediakonie der Evang. Landeskirche in Baden Freiburg | 678 |
| Fachhochschule des Berufsförderungswerks der Stiftung Rehabilitation Heidelberg | 337 |
| Fachhochschule für Gestaltung Mannheim | 195 |
| Fachhochschulen in Baden zusammen | 19 476 |
| Fachhochschulen in Baden-Württemberg zusammen | 41 794 |
| Anteil der badischen Fachhochschulen | 46,6% |
| Hochschulen in Baden zusammen | 103 963 |
| Hochschulen in Baden-Württemberg zusammen | 180 789 |
| Anteil der badischen Hochschulen | 57,5% |
| nachrichtlich: Berufsakademien | |
| Berufsakademie Karlsruhe | 389 |
| Berufsakademie Mannheim | 957 |
| Berufsakademie Mosbach | 210 |
| Berufsakademie Lörrach | 145 |
| Berufsakademie Villingen-Schwenningen | 465 |
| Berufsakademien in Baden zusammen | 2 166 |
| Berufsakademien in Baden-Württemberg zusammen | 4 404 |
| Anteil der badischen Berufsakademien | 49,2% |

Bibliotheken in Baden

Gerhard Römer, Karlsruhe

Schon im 18. und 19. Jahrhundert bahnte sich im Bibliothekswesen Deutschlands ein Wandel an, der bis heute noch nicht abgeschlossen ist: nicht nur auf das zu sammelnde Buch, auch auf den am Buch interessierten Leser hat sich die Aufmerksamkeit der „Bibliotheks-Diener“, wie Bibliothekare damals hießen, zu richten. Ein gesicherter Jahresetat, bessere Kataloge und längere, benutzerorientierte Öffnungszeiten wurden damals bibliothekspolitische Grundsätze. Schon 1817 schrieb Goethe als verantwortlicher Minister für die Bibliotheken in Jena und Weimar: „Die Bibliothek ist ihrer Natur nach zur allgemeinsten Benutzung bestimmt.“¹⁾ Doch dieses hochgesteckte Ziel erfüllen wir heute, mehr als eineinhalb Jahrhunderte später, immer noch nicht ganz. In einem Schreiben an die verantwortlichen Stellen der Universität zu Weimar und Gotha vom 27. 4. 1821 stellte er über die Jenaer Bibliothek fest: „War also die academische Bibliothek einer verschlossenen und unzugänglichen Kasse gar wohl vergleichbar, so ist sie jetzt gerade das Gegentheil, sie ist vielmehr, wie alle Großherzoglichen unmittelbaren Anstalten, zu einer offenen Quelle geworden und, was auch künftig wegen Leitung der Bibliothek verfügt werden mag, so kann der Bibliothekar niemals wieder in das alte Verhältniß zurücktreten.“²⁾ Immerhin dürfte es erst in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts den Bibliotheken wenigstens teilweise gelungen sein, etwas aus dem Schatten der oft finanziell besser ausgestatteten Museen, Kunstgalerien und Schauspielhäuser, herauszutreten. Auch wenn die Bibliothekare heute dies anders als Goethe formulieren würden, der vom Bibliotheksdienst als dem „friedlichsten sittlichsten Bildungsgeschäft“³⁾ sprach, so ist

ihnen die Bedeutung der Bibliotheken und ihrer Einrichtungen für die Forschung und Wissenschaft, für die Ausbildung, das Berufsleben und für die Freizeit, als „Ort der Inspiration“ (Robert Jungk), bewußter denn je.

Vieles wurde in den vergangenen Jahren in unserem Lande erreicht und Aufbauarbeit geleistet, die nur derjenige recht zu würdigen weiß, der noch die im Zweiten Weltkrieg zerstörten Bibliotheksbauten und den Verlust wertvollster Bibliotheksbestände erlebte. Bibliothekspläne und Zielvorstellungen der siebziger Jahre konnten zwar nur teilweise realisiert werden, aber niemand wird bestreiten können, daß hierzulande die großen wissenschaftlichen Bibliotheken eben keine „unzugänglichen, verschlossenen Kassen“ mehr sind. Zusammen mit den öffentlichen Bibliotheken der Städte bieten sie Forschern, Studenten, Lehrern und allen bildungswilligen Bürgern einen leichten und ungehinderten Zugang zu den Quellen des Wissens. Dies muß als erstes hervorgehoben werden, bevor im nachfolgenden Text auch von Defiziten im Bereich der Literaturversorgung und von Entwicklungen gesprochen werden muß, die einmal Erreichtes wieder zunichte machen könnten.

I.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die großen Allgemeinbibliotheken der ehemaligen Region Baden, die sich heute ungefähr deckt mit dem Gebiet der beiden Regierungsbezirke Karlsruhe und Freiburg. In den alten Universitätsstädten Freiburg und Heidelberg haben die beiden Universitätsbibliotheken als zentrale Einrichtungen ohne größere Kriegs-



UB Freiburg. Haupthalle

(Foto: B. Krupp)

verluste die Hauptlast der Literaturversorgung für Forschung und Lehre zu tragen. Dabei bietet sich an beiden Orten ein unterschiedliches Bild.

Die *Universitätsbibliothek Freiburg* zog 1979 in ein neues Gebäude, das den Anforderungen unserer Zeit gerecht wird. Die Bibliothek kann, unterstützt durch eine vorzügliche elektronische Ausleihverbuchung, die Massenbenutzung bewältigen.

Die Universitätslehrer, Studenten und Bürger Freiburgs nahmen die Neuerungen willig und ohne Zögern an. Immerhin leistet dieses Bildungsinstitut mit seinen reichen Beständen in den nunmehr zugänglichen Freihandmagazinen und übersichtlichen Lesesaalbereichen exemplarische Bibliotheksarbeit. „Der

Wert einer Universitätsbibliothek wird noch immer entscheidend nach Qualität und Umfang ihres Buchbestandes bemessen; schnelle Bereitstellung, Art der Aufstellung und Erschließung, rasche Verfügbarkeit für den Benutzer, gute technische Serviceeinrichtungen, bequeme Arbeitsplätze und kurze Wege zu Information und Literatur sind weitere, von den Bibliothekaren nicht selten unterschätzte Faktoren. Universitätsbibliotheken haben traditionsgemäß ein universales Konzept: Sie sammeln wissenschaftliche Literatur aller Fachgebiete, wobei Qualität und Bedarf die Auswahl bestimmen, sie erheben den Anspruch, in gleicher Weise Forschung, Lehre, Studium und den wissenschaftlichen Interessen der Bevölkerung in der informierten

Industriegesellschaft zu dienen, sie möchten sowohl wissenschaftliche Gebrauchs-, wie spezielle Forschungsliteratur bereitstellen und sowohl umfassende Ausleih-, wie auch größere Präsenzbestände bieten.“⁴⁴) Dieses Ziel setzt sich die Universitätsbibliothek Freiburg. Durch eine Öffentlichkeitsarbeit, die mit informativen Ausstellungen die Bibliothek auch im Bewußtsein der Öffentlichkeit zu einem wichtigen Kulturfaktor macht, wirkt diese neu organisierte Zentralbibliothek kulturell über die Stadt hinaus in die Region.

Gleichsam als Kontrastbild läßt sich die Situation in *Heidelberg* schildern. Die dortige Universitätsbibliothek zählt wegen ihrer wertvollen alten Handschriften und Bücher zu den berühmtesten Bibliotheken der Welt. Vom Bestand her ist sie die größte wissenschaftliche Bibliothek im Lande Baden-Württemberg und eine der größten in der Bundesrepublik (über 2,2 Millionen Bände). Die Gesamtsituation dieses „Sorgenkindes Universitätsbibliothek“⁴⁵) ist aber trotz wohl überlegter planerischer Aktivitäten und Umstellungen in der Organisation im Vergleich

zu Freiburg nahezu trostlos. Zwar sind einzelne Verbesserungen zu nennen: vermehrter und verbesserter EDV-Einsatz, benutzerorientiert eingerichtete Lesesaalbereiche, übersichtlich aufgestellte Bibliographien und eine erste Sanierung des Altbaues. Doch durch die notwendige Auslagerung weiterer Bestände ist nach wie vor die Benutzung erschwert: nur noch 14,6% der Bücher stehen in der Innenstadt im Zentrum der Universität zur Verfügung. Abhilfe kann nur der Bau eines Tiefmagazins in der Innenstadt schaffen, um die geisteswissenschaftlichen Bestände dort aufzustellen, wo sie gebraucht werden. Bis das geschehen ist, müssen jährlich 400 000 Bände personalintensiv und auch buchschädigend transportiert werden, und die Benutzer warten nicht selten zwei bis drei Tage auf die Erledigung ihrer Bestellungen. Es ist eine besondere Leistung bibliothekarischer Verwaltungsarbeit, daß unter diesen schlechten baulichen Verhältnissen dennoch die Benutzer- und Benutzungszahlen steigen und der Wachstumstrend nach oben zeigt. Wie in Freiburg gehört ein reges Ausstellungsprogramm zur Selbstverständlichkeit.

UB Heidelberg. Das Gebäude der Universitätsbibliothek aus dem Jahre 1905 von Südost

(Foto: Gottmann u. Zachmann)





UB Heidelberg. In Selbstbedienung stehen zur Ausleihe bereit: Lehrbücher und Neuzugänge seit 1975. Später werden hier ca. 250 000 Bücher zugänglich sein. Unser Bild zeigt die Leihstelle und Teile der Lehrbuchsammlung.

(Foto: Geberth)

Spektakuläres Ereignis der kommenden Jahre dürfte wohl 1986 die Palatina-Ausstellung sein, die anlässlich des Universitätsjubiläums in der Heiliggeistkirche gezeigt wird. Ein Teil der Bibliotheca Palatina, die 1622 als Kriegsbeute von Kurfürst Maximilian I. von Bayern Papst Gregor XV. geschenkt wurde, kehrt so — wenigstens für eine befristete Ausstellung — nach Heidelberg zurück. Wenden wir unseren Blick zur jüngsten Universität, nach *Konstanz*, einer Neugründung aus dem Jahre 1966. Hier konnte all das realisiert werden, was sich ein moderner Bibliothekar an einer Universität erträumt. Die Literaturversorgung ist nicht aufgesplittert in ein kostenintensives, unübersichtliches, zweigleisiges System von Institutsbibliotheken einerseits und Universitätsbibliothek andererseits, sondern alles ist räumlich und organisatorisch unter einem Dach und in einer Hand. Die Bestände sind nicht hinter feuersicheren Stahltüren in unübersichtlichen Magazinen verschlossen, sondern stehen frei zugänglich, fachbezogen geordnet dem Forscher und Studenten zur Verfügung. Mit 750 Lese- bzw. Anleseplätzen und weiträumigen Buch-

stellflächen gibt es hier weder für Studenten noch für Bücher Raum- und Platzmangel. Die Öffnungszeit pro Woche erreicht kaum eine andere Bibliothek des Landes: es sind fast 80 Stunden. Daß hier die Dienstleistungen nur mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung möglich sind, dürfte jedem von vornherein klar sein. Es gibt kein lästiges Warten auf bestellte Bücher, kein vergebliches Schreiben von Leihscheinen — nur vielleicht gelegentlich Ärger über verstellte Bücher. In den wenigen Jahren des Aufbaus wurde an der Universität Konstanz ein Bestand von 1,2 Millionen Bucheinheiten (1983) erworben. Dieser Buchbestand steht außer den Universitätsangehörigen auch interessierten Bürgern der Umgebung kostenlos zur Verfügung.

In der Bibliothekslandschaft Baden dürfen die beiden *Universitätsbibliotheken Mannheim* und *Karlsruhe* nicht vergessen werden. Beide weisen gemeinsame Eigenheiten auf, denn sie sind nach dem Gesetz zentrale Einrichtungen der Universität, darüber hinaus bemüht, nach und nach die zahlreichen Fakultäts-, Fachbereichs- und Institutsbiblio-

theken organisatorisch einzugliedern und dem Direktor der jeweiligen Universitätsbibliothek die entsprechende rechtliche Stellung auch de facto zu geben, eben ein Bibliothekssystem einzurichten, das Forschung und Lehre besser dienen kann.

Die Mannheimer Wirtschaftshochschule, im Jahre 1946 wieder gegründet, fand Unterkunft im Schloß, ebenso die Universitätsbibliothek. 1971 übernahm diese die traditionsreiche ehemalige wissenschaftliche Stadtbibliothek Mannheim mit 230 000 Bänden aus allen Wissensgebieten. Bemerkenswert sind 50 000 alte Drucke der Bibliothek, die durch ein Sonderprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft besser erschlossen werden konnten. Grenzen sind dem Wachstum der Bibliothek durch fehlende bauliche Flexi-

bilität und geringe Belastbarkeit der Decken gesetzt. Umbauten 1975 konnten die Wirkung der Bibliotheksarbeit nur teilweise verbessern.

Ähnlich räumlich beschränkte Verhältnisse herrschen in dem erst 1966 bezogenen Gebäude der Universitätsbibliothek Karlsruhe. Es war Ende der 50er Jahre für eine Hochschule von nur 400 Wissenschaftlern und 5000 Studenten — heute sind es 2000 Wissenschaftler und 16 000 Studenten — geplant worden und wurde — vornehmlich aus städtebaulichen Gründen — auf kleinem Grundriß als Hochhaus errichtet, das der Entfaltung der Bibliothek nun enge Grenzen setzt. Ein Erweiterungsbau ist dringend erforderlich, vor allem, um Flächen für Benutzungsräume zu schaffen, in denen die Informa-

UB Konstanz

(Foto: Hollander)





UB Karlsruhe. Das Hochhaus lässt die Bereiche Magazin (oben), Verwaltung (Mitte) und Benutzung (unten) klar erkennen

(Foto: Poggendorf)

tionsmittel und der aktuelle Buchbestand frei zugänglich aufgestellt sind und nicht — wie jetzt noch — vorwiegend im Magazin gespeichert und nur durch Vermittlung der Bibliothekare und der unzureichenden technischen Einrichtungen zur Verfügung gestellt werden kann. Trotz dieser erheblichen Beschränkung hat sich die Benutzung der Bibliothek sehr gesteigert und in 18 Jahren verfünffacht (250 000 Ausleihen 1983). Die Bibliothek bemüht sich, ihre Organisation und ihre Dienste durch Einsatz der EDV leistungsfähiger zu machen. So werden neue Bücher seit Jahren mit EDV katalogisiert und die Daten demnächst in das im Aufbau befindliche Verbundsystem der wissenschaftlichen Bibliotheken des Landes in Zusammenarbeit mit der Zentrale an der Universität Konstanz eingespeist.

Eine beschreibende Skizze der großen wissenschaftlichen Allgemeinbibliotheken des Landes soll endlich mit der Bibliothek schließen, die heute noch den Namen des ehemaligen Landes trägt, der *Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe*. 1964 erhielt sie einen den damaligen Verhältnissen entsprechend hohen technischen Standard und Raum für 800 000 Bände. Niemand konnte die wachsende Literaturflut und das über die Bibliothek hereinbrechende Interesse breiter Bevölkerungsschichten voraussehen. Heute, nach 20 Jahren, wird für die Bibliothek in nächster Nähe wiederum ein Neubau errichtet, der, großzügig geplant, alte Fehler zu vermeiden sucht, aber zunächst wegen mangelnder Finanzen in zwei Bauabschnitten erstellt werden muß — ein Lehrbeispiel für allzu sparsame Bibliotheksbauplanung im Jahre 1958. 1986 im Herbst soll der erste Bauteil fertig werden, der dann zusammen mit den alten Räumen, die ja mitgenutzt werden können, Raum für 1,6 Millionen Bände bietet.

Als moderne Gebrauchsbibliothek sammelt die Badische Landesbibliothek, wie alle zuvor beschriebenen Universitätsbibliotheken, kontinuierlich aus allen Wissens- und Fachgebieten deutsche und in Auswahl ausländi-

sche Informationsträger aller Art und stellt sie für Forschung und Lehre, für Berufarbeit, sowie für Aus-, Fort- und Weiterbildung jedem Bürger in Karlsruhe und Umgebung zur Verfügung. Darüber hinaus aber auch jedem Einwohner in den beiden Regierungsbezirken Nord- und Südbaden, in dessen Nähe keine wissenschaftliche Bibliothek ist.

Nun unterscheidet sich die Badische Landesbibliothek von den anderen wissenschaftlichen Bibliotheken durch zwei Schwerpunkte, denen sie besonders verpflichtet ist: zum ersten archiviert sie die Literaturproduktion des Landes. Als sogenannte Regionalbibliothek erschließt sie zusammen mit der Württembergischen Landesbibliothek, die dieselben Aufgaben für das Land Württemberg hat, dieses Schrifttum in einer Bibliographie, die in Kürze über das Statistische Landesamt Stuttgart durch die Datenverarbeitung dem Benutzer schneller und umfassender zur Verfügung stehen soll. Die ersten planerischen Schritte wurden 1983/84 bereits unternommen. Diese Aufgaben kann die Bibliothek nur dadurch erfüllen, daß sie aufgrund der Pflichtexemplargesetzregelung kostenlos alle Informationsträger erhält, die in den beiden Regierungsbezirken Nord- und Südbaden verlegt werden. Zum halben Preis kauft sie die im württembergischen Landesteil erscheinende Literatur. Der Gratislieferung steht die Verpflichtung gegenüber, diese Bestände zu archivieren, um sie der Bevölkerung zur Verfügung zu stellen.

Einen weiteren Schwerpunkt setzt die Badische Landesbibliothek im Blick auf ihre Partner am Ort und in der Region. Während die Universitätsbibliothek Karlsruhe vor allem naturwissenschaftliche Literatur anschaft, ergänzt die Badische Landesbibliothek mit ihrem Bestand die Literaturversorgung der geisteswissenschaftlichen Fachbereiche der Universität, der Pädagogischen Hochschule, Fachhochschule und wissenschaftlichen Institute in Karlsruhe. Wie alle wissenschaftlichen Bibliotheken des Landes nimmt sie auch am



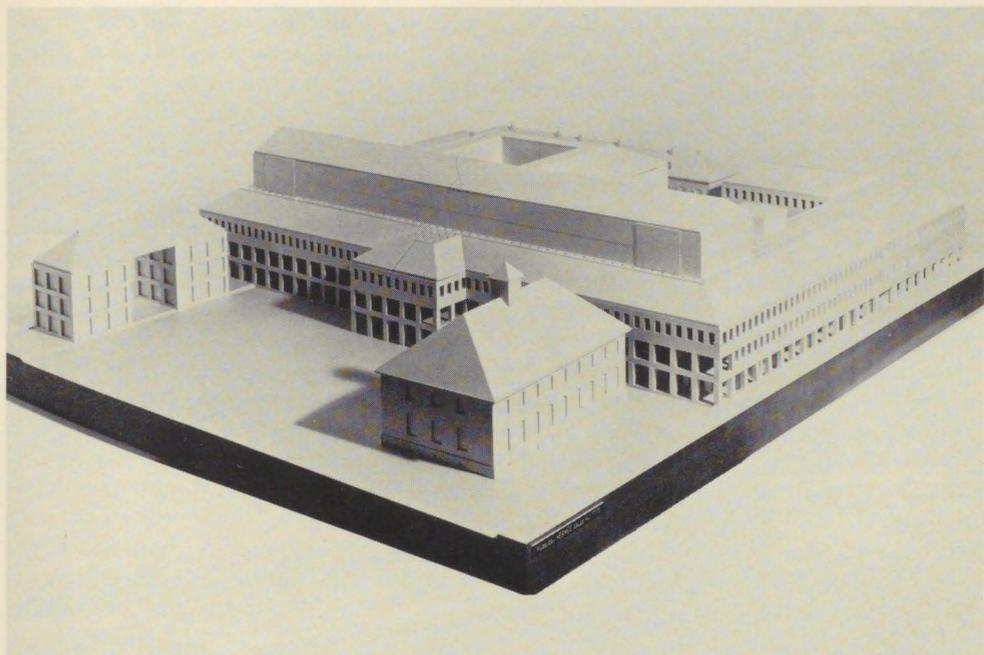
Badische Landesbibliothek. Bibliotheksgebäude im Nymphengarten (1964)

(Foto: Stürmlinger)

Stadtbibliothek Karlsruhe. Jugendbibliothek-Kinderabteilung.

(Foto: Hamel)





Badische Landesbibliothek. Modell des Neubaus (1982)

(Foto: Stürmlinger)

Stadtbibliothek Gaggenau. Mediothek für Kinder und Jugendliche





Stadtbibliothek Villingen-Schwenningen

wissenschaftlichen deutschen Leihverkehr teil, einer wichtigen Kooperationseinrichtung der deutschen Bibliotheken seit dem letzten Jahrhundert. Darüber hinaus hat sie sich aber verpflichtet, die Benutzer, die keine Bibliothek in erreichbarer Nähe haben, durch die sogenannte Landespost mit Literatur zu versorgen. Auch diejenigen Bürger, die normalerweise zu ihrer Stadtbibliothek gehen und dort nicht die wissenschaftliche Literatur finden, die sie benötigen, haben die Möglichkeit, durch die Badische Landesbibliothek das Gewünschte zu erhalten (vorausgesetzt, es ist keine Universitätsbibliothek in erreichbarer Nähe). Diese Dienstleistung der Landesbibliothek wird mit dem Begriff „Badischer Leihverkehr“ bezeichnet. Die dem Badischen Leihverkehr angeschlossenen öffentlichen Bibliotheken (Stadtbüchereien,

Gemeindebüchereien) bekommen den Alphabetischen und den Schlagwortkatalog der Badischen Landesbibliothek in Mikroficheform angeboten und regelmäßig geliefert. Sie können so ihren Benutzern Informationen über den Bestand der Badischen Landesbibliothek zur Verfügung stellen.

Internationalen Rang besitzt die Bibliothek durch ihre speziellen Sammelgebiete. Die durch die Säkularisation in die damalige Hofbibliothek übernommenen Bestände der Klöster (u. a. der Klöster Reichenau, St. Peter, St. Blasien, St. Georgen) stellen eine umfangreiche Sammlung von Handschriften, Inkunabeln, alten Drucken und Autographen dar, die internationales Interesse findet. Darüber hinaus sammelt die Badische Landesbibliothek wichtige Autoren der Barockzeit, die im Süden Deutschlands eine Rolle spiel-

ten, wie z. B. Grimmelshausen, Moscherosch, aber auch Abraham a Sancta Clara, um nur einige zu nennen. Unter den Dichtern und Schriftstellern des vergangenen und dieses Jahrhunderts sammelt sie Literatur von und über badische Autoren, z. B. J. P. Hebel, Josef Viktor von Scheffel, Heinrich Hansjakob, Reinhold Schneider, Alexander von Bernus, Leopold Ziegler und Alfred Mombert.

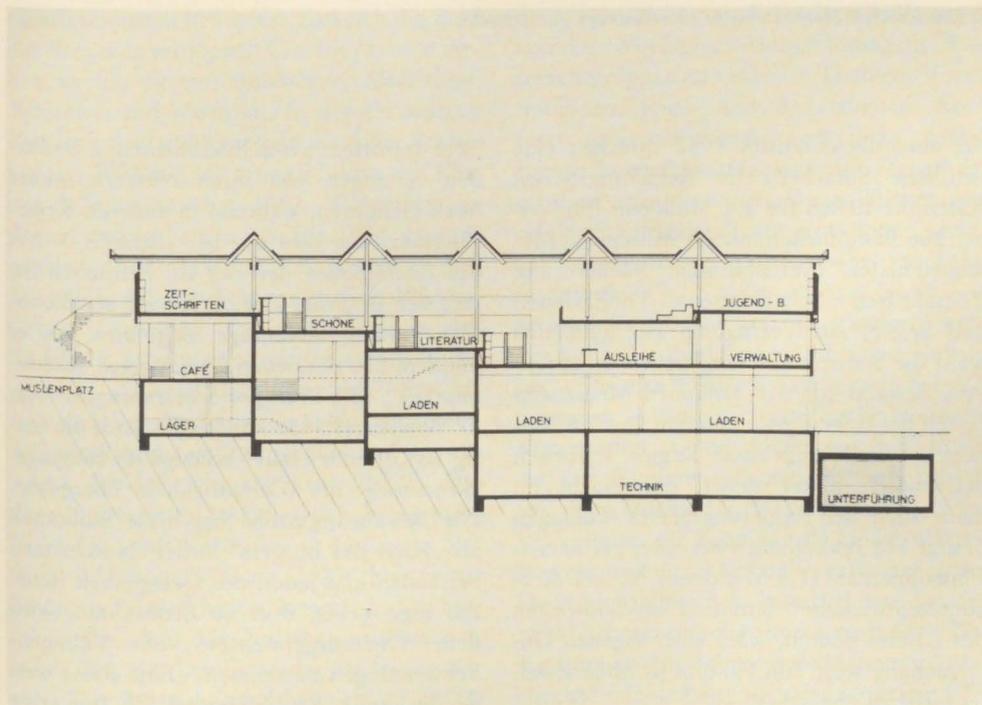
II.

Die Aufgabe, eine Bibliotheksregion zu beschreiben, wäre nur zur Hälfte erfüllt, ginge der Bericht nicht auch auf die große Bedeutung ein, die die von den Städten und Kreisen finanzierten öffentlichen Bibliotheken für die Bevölkerung besitzen. Dabei beraten

die beiden Fachstellen für das öffentliche Bibliothekswesen in Freiburg und Karlsruhe die Träger öffentlicher Bibliotheken, also die Kommunen, beim Auf- und Ausbau und bei der Einrichtung öffentlicher Bibliotheken. Die Landkreise engagieren sich auf unterschiedliche Weise, sei es durch den Aufbau von Bibliotheken in den kreiseigenen Berufsschulzentren (z. B. Kreis Calw), durch Unterhaltung einer Fahrbibliothek mit zwei Bussen im Kreis Rastatt — übrigens der einzigen auf Landkreisebene in Baden-Württemberg — oder durch Zuschüsse für die stationären Büchereien im Enzkreis.

Der Beobachter stellt ein kräftiges Nord-Süd- und teilweise ein noch ausgeprägtes Stadt-Landgefälle fest, das im Bereich der wissenschaftlichen Bibliotheken in der Weise nicht existiert. Schon die nüchternen Zahlen

Stadtbibliothek Villingen-Schwenningen. Querschnitt





Stadtbibliothek Hockenheim (Rhein-Neckar). Ausleihstelle

der Bibliotheksstatistik 1982 sprechen eine deutliche Sprache.⁶⁾ Im Regierungsbezirk Karlsruhe stehen für 2,4 Millionen Einwohner 266 Bibliotheken mit 2,4 Millionen „Medieneinheiten“ (das sind außer Büchern und Zeitschriften Schallplatten, Tonkassetten und Spiele) zur Verfügung. Für Südbaden weist die Statistik nur 104 Büchereien mit einem Bestand von 1,1 Millionen Medieneinheiten bei einer Einwohnerzahl von 1,8 Millionen auf. So liegt diese Region statistisch beträchtlich hinter denen der Nachbarn, denn auch der Regierungsbezirk Tübingen besitzt 128 Bibliotheken bei einer geringeren Einwohnerzahl (1,5 Millionen). Woher diese „unterentwickelte“ Situation im Südwesten des Landes kommt, wäre einer eigenen Untersuchung wert. Ein Faktum ist ohne Zweifel nicht zu übersehen.

32% der öffentlichen Bibliotheken in Südbaden verlangen von ihren Nutzern immer noch Gebühren, während in anderen Regierungsbezirken dies nur bei allenfalls 3–5% der Bibliotheken der Fall ist. Erfreulich ist, daß sich in dieser Region jedoch ein Bibliotheksfrühling ankündigt. Begonnen hat er mit dem Bau der neuen großzügigen Stadtbibliothek in *Villingen-Schwenningen*. Am 27. November 1982 konnte die Stadt die mutig als „offenes Haus“ konzipierte Bildungseinrichtung der Öffentlichkeit übergeben. Die Bewährungsprobe hat diese Bibliothek als „Haus des Bürgers“ in der Zwischenzeit bestanden und jeder, der Gelegenheit hatte, das rege Leben dort zu beobachten, wird dem Oberbürgermeister von Villingen-Schwenningen zustimmen: „Eine Reise wert — die neue Stadtbibliothek.“⁷⁾ Immerhin

werden im Regierungsbezirk Freiburg, nach Auskunft der Staatlichen Fachstelle für das Öffentliche Bibliothekswesen in Freiburg, in 16 Gemeinden Bibliotheken geplant oder mindestens Überlegungen in dieser Richtung angestellt. Mutige Anfänge, die auch in den beiden Städten *Freiburg* und *Konstanz* beachtet werden sollten. Dort nämlich können die Stadtbibliotheken gegenüber der universitären Literaturversorgung nicht mit Schritt halten. So stuften z. B. die Stadtväter in Konstanz den Jahresetat der Bibliothek von 80 000 DM auf 65 000 DM zurück und reduzierten 1983 um weitere 5%. Dies im Kontrast zum derzeitigen Kulturprogramm der Stadt Konstanz, die sich immerhin nahezu das ganze Mittelalter hindurch und insbesondere während der Reformations- und Aufklärungszeit eines regen geistigen Lebens rühmen durfte.

Ein günstigeres Bild der Bibliotheksregion bietet sich teilweise in der Mitte des Landes: *Laub, Offenburg*. Hier hat man 1979 die Benutzungsgebühren für die Bibliothek abgeschafft und stellt heute fest, daß sich die Zahl der Benutzer verdoppelt hat. Im Norden stehen an der Spitze: *Mannheim, Heidelberg, Weinheim* und *Karlsruhe*. In der ehemaligen Residenz Karlsruhe stieg die Zahl der Entleihungen 1983 auf über eine Million, ein Plus von 3,7% gegenüber 1982. Wesentlich an diesem Erfolg beteiligt ist die 1982 im ehemaligen Prinz-Max-Palais eingerichtete moderne Jugendbibliothek und die seit 1983 eröffnete Durlacher Zweigbibliothek in der Karlsburg. Hier wird wieder einmal deutlich: „Bei den aktiven Lesern zeigt sich verstärkt, was sich bei den Ausleihzahlen andeutete, daß nämlich nur gut ausgebaute und gut gelegene Bibliotheken attraktiv sind.“⁶⁸) Die gleiche Erfahrung bestätigt sich in nächster Nähe der Stadt Karlsruhe, in Ettlingen. Seit diese Bibliothek Anfang 1979 ihre neuen Räume im Schloß bezog, konnte sie sich entfalten. Die Zahl der Ausleihen erhöhte sich auf 81 000, das Dreifache der Ausleihen von 1979. Der Bücherbestand hat sich auf 20 000

Bände verdoppelt. Vor allem Kinder und Jugendliche nahmen die neu organisierte Bibliothek an. Im Gegensatz zu anderen Städten drohen hier keine Etatkürzungen und Benutzungsgebühren. Stadt und Gemeinderat haben für die Anliegen der Bibliothek ein offenes Ohr, weil man sich hier darüber klar ist, daß großzügige Bibliotheksarbeit die Qualität der Stadt verbessert. Aus diesem Grunde gab es im Regierungsbezirk Karlsruhe auch mehrere Bibliotheksneugründungen: *Eberbach, Gaggenau, Hockenheim, Mannheim-Rheinau-Nord, Neckarbischofsheim, Philippsburg*. Die langersehnte Stadtbibliothek in Rastatt wird innerhalb des Komplexes „Kulturzentrum Herrenstraße“ noch in diesem Sommer eröffnet. Sie ist ein weiterer Beweis für eine helle, freundliche Bibliothek in einem denkmalgeschützten Gebäude. Bibliotheken, so zeigt sich durch die Arbeit der öffentlichen Bibliotheken immer mehr, sind nicht nur zum Ausleihen der Bücher da. Sie werden an vielen Orten Zentren der Kommunikation und Treffpunkte für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Sie organisieren Vorträge, Autorenlesungen, Gesprächsgruppen zu aktuellen Themen, Vorlesestunden, Spiel- und Bastelabende. Konzert- und Filmabende sind nicht selten, ebenso Lesenachmittage für alte Menschen, die diese selbst gestalten. Diese üblichen und erfolgreichen Abende mit einer guten sozialen Breitenwirkung tragen mit bei zur Leseförderung.

So kann die Stadtbibliothek *Heidelberg* nicht nur kontinuierliche Steigerungsraten vorweisen — Zeichen solider bibliothekarischer Alltagsarbeit — sondern auch eine beispielhafte Kooperation mit der Universitätsbibliothek, die auf Bundesebene einmalig sein dürfte. Seit der „Woche der Bibliotheken“ im März 1982 können die Benutzer der Universitätsbibliothek und der Stadtbücherei Bücher in der Universitätsbibliothek bestellen und in der Stadtbücherei abholen und umgekehrt. Damit können die Benutzer der Universitätsbibliothek Heidelberg sich der längeren Öff-

nungszeiten der Stadtbibliothek bedienen, und die Nutzer der Stadtbücherei haben Zugang zu den großen Beständen der Universitätsbibliothek.⁹⁾ Neben dem „Badischen Leihverkehr“ der Landesbibliothek ist dies ein zweites Beispiel dafür, daß Kooperation zwischen den wissenschaftlichen und öffentlichen Bibliotheken möglich ist und vom Benutzer dankbar angenommen wird.

Außer diesen erfreulichen Zahlen bibliothekarischer Kulturarbeit mehren sich aber Anzeichen, daß die Bibliotheken zum Schaden kommender Generationen ins Abseits geraten. Zwar haben die neuen Medien Film, Fernsehen und Tonkassetten den Bibliotheken eher noch ein Plus an neuen Medien ins Haus gebracht. Aber wir dürfen uns darüber nicht hinwegtäuschen, daß der Freizeitwert Lesen im Sinken ist. Die zwar hohen Benutzerzahlen der öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliotheken wirken ernüchternd, wenn sie in Bezug zur Gesamtzahl der Bevölkerung gesetzt werden. Selbst wenn wir die zahlreichen evangelischen und katholischen Pfarrbüchereien, deren fast ausschließlich ehrenamtliche Arbeit in diesem Aufsatz nicht gewürdigt werden konnte, mitzählen wird.

Große Sorgen bereitet — wie könnte es anders sein — die kritische Personalsituation, die durch Stellensperren, oder gar Stellenstreichungen erheblich verschärft wird. Besonders aber hält der stagnierende oder nur gering gewachsene Anschaffungsetat nicht Schritt mit den enormen Preissteigerungen bei naturwissenschaftlich-technischer Literatur, die noch größtenteils zu hohem Dollarkurs im Ausland beschafft werden muß. Eine größere Abbestellung von Zeitschriften im Jahr 1982 war bei einigen wissenschaftlichen Bibliotheken unvermeidlich. Im Bereich gerade kleinerer öffentlicher Bibliotheken ist ein stark rückläufiger Anschaffungsetat zu konstatieren. Hierdurch entsteht ein langfristiger Schaden für die Bibliotheken und ihre Benutzer, der auch durch verstärkte Kooperation der Bibliotheken bei Erwerbung, In-

formation und Benutzung nicht kompensiert werden kann.

In einem Bericht über die Bibliotheken in Baden-Württemberg im Jahre 1964 sprach der damalige Direktor der Württembergischen Landesbibliothek Wilhelm Hoffmann vom „heutigen Gesetz“ der Bibliotheken: „Die für den Betrachter so fest begründet erscheinenden Bibliotheken hatten schon immer wechselvolle Schicksale; und es wird vielleicht zu wenig beachtet, daß diese Schicksale in hohem Maße von den geschichtlichen und politischen Ereignissen, freilich ebenso auch von dem Interesse, der Initiative wie auch der Gleichgültigkeit der für sie Verantwortlichen abhängt... „Hinzu kommt, daß heute... das Gesetz der Bibliotheken diktiert wird von der immer stärkeren Ausdehnung und Spezialisierung der Wissenschaften und der daraus entstehenden Buchproduktion einerseits — wobei vor allem auch bedacht werden muß, daß die internationale Basis der Wissenschaft und ihrer Literatur immer breiter wird — und von der herandrängenden Masse der Benutzer andererseits.“¹⁰⁾ Auch wenn gelegentlich die Rolle der Büchereien im Zeitalter der Information zahlreichen Spekulationen ausgesetzt ist und ihnen sogar für eine „papierlose Zukunft“ ihr Ende vorausgesagt wird, so gilt: „Wenn es alle die elektronischen Medien schon gäbe, nicht aber das Buch, dann müßte es schleunigst erfunden werden“ (Karl Steinbuch). Die Bibliotheken auch in unserer Region haben Zukunft. Ob es eine gute wird, liegt auch mit in unseren Händen.

Anmerkungen

1) Rainer-Maria Kiel: Goethe und das Bibliothekswesen in Jena und Weimar, in: *Bibliothek und Wissenschaft* 15 (1981), S. 71.

2) Kiel, S. 71.

3) Kiel, S. 75.

4) Wolfgang Kehr: Die Universitätsbibliothek im neuen Gebäude — Rückschau und Zukunftspers-

spektiven, in: Freiburger Universitätsblätter 18 (1979) Heft 64, S. 16 f.

⁵⁾ Jahresbericht der Universitätsbibliothek Heidelberg 1981/82, S. 1.

⁶⁾ Bibliotheksstatistik 1982, in: Öffentliche Bibliotheken in Baden-Württemberg 1983. Berichte, Informationen. Herausgegeben von den Staatlichen Fachstellen für das öffentliche Bibliothekswesen Freiburg, Karlsruhe, Reutlingen, Stuttgart.

⁷⁾ Gerhard Gebauer, Eine Reise wert — die neue

Stadtbibliothek in Villingen-Schwenningen, in: Öffentliche Bibliotheken in Baden-Württemberg 1981. Berichte und Informationen, S. 124 f.

⁸⁾ Jahresbericht 1983 der Stadtbibliothek Karlsruhe, S. 2.

⁹⁾ Arbeitsbericht der Stadtbücherei Heidelberg für das Jahr 1983 S. 6 f.

¹⁰⁾ Wilhelm Hoffmann: Die Bibliotheken in Baden-Württemberg, in: Beiträge zur Landeskunde, Jg. 1964, Nr. 2, S. 13.

Es ist kein Zufall, daß einer jener Männer aus dem Geschlecht der Zähringer, die das Land Baden einst formten, die es manchmal aufteilten und dann wieder einten — daß ein Zähringer schon im elften Jahrhundert die Mark Verona erhielt und einer der Hüter des schicksalhaften Verbundenseins zwischen Deutschland und Italien wurde. Und es ist noch weniger ein Zufall, daß etwa zweihundert Jahre später einem anderen Markgrafen aus dem Zähringergeschlecht als treuem Freund und Gefolgsmann des jungen Königs Konradin auf der Piazza del mercato in Neapel das Haupt abgeschlagen wurde, damals, als Konradin, sechzehnjährig, das nach dem Gesetz und dem Brauch damaliger Jahrhunderte ihm zugehörige Stauferreich wieder zusammenfassen wollte und bei Tagliacozzo von dem französischen Anjou, der sich des Königreichs Neapel bemächtigt hatte, geschlagen wurde.

Und es war kein Zufall, als im Wechsel der badischen Dynastien der Markgraf der Durlacher Linie diese Residenz verließ und ganz plötzlich Karlsruhe entstehen ließ und zur Hauptstadt machte — und daß der Architekt und Städtebauer Weinbrenner gerufen wurde, der die Residenz in Form eines Fächers anlegte und ihr die unübersehbare Noblesse gab, jene gewisse Annäherung der Atmosphäre an die des klassischen Roms, die der Stadt im wesentlichen ihren Charakter verleihen sollte.

Nicht umsonst bezeichnet auf dem Marktplatz Karlsruhes die Begräbnisstätte dieses Markgrafen eine Pyramide, die nach der des Gajus Cestius in Rom gebildet ist. Die des Cestius steht als Grabmal auf einem Terrain, auf dem dann der protestantische Friedhof Roms angelegt wurde. Sie wurde seinerzeit errichtet zum Zeichen dafür, wie universal Rom die gesamten Stile der Weltkunst aufnehmen konnte. Um diese Pyramide herum haben sich viele Leute aus vielen Nationen beisetzen lassen. Keats und Shelly und Goethes Sohn, und Wilhelm von Humboldt hat hier seine Kinder begraben, und hier ruht auch der von den Genien geliebte Heidelberger Maler Xaver Fohr, der im Tiber ertrank. An all das, die südliche Sehnsucht des nördlichen Europa dokumentierend, erinnert mitten in Karlsruhe dieses Grabmal, inmitten einer Stadt, in der so heimatverbundene Künstler gelebt haben wie der Maler der Blumenwiesen Hans Thoma und der Dichter der alemannischen Mundart, der große Johann Peter Hebel.

Kasimir Edschmid, Vom Main zum Bodensee, Die Landschaften Badens, bearbeitet von Georg Richter, Verlag G. Braun, 1959

Das badische Landesmuseum

Volker Himmelein, Karlsruhe

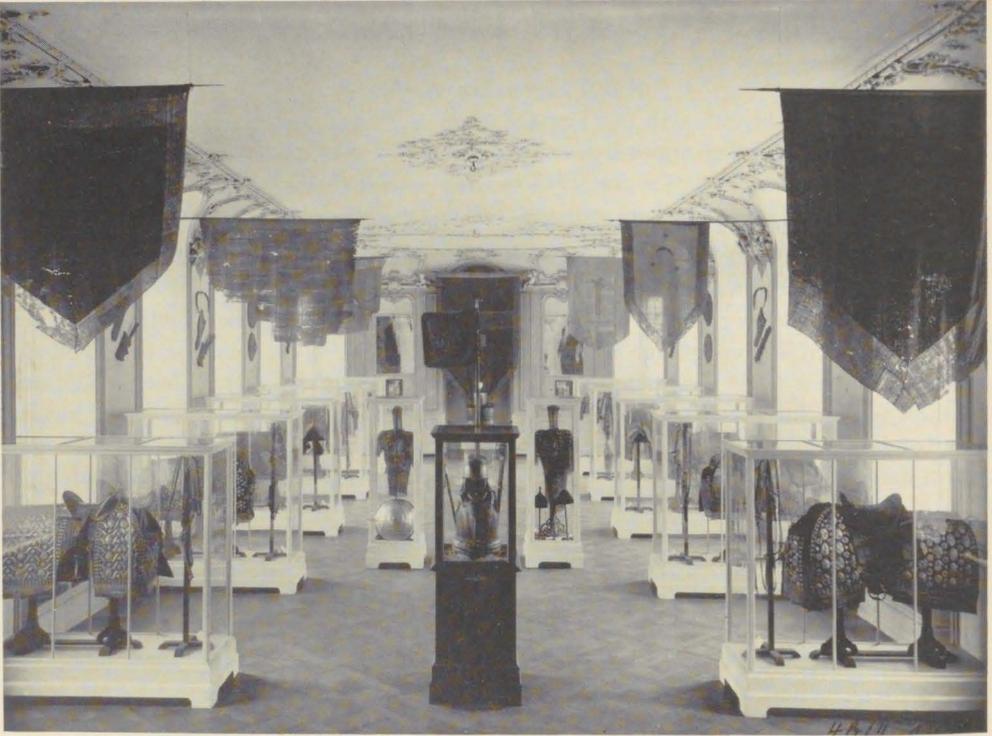
Wie in anderen Residenzen, ist nach dem Auszug des Landesfürsten aus seinem Schloß im Jahre 1919 auch in Karlsruhe ein Landesmuseum an seine Stelle getreten. Damit fanden Sammlungen ihre endgültige Bleibe, die damals schon eine lange Geschichte hatten. Da diese Geschichte zugleich ein Stück badische Landesgeschichte ist, sei sie hier in aller Kürze dargestellt.

Am Anfang steht die Sammeltätigkeit der badischen Markgrafen seit dem 15. Jhd. Dabei stehen durchaus praktische Bedürfnisse im Vordergrund, denn die ältesten „Sammlungskomplexe“ bildeten Archiv, Bibliothek und Waffenkammer. Vor allem praktischen Zwecken dienend, mögen diese Bestände auch schon manches sehenswerte Stück enthalten haben. Dazu kamen im 16. Jhd. eine Ahnengalerie und Kunstkammern in den jeweiligen Residenzen der verschiedenen Linien des markgräflichen Hauses, aus denen freilich so gut wie nichts in das Badische Landesmuseum gekommen ist. Dagegen bildet das vor allem von Markgraf Friedrich VI. im 17. Jhd. zusammengetragene Münz- und Medaillenkabinett den Kernbestand der Münzsammlung des Museums. Die Sammlungen der Durlacher Linie samt Silberkammer und Naturalienkabinett wurden 1674 wenigstens teilweise nach Basel geflüchtet, wo sie zum Teil bis 1808 verblieben. Die Baden-Badener Bestände haben die Zeiten nicht überdauert, ebensowenig wie die in Durlach zurückgebliebenen Gegenstände: Sie fielen der Katastrophe des Jahres 1689 zum Opfer. Doch haben die letzten Generationen der Linie Baden-Baden wieder einen ansehnlichen Kunstbesitz zusammengebracht; kostbare Goldschmiedearbeiten, ei-

nen großen Bestand an Porzellen und Fayencen, der heute im Schloß Favorite aufbewahrt wird und vor allem die berühmte Türkenbeute des Markgrafen Ludwig Wilhelm, die im Jahre 1771 kurz vor dem Tod des letzten Markgrafen dieser Linie im Rastatter Schloß in der „Türkischen Kammer“ zusammengefaßt wurde, die wohl als Ruhmes- und Gedächtnismal des Hauses Baden-Baden gedacht war.

Es war Markgraf Karl Friedrich, der, darin unterstützt von der Markgräfin Karoline Luise, bemüht war, den Besitz seines Hauses an Büchern und Kunstsachen in Karlsruhe zusammenzufassen. Für die Bibliothek wurde ein eigener Bau dem Schlosse angefügt, der auch das Naturalienkabinett, das Münzkabinett und den Gemäldebesitz der Markgräfin enthielt. In diesem Bibliotheksbau sind heute Verwaltung und Werkstätten des Badischen Landesmuseums untergebracht.

Die Hofbibliothek war seit 1766 zur öffentlichen Benutzung freigegeben und nach 1808 wurde auch die Gemäldegalerie im ehemaligen Akademiegebäude der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Sie erhielt 1836–1841 einen Neubau, die heutige Kunsthalle, in der auch die 1837/38 durch den Rittmeister Maler in Italien erworbene Sammlung antiker Vasen und Terrakotten aufgestellt wurde, zu der 1853 auch noch Malers Sammlung griechischer und römischer Bronzen kam. Diese Ankäufe sind in mehrfacher Weise bemerkenswert. Sie bilden ja nicht nur den Grundstock der ansehnlichen Antikensammlung des Badischen Landesmuseums, sondern sind zugleich die ersten größeren Ankäufe, die nicht aus Mitteln des Hofes, sondern des



Türkenbeute im Karlsruher Schloß vor 1945

Staates getätigt wurden. Und sie zeigen eindrucksvoll, daß man in Karlsruhe jener Zeit nicht in erster Linie an eine Selbstdarstellung des eigenen kleinen Landes dachte, sondern bemüht war, die großen europäischen Bildungstraditionen und das Vorbild der Antike in die kleine Residenz zu holen.

Die ersten Vereine, die sich mit der Erforschung und Sammlung heimatlicher oder, wie man damals sagte, vaterländischer Altertümer befaßten, entstanden bezeichnenderweise nicht in Karlsruhe, sondern in der „Provinz“. Seit 1830 sammelte und grub in Sinsheim des Pfarrers Karl Wilhelmi „Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit“, und 1844 wurde unter persönlicher Beteiligung des Großherzogs

in Baden-Baden der „Altertumsverein für das Großherzogtum Baden“ durch den Architekten und Hofmaler August von Bayer gegründet.

Bayer übersiedelte schon 1853 nach Karlsruhe, der Verein löste sich 1858 auf, und Bayer wurde zum „Bewahrer der großherzoglichen Sammlung badischer Landesaltertümer“ und zum „Konservator der Kunstdenkmäler und sonstigen Alterthümer des ganzen Landes“ bestellt, war also wie auch seine Nachfolger Denkmalpfleger und Museumsleiter in einer Person.

Die Bodenfunde aus dem Lande verwahrte er in seiner Wohnung, die Römersteine aus Baden-Baden und aus dem Durlacher Schloßgarten waren in einem Nebengebäude untergebracht.

Die verschiedenen Teile der Sammlung wurden in den folgenden Jahren in Karlsruhe von einer Notunterkunft zur anderen hin- und hergeschoben, bis sie im Jahre 1875 in dem neuerrichteten Sammlungsgebäude eine gemeinsame Unterkunft fanden. Es war das im Auftrag Großherzog Friedrich I. 1865—1871 von Oberbaurat Berckmüller errichtete heutige Naturkundemuseum am Friedrichsplatz. „Es verdankt seine Entstehung der Fürsorge des verewigten Großherzogs und wurde, wenn auch zunächst nicht ganz vollendet, 1875 in Betrieb genommen. Der edle Fürst kam damit fördernd dem Bedürfnis entgegen, für die bis dahin gar wenig zureichende Aufstellung vorhandener Schätze der Wissenschaft und verschiedenartiger Bildnerie nach dem Muster des Britischen Museums in London neue einladende Räume zu schaffen. So befindet sich jetzt in dem Flügel links von der schmucken Eingangshalle in besonderer Verwaltung das Großh. Naturalienkabinett mit seiner mineralogisch-geologischen und seiner zoologischen Abteilung, also mit den Gegenständen, die die Natur geschaffen hat, und rechts tritt man in die Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde mit Darstellung der Erzeugnisse menschlicher Tätigkeit ein, zu denen auch die vaterländischen Steindenkmale in der Halle unter dem Treppenhaus gehören. Im oberen Stock breitet sich dann die Großhof- und Landesbibliothek mit dem kostbaren Münzkabinett aus und ladet in ihrem Lesezimmer zum Studium der Handschriften und Bücher ein“.

So schildert 1916 der damalige Direktor, der Geheim Rat Dr. Emil Wagner, der als Nachfolger v. Bayers dem Museum von 1875 bis 1919 vorstand, die Situation. In den Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde waren damals zusammengefaßt die ägyptische Sammlung, die Antikenabteilung, die vaterländischen Altertümer mit den römischen Steindenkmalen aus Baden, während die vor allem von dem Maler G. M. Eckert zusammengetragenen volks-

kundlichen Sammlungen aus Platzgründen im Kunstgewerbemuseum gezeigt wurden. Außerdem war aus großherzoglichem Besitz die Waffensammlung und die Türkenbeute ausgestellt, die man 1859 aus Rastatt geholt hatte, sowie eine völkerkundliche Sammlung. Interessant ist, daß im Museumsführer aus dem Jahre 1881 von 99 bedruckten Seiten gerade drei „den Gegenständen aus dem Mittelalter und den folgenden Perioden“ gewidmet sind.

Eine gründliche Veränderung brachte die Umwälzung aller Verhältnisse am Ende des Ersten Weltkriegs. Da die Räume im Sammlungsgebäude längst zu eng geworden waren, zog die Sammlung in das freigewordene Residenzschloß um. Hans Rott, der Nachfolger Wagners, richtet nun in den reich dekorierten Räumen des Schlosses das Badische Landesmuseum ein. „Die lohnende, aber auch schwierige Aufgabe, die ihm bei seiner Berufung zum Leiter des Museums gestellt war, die zerstreuten und größtenteils ungünstig aufgestellten Sammlungen in den freigewordenen Räumen des Karlsruher Schlosses zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, hat er in kurzer Frist mit bestem Erfolge gelöst. Der Laie, der — leider oft nur allzu flüchtig und achtlos — die Museumsräume durchschreitet, wird sich kaum jemals die richtige Vorstellung machen von der Unsumme von Arbeit, die bei der Auswahl der auszustellenden Objekte und bei ihrer Anordnung in den mannigfaltigen, auf museale Zwecke nicht zugeschnittenen Räumen des alten Schloßbaues zu bewältigen war. Aber vielleicht liegt gerade hierin das beste Lob, das man einem Museum spenden kann, daß es dem Unbefangenen nicht als ein künstliches, mit Mühe zusammengestelltes Gebilde, sondern als etwas natürlich Gewachsenes erscheint“, heißt es im Nachruf auf Hans Rott. Das Landesmuseum umfaßte jetzt auch die Bestände des 1890 gegründeten Kunstgewerbemuseums, die freilich nur teilweise gezeigt werden konnten, sowie seit 1923 die stadtgeschichtlichen Sammlung der Stadt Karlsruhe



Mittelaltersaal im Landesmuseum Karlsruhe nach 1966

und das Münzkabinett, das 1936 von der Landesbibliothek abgegeben wurde.

Die Völkerkundlichen Sammlungen blieben zunächst im Sammlungsgebäude zurück und wurden 1935 an die Stadt Mannheim abgegeben. Aus den neueren Beständen der Waffensammlung wurde 1933 ein Armeemuseum gebildet, das 1935 selbständig wurde, und damals wurde auch das Landesamt für Denkmalpflege ausgegliedert und im Bibliotheksbau untergebracht, während im gegenüberliegenden Küchenbau 1938 die Ofensammlung, die altdeutschen Zimmer sowie die Musikinstrumente und eine Ausstellung der Staatlichen Majolikamanufaktur untergebracht wurden.

Nach 1945 mußte völlig neu begonnen werden. Zwar war ein großer Teil des Museumsgutes rechtzeitig ausgelagert und gerettet worden, aber das Schloß war 1944 bis auf die Außenmauern ausgebrannt und die fest eingebauten Teile der Sammlung, die eingerichteten Stuben und große Teile der volkskundlichen Sammlung, die Ofensammlung, viele Möbel und die gesamte Ausstattung des Schlosses waren vernichtet, die geretteten Bestände auf viele Depots verteilt. An einen Wiederaufbau des Schlosses war zunächst nicht zu denken, das Erbprinzenpalais, in dem 1949 mit der Aufstellung der Sammlungen schon begonnen worden war, mußte für den Bundesgerichtshof wieder geräumt werden. Die große Ausstellung über den Tür-

kenlouis im Jahre 1955, die das Museum wieder ins Bewußtsein der Allgemeinheit rückte, mußte im Orangeriegebäude stattfinden. Aber noch im selben Jahre wurde der Wiederaufbau des Schlosses in Angriff genommen und bis 1959 konnte wenigstens der Mitteltrakt des Schlosses mit den wichtigsten Beständen des Museums wieder eröffnet werden. Es dauerte noch einmal 7 Jahre, bis endlich im Jahre 1966 das ganze Schloß und das ganze Museum der Öffentlichkeit wieder zur Verfügung stand.

Das Museum der Nachkriegszeit präsentiert sich also zwar im alten Gebäude, aber in völlig gewandelter Gestalt. Der schmerzliche Verlust der prunkvollen historischen Schloßausstattung wird in etwa aufgewogen durch den Gewinn heller und großer Räume, die eine optimale Zurschaustellung des Museumsgutes erlauben. Den Kriegsverlusten stehen zahlreiche Neuwerbungen gegenüber, die vor allem seit 1959 mit Lotto- und Totomitteln möglich wurden. Dabei stand der Gedanke, durch den Erwerb hervorragender Einzelstücke den Rang der Sammlung zu steigern, im Vordergrund. Kostbare Stücke in allen Abteilungen zeugen vom Erfolg dieser Bemühungen der Direktoren Rudolf Schnellbach (1952—1967) und Ernst Petrasch (1967—1981). Zugleich wurde der Aufgabenkreis des Museums erweitert. Eine Geschäftsstelle zur Ergänzung des Kunstunterrichts an den Schulen versorgt die Schulen des Landes mit Anschauungsmaterial aus dem Bereich moderner Formgestaltung, die Schlösserabteilung betreut das bewegliche Kunstgut in den Schlössern des badischen Landesteils, in Bruchsal wurde ein Zweigmuseum eingerichtet, das seit neuestem auch eine sehr attraktive Sammlung mechanischer Musikinstrumente enthält, die historischen Bestände der Staatlichen Majolikamanufaktur wurden übernommen und der Sammelauftrag des Museums auch auf Kunst und Kunsthandwerk des 20. Jhdts. ausgedehnt, mit einem deutlichen Schwerpunkt bei der Keramik der Neuzeit. Dazu kommen

zahlreiche kleinere und größere Sonderausstellungen, von denen nur die „Spätgotik am Oberrhein“ (1970), die „Durlacher Fayencen“ (1975), die „Karlsruher Majolika“ (1979) und „Barock in Baden-Württemberg“ (1981) hervorgehoben seien.

Seiner Geschichte und seinen Beständen nach war das Badische Landesmuseum schon immer mehr als nur ein regionales Museum. Antikensammlung und Münzkabinett gehören zu den bedeutendsten ihrer Art und die Sammlung türkischer Trophäen hat in Deutschland nicht ihresgleichen. Daneben bildet aber die Sammlung von Bodendenkmälern, von Kunstwerken und historischen Denkmälern aus dem ehemaligen Lande Baden das eigentliche Rückgrat der Sammlung. Diese Abteilung auszubauen und um Stücke zu vermehren, die sowohl durch ihre künstlerische Aussagekraft als auch wegen der historischen Zusammenhänge, aus denen sie stammen, geeignet sind, den Beitrag des Landes am Oberrhein zur Kunst und Geschichte sichtbar zu machen, betrachtet das Museum als seine vornehmste Aufgabe. Daher versteht sich das Badische Landesmuseum durchaus als Partner, nicht als Konkurrent der kleineren Sammlungen und Museen im Lande. Rund 1000 Leihgaben sind an über 20 Museen im Lande langfristig überlassen und wenn das Museum in einzelnen Fällen auch auf der Zuweisung etwa wichtiger Bodenfunde aus allen Teilen des Landes bestehen muß, wenn es seiner Aufgabe gerecht werden will, so gilt auch heute noch, was einst Emil Wagner 1916 an dieser Stelle schrieb, daß „nämlich ältere Gegenstände von Wert doch immer lieber an dem Ort und in der Umgebung zu belassen sind, für die sie ursprünglich bestimmt waren und in der sie mit Fug und Recht auch bleiben sollen“. Das Verständnis für Wert und Wichtigkeit dieser Dinge zu fördern, zu ihrer Erforschung beizutragen und sie der Nachwelt zu erhalten, ist eine Hauptaufgabe des Landesvereins Badische Heimat, ebenso wie des Badischen Landesmuseums.

Wie oft bin ich über den Rhein gefahren, von Straßburg her und wieder hinaus über Straßburg. Ich kam weither und fuhr weithin; immer war das Stück von Kehl bis Karlsruhe das merkwürdigste. Da lag die Außenseite des nördlichen Schwarzwalds; sie lag dunkel; ich wünschte mich zu den Sternen und zum Mond hinaus, um von oben her hineinsehen zu können wie in eine Reliefkarte; um mit der Hand über die nächtlichen Fichtenwälder zu fahren und mit dem Zeigefinger stecken zu bleiben — wo? im Wirtsschild zum Bären, dort an der Ecke, in Hornberg . . . Oder ich fuhr von Basel nach Freiburg und Karlsruhe. Der Schwarzwald lag wie ein dunkelgrüner Gobelin, ein wenig bläulich, stumpf im Ton und tief.

Einmal saß ich in Achern und aß Rühreier und trank einen Halbroten dazu. Dies ist mir geblieben, als sei es etwas Außerordentliches, Sinnvolles, Wesenhaftes, etwas besonders Badisches.

Fuhr man bis Frankfurt, so stand die Front des Odenwaldes hell, mit Laub statt Fichten: licht, freundlich; die Wiesen waren voll von Löwenzahn. Man kam auch an lila Kaskaden von Glycerinien und Clematis vorbei. Die Häuser waren giebelig und aus Fachwerk und waren mir nicht so lieb wie die Häuser des Schwarzwalds hinter den vermoosten Strohhäuben, die bis auf den Boden gehen — diese Häuser, die einwärts leben, seelenwärts und ein wenig hintersinnig.

Roter Sandstein am Freiburger Münster und am Heidelberger Schloß; Schiefer an den Dächern; die Dialekte familiär, das Leben vertrauend; die Gewohnheiten, die Formate einigermaßen begrenzt — aber zuweilen auch der Aufstand ganz großer Künstlermeinungen, bei Weinbrenner zum Exempel, der Karlsruhe gebaut hat, als wäre er ein Römer; menschliche Liberalität der Sitten, viel natürliche Freundlichkeit; weniger Selbstsucht als bei den schlaueren Schwaben — und hier fällt mir die Geschichte ein, die ein Onkel erzählte. Wenn im württembergischen Grenzdorf ein Kind geboren wurde, habe der Vater es auf den Kirchturm getragen und mit dem Fingerweisend gesagt: „Guck, Bueble, dort ischt es badisch, do gohst na, wenn d' grouß bischt, die müesset de verhalte . . .“ Nicht viel Reichtum, nicht sehr viel Industrie; viel Leben im engen Bezirk der Bescheidenheit trotz der Gunst der Natur, die dies Land liebt; gute Küche, köstliche Weine, Begriff von den feineren Rechten des Gaumens; viele Kleinbürger, freundlich-phäakisch, ohne Unmaß; ein Residenzschloß, das nicht erst jetzt, in der weltgeschichtlichen Abgestandenheit, seine Arme dem Ganzen freundlich öffnet; ein Ton der Milde in der Luft, in den Sitten, in den Vorstellungen; Buchsgeruch; Landschaft, die von den schwereren und schattigen Höhen des innern Schwarzwaldes zu den Palmen des Bodensees, zu den Basiliken und fruchtbaren Feldern der Reichenau sich niederläßt; dies alles am Rande des ganzen Deutschland und also auf die empfindlichste Linie gesetzt; der westlichste Westen Deutschlands, dem gallischen Westen als Grenze entgegengesetzt und doch auch ein Element des Übergangs zu ihm; endlich auch nach Südenweisend, zum Römischen im historisch-profanen Sinne des Wortes und im bleibendgeistlichen, katholischen: mit einem Wort „das Badische“.

Wilhelm Hausenstein, „Das Badische“

Die Wirtschaft in Baden — Von offenen Grenzen abhängig

Vororientierungen — Badische Integrationskraft erhalten

Peter Heimann, Waldbronn

Manche reden vom Südwesten der Bundesrepublik Deutschland als dem „Bindestrich-Land“: Baden-Württemberg. Es wäre jedoch voreilig zu sagen, der Bindestrich habe nur aufzählende Bedeutung, er treffe keine Aussage über die Integration zweier ehemals selbständiger traditionsreicher Länder. Voreilig wäre aber auch zu sagen, dem Badischen sei seine Identität verlorengegangen.

Als der erste Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, vom deutschen Südwesten als „Modell deutscher Möglichkeiten“ sprach, so konnte damals nur ein Ziel oder ein Wunsch ausgedrückt sein: Zwei Länder sollen ineinander aufgehen und in Gemeinsamkeit gesellschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Kräfte entfalten. Kräfte, die im partikularen Verharren blockiert bleiben müßten. Die berechnete Frage, ob Baden und Württemberg als selbständige Länder nicht auch einen erfolgreichen Weg hätten gehen können, ist indessen unfruchtbar. Die Entscheidung für ein gemeinsames Land fiel 1952, 1970 wurde sie in Baden nochmals eindrücklich bestätigt.

Die Nachkriegsgeschichte des Südwestens Deutschlands gibt nur Belege frei für den Erfolg des gemeinsamen Staates Baden-Württemberg. Und wenn der langjährige Ministerpräsident Hans Filbinger feststellte, daß die Aufspaltung Länder hätte entstehen lassen, „von denen sicherlich zwei noch immer Empfänger von Leistungen anderer wären, (wir) so aber das stärkste Geberland der

Bundesrepublik geworden sind“, dann kann damit nur eine Antwort auf die eigentlich fruchtbare Frage gewonnen sein: Was hat der Zusammenschluß den Menschen gebracht, insbesondere im Vergleich zu anderen Bundesländern? Diese Frage ist „empirisch-historisch“ gehaltvoll, weil beantwortbar. Baden-Württemberg ist zum kaufkraftstärksten Flächenstaat geworden, es alimentiert mit seiner Wirtschaftskraft über den Länderfinanzausgleich andere Bundesstaaten. Baden-Württemberg ist in der Bundesrepublik vorne. Anders als vor gut 100 Jahren, als viele Bürger ihre Heimat mangels ausreichender Erwerbchancen verlassen mußten, zieht es heute viele Deutsche und Ausländer nach Baden-Württemberg.

Noch im Jahre 1981 wollte man etwas Positives ausdrücken, als auf der Titelseite einer Sonderveröffentlichung des „Maschinenmarktes“ zu lesen stand: Baden-Württemberg — Das „Ruhrgebiet“ Süddeutschlands. Hier irrte diese ansonsten vorzügliche wirtschaftskundliche Schrift in geradezu historischen Dimensionen. Richtig an dieser Wertung ist einzig ein zahlenmäßig-äußerlicher Vergleich, der auf das große Wirtschaftspotential beider deutscher Landschaften hinweist. Doch während dort, im Ruhrgebiet, mit Grundstoffindustrien an die Anfänge der Industrialisierung mit ihrer Energie- und Rohstofforientierung erinnert wird, steht die Wirtschaft hier, in Baden-Württemberg, mit ihren Investitionsgüterindustrien für die mo-

dernere Wirtschaftsstufe des 20. Jahrhunderts. Dort die reife und bisweilen überreife Wirtschaftskraft, hier die voll entfaltete Wirtschaftskraft.

Ungewollt fordert diese Zwischenüberschrift „Ruhrgebiet Süddeutschlands“ jedoch zum richtigen Nachdenken auf. Die Wirtschaftskraft eines Landes ist nicht einfach das Stück eines nach Größe, Rezept und Geschmack unveränderlichen Kuchens. Der Kuchen des 19. Jahrhunderts könnte zwar noch einmal gebacken werden, er fände indessen keinen Abnehmer. Das gleiche gilt für den modernen Kuchen „Investitionsgüter“ in Baden-Württemberg. Auch dieses Rezept kann nicht einfach in die Zukunft übernommen werden. Es muß sorgfältig um neue Ingredienzien ergänzt werden. Das ist von der Landesregierung und der Selbstverwaltung der Wirtschaft auch erkannt worden. Vielfältige Anstrengungen werden unternommen, um eine lebendige baden-württembergische Wirtschaft zu gewährleisten. Die Kongresse „Zukunftschancen eines Industrielandes“, mit den Themen „Exportfähigkeit“, „Neue Technologien“ und — demnächst — „Weiterbildung“, geben Anstöße für Wirtschaft und Staat und lassen hoffen, daß die frischen Lorbeeren gar nicht erst welk werden.

Wenn heute unruhig die Frage nach der Wirtschaftskraft des Landes gestellt wird, so knüpft man an eine gute Tradition Badens an. Das Problem, Anschluß an moderne wirtschaftliche Entwicklungen zu halten oder — noch besser — an der Spitze voranzumaschieren, ist so neu gar nicht. Vor gut 100 Jahren, als in Baden die Industrialisierung am Anfang stand und mit Straßenbau und Schienenwegen die Infrastruktur entwickelt wurde, war das heutige Modewort „Technologietransfer“ dem Inhalt nach bereits bekannt. 1846 wurde der Karlsruher Professor Wilhelm Eisenlohr von der Direktion des Wasser- und Straßenbaus nach England entsandt, um die dort eingeführten neuen Telegraphengeräte kennenzulernen. Der Reisebe-

richt von Prof. Eisenlohr gleicht einer Detektivgeschichte:

„Das Vertrauen, welches ich im voraus in den Wheatston'schen Zeichen-Telegraphen gesetzt hatte, stieg um so mehr, je öfter ich in Berührung mit solchen Personen kam, die schon längere Zeit bei verschiedenen Telegraphen beschäftigt waren, ohne das Mindeste von dem Mechanismus zu verstehen, weil sie behaupteten, daß alle früheren Einrichtungen keine so große Sicherheit gewährten. Ich benutzte daher jede Gelegenheit, um mir einiges Recht auf die Gefälligkeit derjenigen Stationsaufseher zu verschaffen, welche mir unter den vielen Bekanntschaften dieser Art am meisten Hoffnung zur Erreichung meiner Absichten erweckten, und es gelang mir dadurch, daß ich einigemal, wenn auch nur auf kurze Zeit, einen Blick in das Innere der Zeichentelegraphen tun durfte. Auf diese Art sammelte ich besonders an zwei Stationen der benachbarten Eisenbahnen die zum Erathen des Hauptgedankens der Construction nötigen Daten, und als ich diese gefunden und mich mit Hilfe mancher mühsamen Combination von seiner Richtigkeit überzeugt hatte, wendete ich meine Zeit bis zum 21ten August vollends an, um mich zu versichern, daß diejenigen Theile an dem Mechanismus, die ich nach meiner Ansicht früher übersehen haben mußte, nun auch wirklich vorhanden seien. Eine besondere Schwierigkeit hatte dabei der Umstand veranlaßt, daß auf jeder folgenden Station im Innern des Apparates eine andere Combination der Leitung eintreten muß, was ich natürlich den einzelnen Instrumenten nicht ansehen konnte.“ (Zitiert nach: Baden, Land — Staat — Volk, 1806—1871, Karlsruhe 1980, Seite 101 f.)

Wenn wir das „Bindestrich-Land“ im Südwesten Deutschlands als Integration deuten, so schließt das ein „badisches Selbstbewußtsein“ und einen „badischen Ehrgeiz“ nicht aus. Die badischen Repräsentanten des Staates, der Wirtschaft und des Kulturlebens erfüllen ihre Aufgaben im Badischen wur-

zeld. Sie streben danach, die Kräfte unseres Landesteiles zu entfalten, nicht gegen Stuttgart oder Württemberg, sondern für die Badener. Also nicht gegen eine Idee oder eine Konstruktion, sondern für den Menschen mit seinen vielfältigen Lebenszielen.

Dies war in eindrucksvoller Weise anlässlich einer Abschiedsfeier für den langjährigen Sprecher des Vorstandes des Badenwerkes, des Präsidenten der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Oberrhein und des geborenen Schwaben Hugo Rhein zu erfahren. Und es war der Präsident der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Neckar, der ganz besonders tiefgründig über den Schwaben im Badenlande Hugo Rhein nachdachte und bewundernd dessen Verdienste um Baden hervorhob.

Daran wird deutlich: Baden hat seine Integrationskraft im Zusammenschluß mit Baden-Württemberg nicht verloren. Vielleicht ist sie sogar durch diesen Zusammenschluß geschärft worden und zieht auch Männer in ihren Bann, die ihre Kindheit außerhalb Badens verbracht haben.

Mit diesen Vororientierungen sollten wir uns nun von der Bindestrichfrage lösen und den Blick ganz auf Baden lenken: Was ist der Beitrag Badens zum „Modell deutscher Möglichkeiten“? Diese Frage führt zur Statistik, was naturgemäß ein wenig trocken ist. Anschaulicher wird es wieder, wenn wir die Ebene Baden in Baden-Württemberg verlassen und einen Streifzug von Mannheim und Heidelberg über Karlsruhe, Pforzheim, Freiburg und Konstanz unternehmen. Wie sieht die Wirtschaftslandschaft Badens heute aus?, so lautet unsere zweite Frage.

Badens Beitrag zum „Modell deutscher Möglichkeiten“ — Aufschwung ebenso vorangetrieben wie Nutzen daraus gezogen

Die Wirtschaft ist nach heutigem Verständnis und in der Nachfolge der Badener Karl-Friedrich Nebenius und Karl Mathy eine Veranstaltung von freien Menschen für freie

Menschen. Ausgangs- und Zielpunkt des Wirtschaftens sind die Wünsche der Menschen nach Selbstentfaltung. Dabei steht ein auskömmlicher Erwerb im Denken der ökonomischen Disziplin wie der Menschen selbst weit oben in der Rangstufe der Wünsche. Man sollte sich indessen bewußt bleiben, daß das Einkommen überwiegend Mittel für andere Zwecke wie zunächst die Existenz als solche, ästhetische, spirituelle, intellektuelle und sportliche Bedürfnisse ist.

Die Zu- oder Abnahme der Bevölkerungszahl vermittelt gute Einsichten in die wirtschaftliche Verfassung eines Landes. In einer „Denkschrift des Großherzoglichen Finanzministeriums über die dermalige Lage des badischen Staatshaushaltes und deren Verbesserung“ ist zu lesen: „Die Bevölkerung des badischen Landes war bis mit 1846 in ziemlich raschem Steigen. Dasselbe belief sich nach dem mittleren Zuwachse von 1835 bis mit 1843 auf nahe 0,9 Prozent fürs Jahr, die Seelenzahl zu Ende des Jahres 1843, also zu Anfang der älteren Budgetperiode, auf 1 334 865. Drei Jahre nachher, Ende 1846, erreichte die Bevölkerung mit 1 367 486 Seelen ihren Höhepunkt, von dem sie bis Ende 1849 auf 1 362 774 und bis Ende 1852 auf 1 356 942 Köpfe zurücksank. Das Prozent der Bevölkerungsabnahme, aus dem Durchschnitt der sechs Jahre von 1846—1852 berechnet, kommt auf 0,129 fürs Jahr und hiernach die Seelenzahl zu Ende 1853, dem Anfang der neuen Periode, muthmaßlich auf 1 355 192. Sie steht damit zwar immer noch um 20 327 Seelen oder anderthalb Prozent höher als zu Anfang der um zehn Jahre älteren Periode, aber während damals ein ununterbrochenes Steigen stattgefunden hat, waltet jetzt, den Abgang durch Auswanderung einbegriffen, wahrscheinlich noch ein Sinken ob. Damit zeugt das erste Hauptmoment zum Vortheil der älteren und zum Nachtheil der neuen Periode.“ (Zitiert nach: Baden, Land — Staat — Volk, 1806—1871, Karlsruhe 1980, Seite 77.)

Wie ging es danach weiter? Von 1871 bis

1950 wuchs die Bevölkerung in Baden von 1,4 Millionen auf 2,7 Millionen Menschen. Mit einer Zunahme von 93 Prozent wurde die Verdoppelung der Bevölkerungszahl nur knapp verfehlt. Der Gesamttraum Baden-Württemberg wuchs im selben Zeitraum mit 92 Prozent praktisch im selben Tempo. Auch der Nachkriegszeitraum, also die Jahre Badens und Württembergs unter einem gemeinsamen bundesstaatlichen Dach, zeigen keine auffallenden Bevölkerungsverschiebungen. Die Bevölkerung Badens nahm bis 1982 um 42 Prozent auf 3,8 Millionen Personen zu; landesweit waren es 44 Prozent.

Von den 3,8 Millionen Menschen in Baden nehmen 1,7 Millionen am Erwerbsleben teil. Die Erwerbsquote (Erwerbstätige in von Hundert der Bevölkerung) beträgt in Baden wie in Baden-Württemberg insgesamt 45 Prozent. 189 000 Badener (11,3 Prozent) arbeiten als Selbständige oder mithelfende Familienangehörige auf eigene Rechnung, 734 000 sind unselbständig als Beamte und

Angestellte (44 Prozent) und 748 000 (45 Prozent) als Arbeiter tätig. Auch diese Zahlen zeigen keine nennenswerten Unterschiede gegenüber dem Gesamtstaat.

Die von der Landwirtschaft, der Industrie, dem Handwerk, dem Großhandel und Einzelhandel, der Fremdenverkehrswirtschaft und den privaten und öffentlichen Dienstleistungen produzierten Güter umfassen in der Abgrenzung des Bruttoinlandsproduktes einen Wert von 94,4 Milliarden DM. Je Erwerbstätigen sind das 56 500 DM. Wiederum liegt kein markanter Unterschied zu Baden-Württemberg insgesamt vor.

Es würde nun den Leser überfordern und sicher auch langweilen, jetzt alle wichtigen wirtschaftsrelevanten Merkmale einzeln aufzuzählen. Man kann es kürzer und anschaulicher machen, weil der Vergleich Baden zu Baden-Württemberg in vieler Hinsicht auf die Zahl 40 Prozent hinausläuft. Wir wiederholen uns deshalb kurz und ergänzen die Liste der Wirtschaftsdaten summarisch:

Wirtschaftszahlen Badens im Überblick

| | Baden | Baden in v. H. Baden-Württemberg |
|--|------------|-------------------------------------|
| Fläche | 13 747 qkm | 38,5 |
| Bevölkerung | 3 847 Tsd. | 41,5 |
| Arbeitsplätze | 1 670 Tsd. | 40,0 |
| Bruttoinlandsprodukt | 94 Mrd. DM | 40,0 |
| Industrieumsatz | 84 Mrd. DM | 38,5 |
| Umsatz im Bauhauptgewerbe | 8 Mrd. DM | 40,1 |
| Einzelhandelsumsatz ansässiger Unternehmen | 21 Mrd. DM | 45,0 |
| Großhandelsumsatz ansässiger Unternehmen | 29 Mrd. DM | 39,0 |

Welche Wertung kann aus diesen Zahlen abgeleitet werden? Der Überblick belegt zunächst die schon erwähnte Zahl 40 Prozent, und sie sagt, daß Baden in wirtschaftlicher Hinsicht an dem Aufschwung seit 1950 voll teilgenommen hat. Baden ist etwas dichter besiedelt als das Land insgesamt. Den Kenner der Topographie des Rheintales und der

schnell ansteigenden Schwarzwaldränder überrascht das auch nicht. Dem entspricht, daß auch die Zahl der Arbeitsplätze je Quadratkilometer etwas höher als landesweit ist. Die höhere Besiedlungsdichte hat aber keinen Produktivitätsverlust zur Folge. Hier liegt Baden mit dem Landesdurchschnitt gleichauf. Allein der Einzelhandelsumsatz

bildet einen merklichen „Ausreißer“. Die hier erreichten 45 Prozent Landesanteil erklären sich aus der statistischen Abgrenzung „in Baden ansässige Unternehmen“. In den Zahlen der Einzelhandelsunternehmen sind demnach auch die Umsätze solcher Betriebsstätten enthalten, die badische Unternehmen außerhalb des Landes betreiben. Das fällt wegen größerer Versandunternehmen in Karlsruhe und Pforzheim und der bundesweit tätigen Mann-Wertkauf-Gruppe mit Sitz in Karlsruhe spürbar ins Gewicht. Angesichts der fast überraschend stark ausgeprägten Übereinstimmung vieler sozio-ökonomischer Daten Badens und Baden-Württembergs sei es erlaubt, die Frage nach dem Beitrag Badens zum „Modell deutscher Möglichkeiten“ rasch abzuschließen. Der badische Beitrag zu dem beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung im Südwesten Deutschlands entspricht seinem Flächen- und Bevölkerungsanteil im Jahr der Staatsgründung 1952. Man hat in Baden diesen Aufschwung ebenso vorangetrieben wie Nutzen daraus gezogen.

Die Wirtschaftslandschaft Baden — Impulse durch offene Grenzen

Die Wirtschaftslandschaft Badens entfaltet sich mit so verschiedenen Branchen wie Weinbau und Rohstoffe — Sand, Kies, Kalkstein, Porphyrt — von der Bergstraße bis zum Bodensee. Sie enthält den Fremdenverkehr in der Studentenstadt Heidelberg, dem nördlichen Schwarzwald und dem Hochschwarzwald und wiederum bis zu dem Bodensee. Die Energiewirtschaft beginnt in Mannheim und Karlsruhe mit Raffinerien, sie reicht in der Stromerzeugung vom Kernkraftwerk Philippsburg über konventionelle Kraftwerke in Karlsruhe und Mannheim bis zu den Wasserwerken im Rhein, im Murgtal und am Schluchsee. Die Industrie ist in allen Landesteilen vertreten. Die Branchen Maschinenbau, Elektrotechnik, Fahrzeugbau, Chemie und Textilien bilden je besondere Schwer-

punkte in Mannheim, Karlsruhe, Murgtal/Rastatt, Freiburg, Lörrach, Singen und Konstanz. Banken und Versicherungen, vor allem in Mannheim und Karlsruhe, sowie Einzelhandelsunternehmen mit überregionaler Bedeutung und Versandunternehmen in Karlsruhe und Pforzheim runden das Bild ab.

Man kann die Wirtschaftslandschaft Badens mit dem Schiff erkunden und die Häfen in Mannheim, Karlsruhe, Kehl und Breisach besuchen, man kann mit der Bahn durch das Rheintal bis Freiburg fahren oder in Karlsruhe nach Pforzheim und in Offenburg nach Konstanz abbiegen. Die Autobahn lädt zu einer raschen Fahrt durch Baden ein, wenn gleich zwischen Bruchsal und Rastatt mit Stauungen zu rechnen ist. Sie gewährt aber keine freie Durchfahrt nach Konstanz über Freiburg. Hier ist eine lange Strecke über Pforzheim durch Württemberg zu wählen. Am gründlichsten lernt freilich derjenige Baden und seine Wirtschaft kennen, der sich von der Bergstraße, durch den Kraichgau am Schwarzwaldrand und durch das Hochrheintal zu Fuß zum Bodensee aufmacht. Diese Route verspricht die besten Eindrücke. Der Verfasser hat sich jedoch darauf beschränkt, das nachfolgende Bild der Wirtschaftslandschaft Badens gleichsam im Zeitraffer einer Autofahrerperspektive zu zeichnen.

Dem Mangel der eigentlich angemessenen detailreichen Beschreibung wird entgegenge wirkt, indem Repräsentanten der Wirtschaft jeder Landschaft zuerst zu Wort kommen. Aus den Betrachtungen dieser Männer können wir schon jetzt ein vorläufiges Resümee ziehen: Aufschwung oder Stagnation der Wirtschaft in Baden ist von Mannheim/Heidelberg bis zum Bodensee gleichbedeutend mit offenen oder geschlossenen Grenzen. Baden ist das Grenzland in der Bundesrepublik Deutschland. Die Badener müssen deshalb vor allem auch europäisch denken und unter den Streitern für eine liberale Welthandelsordnung an vorderster Stelle kämpfen.

Region Rhein-Neckar — Wiege des Kraftfahrzeugbaues

Wir beginnen unsere Fahrt durch die Wirtschaftslandschaft Badens in der Region Rhein-Neckar mit dem Doppelzentrum Heidelberg-Mannheim.

„Wenn man vom Rhein-Neckar-Raum spricht, so schweifen die Gedanken weit über Mannheim hinaus. Wir rechnen dazu üblicherweise das südliche Hessen und große Teile der Pfalz, nämlich die Vorderpfalz und sogar Worms als südlichen Zipfel Rheinhessens. Im engeren Sinne verstehen wir darunter den nordbadischen Raum zwischen Rhein und Neckar, das sind die kreisfreien Städte Mannheim und Heidelberg sowie die Landkreise Rhein-Neckar mit dem Sitz in Heidelberg und Neckar-Odenwald mit dem Sitz in Mosbach. Der Rhein-Neckar-Raum in seiner weiten Fassung ist der sechstgrößte Ballungsraum in der Bundesrepublik. Er hat rund 1,8 Millionen Einwohner und ist hochverdichtet. Wirtschaftlich sind die Teile rechts und links des Rheins auf das engste miteinander verzahnt. Der Pendlerverkehr über die Rheinbrücken ist intensiv, vor allem zwischen Mannheim und Ludwigshafen. Einheitlich sind nicht nur viele Interessen, sondern auch die geschichtliche Herkunft.

Trotz vieler Verflechtungen sowie gemeinsamer Interessen und trotz gemeinsamer historischer Wurzeln ist deutlich spürbar: Die Ländergrenzen zerschneiden den Raum in drei Teile.“ (Hans K. Göhringer: Wirtschaftliche Fragen im Rhein-Neckar-Raum, o.O. 1979, S. 5.)

Der Wirtschaftsschwerpunkt der Region Unterer Neckar ist die Stadt Mannheim. Hier nahm die Industrialisierung Badens in der Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Anfang, und hier entwickelte Carl Benz das erste Kraftfahrzeug. Die größten industriellen Arbeitgeber sind der Maschinenbau, der Fahrzeugbau — Daimler-Benz AG, John Deere-Werke, es folgen Unternehmen der Elektrotechnik — Brown Boveri & Cie. AG.

Heidelberg bildet zusammen mit Mannheim ein Doppelzentrum im Rhein-Neckar-Raum. Das wiederaufblühende mittelalterliche Heidelberg ist mit seinem Schloß Anziehungspunkt für viele Menschen aus Deutschland, den europäischen Nachbarländern, den USA und auch Japan. Die ersten Gedanken zu Heidelberg sind oft Altstadt, Schloß und Universität. Heidelberg hat aber auch ein interessantes Industriefundament, darunter die weltbekannte Firma Heidelberger Druckmaschinen AG. Auch die Heidelberger Zement AG ist zu erwähnen, deren Werke und Töchter überall in Baden zu finden sind. Im Norden dieser Region, an der Bergstraße, werden vielfältige Rohstoffe gewonnen. Steine, Erden, und Kiesvorkommen bieten vielen Weiterverarbeitern Erwerbschancen. Zu den wirtschaftsschwachen Gebieten dieser Region zählt der Neckar-Odenwaldkreis mit Mosbach und Buchen.

Das Bruttoinlandsprodukt am Unteren Neckar liegt mit 59 400 DM je Beschäftigten über dem Durchschnitt Badens. Es wird von 468 000 Erwerbstätigen erarbeitet. Die Bevölkerung umfaßt 1 033 000 Personen, sie lebt auf einer Fläche von 2442 qkm.

Region Mittlerer Oberrhein — Energie für Baden und „Residenz des Rechts“

Mit der Region am Mittleren Oberrhein betreten wir Kernlande Badens.

„Die Region Mittlerer Oberrhein . . . ist eine verhältnismäßig junge Wirtschaftsregion. Die Industrialisierung setzte im Karlsruher Raum relativ spät und sehr zögernd ein. Die 1817 begonnene Rheinbegradigung, die Gründung der Technischen Hochschule 1825, der Bau verschiedener Eisenbahnlinien im Jahre 1840—1865 und der am 1. Januar 1936 erfolgte Anschluß Badens an den deutschen Zollverein bedeuteten zwar wichtige Impulse für eine Industrialisierung; positiven Ansätzen folgten aber stets wieder gravierende Rückschläge. Die Grenzlage zu Frank-

reich erwies sich als entscheidendes Entwicklungshemmnis . . . Die Ausgangssituation der Nachkriegsjahre war nicht dazu angetan, große Hoffnungen auf einen wirtschaftlichen Entwicklungsprozeß in der Region Mittlerer Oberrhein zu wecken. Die Randlage im toten Winkel der Besetzungszonen erstickte ökonomische Impulse. Seit Anfang der 50er Jahre erfolgte dann die Standort-Umwertung. Aufgrund der europäischen Wirtschaftsintegration rückte die Region in eine attraktive Mittelpunktlage.“ (Hugo Rhein, Region Mittlerer Oberrhein — Dynamische Wirtschaft auf kleiner Fläche, in Maschinenmarkt, a.a.O., Seite 115.)

Die Wirtschaft am Mittleren Oberrhein ist im Norden — Philippsburg, Bruchsal, Bretten — „elektrizitätsorientiert“. Im Kernkraftwerk Philippsburg wird Strom erzeugt, in Bruchsal und Umgebung findet man eine Betriebsstätte der Siemens AG und das mittelständische exportintensive Unternehmen SEW EURODRIVE GmbH und die Neff-Werke GmbH, die Küchenhaushaltsgeräte herstellen. In Karlsruhe und Ettlingen dominieren Elektrotechnik, Maschinenbau, Mineralöl-, Textil- und Papierindustrie. Die Industriebasis wird in Karlsruhe durch viele private — Versicherungen, Banken, darunter die Badische Beamtenbank — und öffentliche Dienstleistungen — Gerichte, Hochschulen — ergänzt. Das Bundesverfassungsgericht und der Bundesgerichtshof haben der ehemaligen Residenzstadt Badens jetzt den Ehrentitel „Residenz des Rechts“ verschafft. Die Universität, die Fachhochschule, zwei Fraunhofer-Institute und das Kernforschungszentrum in Eggenstein-Leopoldshafen, Sitz Karlsruhe, kennzeichnen Karlsruhe als naturwissenschaftlichen Schwerpunkt in Baden. Durch Hochschulen und Großforschungseinrichtungen wird am Mittleren Oberrhein die höchste Zahl an Forschern je Industriebeschäftigten in Baden-Württemberg erreicht. Im Süden der Region Mittlerer Oberrhein, in Rastatt und im Murgtal, treffen wir wieder auf den Nutzfahrzeugbau,

der hier mit Betriebsstätten der Daimler-Benz AG vertreten ist. Neben anderen, mittelständischen Investitionsgüterherstellern findet man außerdem die traditionsreiche Papier und Pappeindustrie. Ein Stück weiter, in Bühl und Umgebung, hat sich unter anderem die Elektroindustrie niedergelassen. Zum Rückgrat der Wirtschaft gehört im ganzen südlichen Kammerbezirk die Gewinnung von Sand und Kies. Auf der Grundlage dieses wichtigsten regionalen Rohstoffes hat sich in den vergangenen 30 Jahren eine bedeutende weiterverarbeitende Industrie entwickelt, deren Produkte von Beton über mannigfaltige Betonwaren bis hin zu vorgefertigten Industriehallen reichen.

Die Wirtschaftskraft dieses Raumes erreicht mit einem Bruttoinlandsprodukt je Erwerbstätigen von 63 000 DM den höchsten Wert in Baden. Die Gesamtzahl der Erwerbstätigen beträgt 394 000. Die Bevölkerung umfaßt 871 000 Personen auf einer Fläche von 2137 qkm.

Region Nordschwarzwald — Badisches und württembergisches Gebiet vereinigt

Mit einem Abstecher von Karlsruhe nach Pforzheim gelangen wir zur Region Nordschwarzwald, die badisches und württembergisches Gebiet zusammenfaßt.

„Die Wirtschaft des Kammerbezirkes Nordschwarzwald trägt mittelständischen Charakter. Der industrielle Schwerpunkt liegt im nördlichen Teil des Gebiets; dominierend sind der Stadtkreis Pforzheim als Zentrum der deutschen Schmuck- und Kleinuhren-Industrie und der Enzkreis. Im Röchlinghaus in Pforzheim hat seit einigen Jahren das Schmuckmuseum der Stadt seine Bleibe gefunden. Diese ständige Ausstellung zur Geschichte des Schmuckes mit Originalen aus vier Jahrtausenden, von der Antike bis zur Gegenwart, und seine bedeutende Ring-sammlung, veranstaltet immer auch Sonder-schauen zu Themen wie: Schmuck der Gegenwart, Schmuck fremder Völker und Kul-

turen, Geschichte und Technik des Schmucks.

In den Kreisen Calw und Freudenstadt befinden sich die größten zusammenhängenden Waldgebiete des Landes, eine bemerkenswerte Zahl an Heilbädern, Kur- und Erholungsorten von städtebaulichem Reiz mit zum Teil seit Jahrhunderten erprobter Heilwirkung. Wie den traditionell bodenständigen Gewerbebezügen kommt daher dem Fremdenverkehrsgewerbe als Wirtschaftsfaktor eine besondere Bedeutung zu.“ (Walter Witzmann, Region Nordschwarzwald — Landschaftlich bevorzugt und gewerbeträchtig, in: Maschinenmarkt, a.a.O., Seite 131.) Dieser Charakteristik der Wirtschaft in und um Pforzheim ist kaum etwas hinzuzufügen, außer vielleicht der Hinweis, daß in Pforzheim der Einzelhandel mit bedeutenden Versandunternehmen herausragt.

Das Bruttoinlandsprodukt je Erwerbstätigen liegt mit 51 000 DM allerdings unter dem Durchschnitt Badens. Mit Strukturhilfen des Landes wurden in der Vergangenheit erhebliche Anstrengungen unternommen, die Entwicklung dieses Wirtschaftsraumes voranzubringen. Die Zahl der Erwerbstätigen beträgt 210 000. Die Bevölkerung umfaßt 503 000 Personen, sie lebt auf einer Fläche von 2340 qkm.

Region Südlicher Oberrhein — Symbiose aus Industrie und Fremdenverkehr

Wir kehren wieder in das Rheintal zurück und erreichen über Achern, Offenburg, Lahr und Freiburg die Region Südlicher Oberrhein.

„Als Herzstück des badischen Oberrheingebietes kann im Südwesten der Bundesrepublik Deutschland die Wirtschaftsregion Südlicher Oberrhein gesehen werden. Sie wird um die Stadt Freiburg herum im wesentlichen aus den Raumschaften Ortenau, Breisgau, Markgräfler Land, Kaiserstuhlgebiet und dem Hochschwarzwald gebildet . . . Die Attraktivität des Wirtschafts- und Erholungs-

raumes am Südlichen Oberrhein ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß das Gebiet von 125 Meter über dem Meeresspiegel in der Rheinebene bis zu den höchsten Erhebungen des Schwarzwaldes mit dem Feldberg von knapp 1500 Meter ansteigt und mit seinen Seen, Titisee und Schluchsee, sehr abwechslungsreich ist.“ (Peter Fuchs, Region Südlicher Oberrhein — Vom „Transitgebiet“ zur aktiven Wirtschaftsregion, in: Maschinenmarkt, a.a.O., Seite 197.)

Die Region Südlicher Oberrhein wird nicht zu Unrecht sofort mit Weinbau und Fremdenverkehr in Verbindung gebracht. Der eigentliche wirtschaftliche Schwerpunkt ist jedoch auch in diesem Raum die Industrie mit bedeutenden Unternehmen in den Branchen Stahlbau, Maschinenbau, Fahrzeugbau, Elektrotechnik und Chemie. Eine badische Spezialität, der Tabakanbau — im 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts auch südlich von Mannheim bis Bruchsal vertreten —, lebt heute noch in Lahr fort. Der Industrie und dem Fremdenverkehr gelangen am Südlichen Oberrhein eine Symbiose, die der Wirtschaft eine bemerkenswerte Stabilität verleiht.

Die Wirtschaftskraft liegt dennoch unter dem Durchschnitt Badens. Das Bruttoinlandsprodukt je Erwerbstätigen erreicht hier 52 000 DM. Es wird von 372 000 Erwerbstätigen erwirtschaftet. Die Bevölkerung umfaßt 869 000 Personen, sie lebt auf einer Fläche von 4072 qkm. Die Region Südlicher Oberrhein ist der nach der Fläche größte Landesteil Badens.

Region Hochrhein-Bodensee — Reiche Kulturlandschaft findet Anschluß an die Industrialisierung

Über den Hochrhein passieren wir ein Stück Schweizer Gebiet und erreichen mit Blick auf Radolfzell und die Insel Reichenau Konstanz. Am Bodensee begegnen uns viele Zeugen der Vergangenheit. Zu den beeindruckendsten Baudenkmalen zählt zweifellos die romanische Kirche auf der Reichenau.

„Die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung der Region Hochrhein-Bodensee wurde geprägt durch die wohl einzigartige Wirtschaftsbeziehung zur benachbarten Schweiz.

Der Vergabe von Lohnaufträgen bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts folgten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zahlreiche Gründungen von Textilfabriken mit Schweizer Kapital... Nach dem Anschluß Badens an den deutschen Zollverein im Jahre 1835 kam es wegen der Schutzzollpolitik gegenüber der benachbarten Schweiz zum Erliegen der schweizerischen Textilausfuhren, damals der wichtigste Aktivposten der Zahlungsbilanz. Die Welle von ausländischen Neugründungen konzentrierte sich im Hochrhein- und Wiesental, dessen Textilindustrie für ganz Baden die erste Stellung einnahm... Beschränkungen des Kapitalverkehrs in den beiden Weltkriegen und in den 30er Jahren ließen die schweizerische Investitionstätigkeit zeitweise stark zurückgehen. Seit den 50er Jahren wurden im Kammerbezirk wieder neue Firmen mit Schweizer Kapital gegründet, so daß jetzt etwa die Hälfte der Industriebeschäftigten an Hochrhein und Bodensee einen Arbeitsplatz in einem Schweizer Betrieb auf deutscher Seite hat.“ (Karl-Heinz Röllgen, Region Hochrhein-Bodensee — Im Angesicht der Schweiz und halb in ihr, in: Maschinenmarkt, a.a.O., Seite 109.)

Die Wirtschaft am Hochrhein und Bodensee gliedert sich in die Schwerpunkte Textil- und Chemische Industrie im Westen und in Metallbearbeitung, Maschinenbau und Elektrotechnik (Computer) und einzelne pharmazeutische und Bekleidungsindustrien im Osten. Mit Südschwarzwald und Bodensee bietet sich auch dem Fremdenverkehr eine besondere Chance. Vor allem im Südschwarzwald, wo eine industrielle Basis weitgehend fehlt, ist der Fremdenverkehr eine wichtige Einkommensquelle der Bevölkerung. Für den Einzelhandel, insbesondere der Städte Konstanz und Lörrach, ist die

Grenznähe zur Schweiz Risiko und Chance zugleich. Der Wechselkurs DM/Franken begünstigt je nach Höhe mal die schweizerischen, mal die deutschen Einzelhändler.

Insgesamt sieht sich der Raum Hochrhein-Bodensee im Schatten der dynamischen Entwicklung Badens. Die Wirtschaftskraft ist auch mit einem Bruttoinlandsprodukt je Erwerbstätigen von 52 000 DM ein gutes Stück niedriger als im Durchschnitt Badens. Man hofft, die Wirtschaftslage durch gezielte Strukturhilfen verbessern zu können. Die Gesamtzahl der Erwerbstätigen beträgt 227 000. Die Bevölkerung umfaßt 570 000 Personen, sie lebt auf einer Fläche von 2756 qkm.

Ein abschließendes Nachdenken über diese Reise durch eine Wirtschaftslandschaft mit den Sonderkulturen Wein-, Spargel- und Tabakanbau, aus Grundstoff-, Investitionsgüter-, Gebrauchsgüter, Nahrungs- und Genussmittelindustrie, aus Banken, Versicherungen, Handel und Fremdenverkehr läßt eine moderne Wirtschaft erkennen. Die auf die Kurzformel Bruttoinlandsprodukt je Erwerbstätigen gebrachte Wirtschaftskraft zeigt für alle Landschaften Badens gute Werte.

Daran hätte man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht zu glauben gewagt. Beispielsweise nicht, als 1860 das Handelsministerium die Handelskammern, Gewerbevereine, Bezirksämter und Gemeinden fragte: „Verlangen die Verhältnisse des Großherzogthums eine Gewerbegesetzgebung, welche auf dem Grundsatz der Gewerbefreiheit beruht, oder entspricht denselben vielmehr eine gesetzliche Reform des Zunftwesens?“

Heute sind uns die wirtschaftlichen Erfolge der Befreiung der Menschen aus grundherrschaftlichen Privilegien und Zunftordnungen selbstverständlich. Dennoch ist letztlich diese wirtschaftliche Freiheit des Menschen das entscheidende Pfund, mit dem wir wuchern können. Heute stellen sich andere Probleme als vor gut 100 Jahren. Damals galt es, der

Bevölkerung Erwerbschancen zu geben, sie nicht auf ein ungewisses Los durch Auswandern zu verweisen. Diese Herausforderung ist gemeistert worden. Heute zeigt uns die Natur erneut Grenzen. Manche fragen sich besorgt, ob wir mit der Industrialisierung nicht einen Pyrrhussieg erfochten haben. Das deutet Flucht aus der Wirklichkeit an. Eine gegenüber der Mitte des 19. Jahrhunderts fast dreimal so große Bevölkerung Badens

kann ohne Industrie nicht überleben. Deshalb werden wir die Probleme unserer Tage auch nur mit der Industrie und nicht ohne die Industrie, mit Technik und nicht gegen Technik bewältigen können. Es bleibt das Wort von Karl Mathy in einem Landtagsbericht von 1848 gültig: „Die Industrie, meine Herren, ist keine undankbare Tochter; sie vergilt die Pflege, die man ihr angedeihen läßt.“

Die Bevölkerung Badens von 1871 bis 1982 nach Regionen

| Region | 1871 | 1900 | 1925 | 1950 | 1982 | | |
|--------------------------|----------------|----------------|----------------|----------------|----------------|----------------|--------------|
| | | | | | insg. | Deutsche | Ausländer |
| Baden | | — 1 000 — | | | | | |
| Baden-Württemberg | | | | | | | |
| Mittlerer Oberrhein | 299,0 | 415,5 | 519,7 | 633,9 | 871,0 | 802,5 | 68,4 |
| Unterer Neckar | 292,1 | 450,0 | 621,4 | 782,9 | 1 033,5 | 930,8 | 102,7 |
| Nordschwarzwald | 211,7 | 251,6 | 305,4 | 325,9 | 503,2 | 451,2 | 52,1 |
| Südlicher Oberrhein | 380,1 | 445,4 | 511,1 | 592,2 | 869,5 | 820,3 | 49,2 |
| Hochrhein—Bodensee | 221,7 | 248,5 | 295,4 | 381,3 | 570,0 | 512,3 | 54,7 |
| Baden | 1 404,6 | 1 810,0 | 2 253,0 | 2 716,0 | 3 847,2 | 3 517,1 | 237,0 |
| Baden-Württemberg | 3 349,4 | 4 107,3 | 4 964,2 | 6 430,2 | 9 270,6 | 8 353,7 | 916,9 |

Die Wirtschaft Badens im Überblick

| Region | Fläche km ² | Bevöl- kerung 1 000 Ende 1982 | Arbeits- plätze 1 000 Mitte 1982 | Brutto- in lands- produkt Mrd. DM 1980 | Industrie- umsatz ¹⁾ Mrd. DM 1982 | Umsatz Bau- haupt- gewerbe Mio. DM 1981 | Einzel- handels- umsatz ²⁾ Mio. DM 1980 | Groß- handels- umsatz Mio. DM 1980 |
|--------------------------------|---------------------------|---|--|--|---|--|--|--|
| Baden | | | | | | | | |
| Baden-Württemberg | | | | | | | | |
| Mittlerer Ober- rhein | 2 137 | 871,0 | 393,6 | 24,8 | 21,9 | 1 950 | 7 054 | 8 481 |
| Unterer Neckar | 2 442 | 1 033,5 | 468,0 | 27,8 | 25,4 | 2 005 | 4 561 | 9 449 |
| Nordschwarz- wald | 2 340 | 503,2 | 209,9 | 10,7 | 10,1 | 951 | 3 163 | 3 005 |
| Südlicher Ober- rhein | 4 072 | 869,5 | 371,7 | 19,3 | 14,1 | 2 198 | 4 406 | 5 665 |
| Hochrhein— Bodensee | 2 756 | 570,0 | 227,4 | 11,8 | 12,8 | 944 | 2 303 | 2 636 |
| Baden | 13 747 | 3 847,2 | 1 670,6 | 94,4 | 84,3 | 8 048 | 21 487 | 29 236 |
| Baden-Württem- berg | 35 752 | 9 270,6 | 4 179,5 | 233,5 | 218,9 | 19 726 | 47 878 | 75 136 |

¹⁾ Betriebe von Unternehmungen des Verarbeitenden Gewerbes mit i. d. R. 20 und mehr Beschäftigten

²⁾ Ansässige Unternehmen ab 20 000 DM Jahresumsatz

Quelle: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg, diverse Veröffentlichungen

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Peter Anstett,
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,
Außenstelle Karlsruhe,
Karlstr. 47, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Peter Assion, Universität Marburg,
Bahnhofstr. 5a, 3550 Marburg

Prof. Dr. Richard Bellm,
Eisenlohrstr. 45, 7500 Karlsruhe

Minister Prof. Dr. Helmut Engler,
Ministerium für Wissenschaft und Kunst,
Postfach 401, 7000 Stuttgart

Prof. Dr. Karl Foldenauer,
Reinhold-Schneider-Str. 104,
7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Günther Haass,
Erlenweg 2, Wohnstift Appt. I-3/1,
7500 Karlsruhe

Oberstudiendirektor Heinrich Hauß,
Jahnstr. 9, 7500 Karlsruhe

Dr. Peter Heimann, Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Oberrhein,
Lammstr. 15—17, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Volker Himmelein, Direktor des Badischen Landesmuseums
Schloß, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Walter Kolneder
Jollystr. 67, 7500 Karlsruhe

Dr. Gerhard Römer, Direktor der Badischen Landesbibliothek,
Lammstr. 16, 7500 Karlsruhe

Dr. Heinz Schmitt, Direktor des städtischen Archivs und der Bibliothek,
Rathaus, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Helmut Schönamtsgruber,
Ltd. Regierungsdirektor a. D.
Bergstr. 9, 7517 Waldbronn

Prof. Dr. Volker Schupp, Universität Freiburg,
Haydnweg 4, 7830 Emmendingen

Prof. Dr. Wolfgang Stopfel, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg
Scheffelstr. 59, 7800 Freiburg

Schulamtsdirektor i. R. Ludwig Vögely,
Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe 1

Das Taler-Abo der BW-Bank.



Taler aus vier Jahrhunderten. Taler, die etwas zu erzählen haben vom Auf und Nieder deutscher Geschichte. Taler, die für Sie von Münzenexperten unserer Bank zusammengestellt wurden. Das bietet Ihnen zwei Jahre lang das Taler-Abonnement der Baden-Württembergischen Bank. Fordern Sie die kostenlose, 28seitige Broschüre an, oder sprechen Sie mit uns.

Bitte schicken Sie mir Ihre 28seitige Broschüre:

Name: _____

Anschrift: _____

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK AG
Postfach 142, 7000 Stuttgart 1, Tel. (07 11) 20 94-292-6
... und mehr als hundertmal in Baden-Württemberg.